Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Unter Preussens Fahnen.

Unter Preußens Fahnen.

Historischer Roman aus dem Jahre 1866.

Von

Stanislaus Graf Grabowski.

Dritter Band.

Berlin.
Verlag von A. Sacco Nachfolger.

1867.

I.

Der Oberlieutenant.

Als Hermann Günther im Hause der jüdischen Familie zu Nechanitz von seinem festen Schlummer erwachte — es war schon beinahe Mittagszeit, als dies geschah — fühlte er sich einerseits recht befriedigt, wenn er, leise schaudernd, an die Scenen dachte, die er in der vergangenen Nacht auf dem Schlachtfelde erlebt hatte, andererseits aber auch sehr beunruhigt darüber, daß er von seinem Truppentheile, der vermuthlich neuen Kämpfen entgegenging, so weit abgekommen sei.

Isaak Wolff hatte vorher schon ein paar Mal die Thür ganz vorsichtig und leise geöffnet und seinen Kopf in das Zimmer hineingesteckt, da der Oberlieutenant aber noch der Ruhe zu bedürfen schien, denselben nicht stören wollen. Jetzt kam er wieder, und Hermann, der vom lebhaftesten Dankgefühle für ihn erfüllt war, rief ihm, indem er sich im Bette aufrichtete, freundlich zu:

„Nur näher, mein lieber Isaak! Ich könnte sonst in Versuchung kommen, den ganzen Tag zu verschlafen."

Der junge Jude, von dessen hübschem Gesichte die reinste Freude strahlte, folgte dem Rufe mit offenbarer Bereitwilligkeit und drückte herzlich die Hand des Oberlieutenants, der ihm noch einmal als seinem Lebensretter Dank sagte und ihn einlud, sich auf den vor seinem Bette stehenden Stuhl zu setzen.

Mit Behagen blickte sich Hermann indessen das freundliche Zimmer an, in dem bei der bequemsten Ausstattung die größte Reinlichkeit herrschte; man mußte fühlen, daß die Wirthsleute, insbesondere wohl die hübsche Sarah, bestrebt gewesen waren, dem Gaste den Aufenthalt angenehm zu machen.

Als die ersten, mehr förmlichen, wenn auch herzlichen Worte gewechselt worden waren, begann die Stirn des Oberlieutenants sich ein wenig zu falten, und er fragte mit einem nur halb unterdrückten Seufzer:

„Was soll aber nun werden, Isaak Wolff?"

„Ich habe schon darüber nachgedacht," erwiederte der Gefragte, aus dessen Mienen man leicht lesen konnte, daß er eine sehr glückliche Idee gefunden zu haben glaubte. „Euer Gnaden sehnen sich gewiß nach Dresden, wo Sie Ihre liebe Braut haben, und wenn ich an meine Sarah denke, so kann ich mir die Stärke dieses Gefühls vorstellen. Nun wohl, der Weg nach Dresden ist Ihnen offen, wenn er mit einiger Vorsicht benutzt wird, und nöthigenfalls will ich selbst Sie dahin führen."

„Isaak!" rief der überraschte Oberlieutenant, „Ihr träumt! Für mich steht nur ein Weg offen, und der führt zu meiner Fahne."

„Zurück zu den Soldaten, die sich auf der vollen Flucht befinden?" fragte der junge Jude erstaunt. „Was wollen Sie denn da noch helfen oder nützen, Herr Oberlieutenant? Meinen Sie denn, daß noch eine Schlacht geschlagen werden wird, nachdem bei Königgrätz das große Unglück über die Oesterreicher gekommen ist?"

„Das versteht Ihr nicht, Isaak," erwiederte Hermann, sich in heimlichem Verdrusse auf die Lippen beißend. „Ihr, der Ihr nie Soldat gewesen seid, wißt nicht, welche Pflichten uns die militairische Ehre auferlegt."

„Ehre, Pflichten?" murmelte Isaak, die Achseln zuckend; „was thue ich damit, wenn mein Herz ganz anders redet, wenn ich an meine Sarah denke?"

„Das ist schon gut, lieber Isaak — in dem Punkte verstehen wir uns nicht; ich kann Euch nur versichern, daß meine Braut und ihr Vater die Freude des Wiedersehns vergessen würden über die Verachtung, die ich verdiente, wenn ich jetzt zu ihnen zurückkehren wollte. Es bleibt also Nichts übrig, als daß Ihr mir so bald als möglich dazu verhelft, wieder zu meiner Brigade zu gelangen."

„Es wird viel Gefahr dabei sein, Herr."

„Das kann mich nicht von meinem Entschlusse abhalten," erwiederte Hermann ernst und fest. „Ich verlange aber auch nicht, daß Ihr Euch dieser Gefahr aussetzet, sondern wünsche nur, daß Ihr mir die richtigen und möglichen Wege bezeichnet."

„Hm, darin liegt eben die Schwierigkeit! Uebrigens werde ich Sie aus doppeltem Grunde nicht verlassen, sowohl weil ich, mit der Gegend genau bekannt, Ihnen dabei Dienste leisten kann, mitten durch die Preußen hindurchzukommen, als weil ich in der Gegend von Olmütz noch wichtige Geschäfte habe."

„Ihr, Isaak Wolff — in Olmütz? Das ist ein weiter Weg und zur Zeit gefährlich."

„Ich sage wie Euer Gnaden: die Pflicht verlangt es so," entgegnete der junge Jude. „Oder," setzte er lächelnd hinzu, „es ist ein Geschäft, das gut bezahlt wird."

„Ich darf wohl nicht fragen, was Ihr dort zu thun habt?"

„Nun, es ist so eine Art von Geheimniß, dessen Entdeckung mir vermuthlich den Strick um den Hals legen würde; da Sie mich aber jedenfalls nicht verrathen werden, kann ich Ihnen wohl sagen, daß es da in der Gegend herum ein Schloß giebt, das sich Glücksburg nennt, und daß die Besitzerin dieses Schlosses — beiläufig gesagt, eine junge und sehr schöne Wittwe — eine der besten Patriotinnen ist, die fleißig mit dem Oberkommando korrespondirt."

Isaak Wolff sagte das mit so eigenthümlichem Lächeln, daß ihn Hermann wohl verstehen mußte.

„Die junge Wittwe," fragte er, ebenfalls lächelnd, „treibt also auch Politik, das heißt nach Eurer Weise?"

„Ich glaube, daß die Politik sie weniger antreibt als die Liebe."

„Die Liebe? — O, Ihr bringt ja da einen ganzen Roman zu Tage!"

„Ach, das Romantische ist heutzutage überflüssig, die Sache sehr einfach. Die schöne Frau war nicht glücklich an einen alten Mann verheirathet — die Ehe hat auch nur kurze Zeit gedauert, womit sie gewiß sehr zufrieden gewesen ist, denn mittlerweile hatte sich schon ein Jüngerer ihr Herz erobert. Ich habe dabei auch meine Hand im Spiele gehabt — das ist einmal mein Geschäft; der Rittmeister bezahlte mich gut für meine Postillonsdienste."

„Also ein Rittmeister war es?" fragte der Oberlieutenant mehr mechanisch als wirklich interessirt, denn welche Theilnahme konnte er für diese ihm ganz fernstehenden Verhältnisse haben?

„Ja wohl, von Haller-Husaren, der Name thut wohl Nichts zur Sache?"

„Durchaus nicht — ich bin nicht neugierig. Aber wie entwickelte sich der Roman weiter?"

„Auf die allernatürlichste Weise. Die schöne junge Frau verliebte sich in den schönen jungen Rittmeister; aber äußerlich vernachlässigte sie keineswegs ihre Pflichten gegen den alten Gemahl, und die Welt hat nie Veranlassung gefunden, diese Verhältnisse bitter oder schadenfroh zu kritisiren. Ich bin vielleicht der Einzige, der hinter die Coulissen geblickt hat. Aber wozu erzähle ich das Alles Euer Gnaden? Sie kennen weder die schöne Frau von Liebow noch den Rittmeister von Tannenburg —"

„Gleichviel, ich bin unwillkürlich doch auf die Entwickelung gespannt geworden."

„Die Entwickelung fehlt noch, obgleich sie sich leicht voraussehen läßt. Der Rittmeister wird die reiche Wittwe heirathen

denn, wenn er sie auch nicht lieben sollte, so hat er doch so viel Schulden, daß ihr Vermögen allein ihn retten kann."

„Und das weiß sie?"

„Bewahre der Himmel! Ich glaube, daß sie sterblich in ihn verliebt ist."

„Arme Frau!"

„Warum arm? — Sie hat zwei der schönsten Güter in Böhmen und Mähren und lebt auf ihnen wie eine Königin. Außerdem ist sie eine kluge Frau und wird noch bei Zeiten, d. h. wenn sie erst seine Frau geworden ist, den sauberen Liebhaber durchschauen. Nun, ich wasche meine Hände in Unschuld — der Rittmeister hat mich gut bezahlt, und ich that nur meine Schuldigkeit gegen ihn, wenn ich ihr als Hausirer seine Liebesbriefe zusteckte."

In des Oberlieutenants Mienen spiegelte sich der geheime Unwillen über das Benehmen des jungen Juden wieder, aber er war dem Letzteren doch zu sehr verpflichtet, als daß er dafür Worte hätte finden oder wenigstens aussprechen sollen. Isaak Wolff ging ja auch nur seinem Geschäfte nach; was kümmerten ihn wohl die Herzensinteressen Fremder?

„Und jetzt," fragte er in ziemlich unbehaglicher Stimmung weiter, „dient Eure schöne Wittwe also dem österreichischen Oberkommando als —"

„Spionin, wenn Sie's bei einer Patriotin so nennen wollen. Sie braucht's natürlich nicht um das Geld zu thun, denn sie ist reich genug — sie thut's wohl nur ihres Rittmeisters halber."

„Warum heirathet sie ihn aber nicht, wenn sie im Stande ist, ihm so große und gefährliche Opfer zu bringen?"

„Sie wird ihn heirathen, wenn der Krieg vorbei ist."

Der Oberlieutenant dachte an seine eigenen Verhältnisse und vergaß darüber vollständig die schöne Frau von Liebow und ihren Rittmeister. Wie hätte er eine Ahnung davon haben sollen, in welcher Beziehung diese Dame zu seinem zukünftigen

Schwager stand, von dem er seit Monaten schon keinen Brief erhalten hatte? —

„Wann brechen wir auf, Isaak Wolff?“ fragte er, das alte Thema der Unterhaltung ganz verlassend, nach einer kleinen Pause.

„Ein paar Tage lang werden sich Euer Gnaden doch hier wohl erst ausruhen wollen?“

„Nicht vierundzwanzig Stunden lang, alter Freund, so sehr ich die Gastfreundschaft Eures Hauses auch schätze.“

Als ob er diese Worte durch die That bekräftigen wolle, sprang Hermann aus dem Bette und begann sich anzukleiden.

Der junge Jude sah wirklich traurig aus. Mochte sein Charakter übrigens sein, wie er wollte, das Gefühl der Dankbarkeit fehlte ihm wenigstens nicht, und Hermanns kleiner Unmuth war auch schnell wieder versöhnt.

„Sie wollen also schon heute Abend fort?“

„Das wäre der längste Termin, lieber Isaak! Uebrigens muß ich Euch alle Anordnungen überlassen und werde mich Eurer Einsicht und Erfahrung ganz anvertrauen.“

„So werden wir heute Abend reisen, mag Sarah auch wieder ein paar Thränen darüber vergießen, und ich will Sie zunächst nach dem Gute der Frau von Liebow führen.“

„Ah,“ meinte Hermann nicht ohne Interesse, „zu Eurer schönen und verliebten Wittwe?“

„Ja, weil sie die Mittel besitzt und die Wege kennt, Sie wieder zu den Ihrigen zu schaffen.“

„Aber ich habe eigentlich keine große Lust, mich dieser Frau verbindlich zu machen.“

„O,“ erwiederte der junge Jude lächelnd, „Sie werden das nicht mehr sagen, wenn Sie sie gesehen haben.“

„Nun, alter Freund,“ antwortete der Oberlieutenant in demselben scherzenden Tone, „ich bin feuerfest.“

„Gott sei Dank! ich glaube, daß sie eine gefährliche Frau ist.“ —

Das Gespräch zwischen Beiden war damit zu Ende. Hermann speiste mit der Familie, die ihm in jeder Beziehung Freundlichkeit erwies, zu Mittag, und sein Entschluß, noch an demselben Abende sich wieder auf den Weg zu machen, wurde mit sichtlicher Trauer aufgenommen: indessen wagte Niemand, eine ernstliche Einwendung dagegen vorzubringen.

Die Braut machte einige Bemerkungen darüber, wie unglücklich sie sich fühle, daß Isaak sie wieder verlassen wolle, aber dieser sagte nur achselzuckend:

„Mein Geschäft, beste Sarah!" —

Am Nachmittage fanden nun große Reisevorbereitungen statt. Isaak Wolff ordnete Alles nach seiner eigenen Idee an. Der Oberlieutenant machte zwar ein ganz verdutztes Gesicht, als er sich in einen böhmischen Juden umwandeln sollte, aber Isaak erklärte mit der ernstesten Miene von der Welt, dies sei der sicherste Weg, den aufgenommenen Plan durchzuführen.

So legte Hermann denn zuerst den langen und engen schwarzseidenen Rock, die gedrehten falschen Locken an und ließ sich von der schönen Sarah, die sich bei allem ihren Schmerze darüber doch halbtodt lachen wollte, das Gesicht schminken, wonach er sich selbst, vor dem Spiegel stehend, versichern konnte, daß er das täuschende Ebenbild eines Posener oder galizischen Juden sei.

Wenn die Dunkelheit hereingebrochen wäre, wollte Isaak mit ihm das Haus verlassen, und vor der Stadt sollte sie dann ein Fuhrwerk erwarten.

Hermann fühlte sich doch aufgeregter, als er gestehen wollte. Kannte er auch gerade nicht das Gefühl der Furcht, so mußte seine Lage doch schwere Besorgniß in ihm erregen, zumal er im Laufe des Tages durch Isaak Wolff noch so manche Einzelnheiten über die Folgen der Schlacht erfuhr. Ueberall waren die Oesterreicher auf dem eiligsten Rückzuge, fast in voller Auflösung; wie sollte er da wohl seine Waffenbrüder wieder einholen? —

Am Nachmittage rückten auf's Neue preußische Truppen in das Städtchen und nahmen daselbst Quartier. Ein Unteroffizier und mehrere Soldaten wurden auch in das jüdische Haus gelegt, in dem darüber, sowie noch mehr über die Anwesenheit des Oberlieutenants unter solchen Umständen die größte Bestürzung herrschte. Hermann gab sich alle Mühe, die guten Leute zu beruhigen; er selbst mußte nun aber ganz besonders auf seiner Hut sein, denn den preußischen Soldaten gegenüber lange die Rolle des Juden zu spielen, traute er sich doch nicht recht zu.

In seinem Zimmerchen versteckt, erwartete er mit größter Ungeduld den Abend, obgleich er sich nicht verhehlen konnte, daß seine Flucht jetzt wohl auf mehr Schwierigkeiten stoßen möge, als es vorher den Anschein gehabt.

Dieser Ansicht war auch Isaak Wolff, der sich gegen Abend vorsichtig zu ihm schlich und ihn von Neuem zu bewegen suchte, daß er seinen Plan für jetzt aufgebe, da, wie er berichtete, die Preußen viele Posten ausgestellt hätten und sehr scharfe Wache hielten.

Aber Hermann blieb fest; er erwiederte dem jungen Juden, daß er es jetzt für eine doppelte Pflicht halte, das Haus möglichst schnell zu verlassen, da seine Anwesenheit demselben Gefahr bringen könne, aber er bat ihn auch, seinen Weg allein machen zu dürfen.

„Nimmermehr," erwiederte Isaak sehr bestimmt; „wenn Sie einmal meinem Rathe nicht folgen wollen, so mag es bei der alten Abmachung bleiben. Wie wollten Sie wohl allein den Weg in dieser Ihnen ganz unbekannten Gegend finden? Sie würden ja der Gefangenschaft oder dem Tode geradezu in die Hände laufen."

Es war endlich finster geworden, und eines der Familienglieder nach dem anderen kam heimlich, um von dem Gaste Abschied zu nehmen, zuletzt Isaak Wolff, der nur einen Reisesack bei sich trug.

Die beiden Männer brachen auf, nachdem sie sich im Be-

wußtsein der ihrer harrenden Gefahr noch einmal herzlich die Hand gedrückt hatten.

Schon auf dem Hofe, über den sie vorsichtig schritten, um das Haus durch eine Hinterthür zu verlassen, stieß ihnen ein kleines Abenteuer auf.

Sie begegneten hier nämlich dem Unteroffizier, dem neuen ungeladenen Gaste des Hauses, der sie, da er bei der ziemlich tiefen Dunkelheit nicht erkennen konnte, wen er vor sich habe, mit einer Stentorstimme anrief, als ob er in der Vorpostenkette stehe. Diese Begegnung konnte immerhin gefährlich werden.

Isaak Wolff ergriff den Arm des Oberlieutenants, dessen Hand bei seiner Ueberraschung schon nach dem Revolver zuckte — er trug denselben auf der Brust verborgen, während er den Säbel zu seinem Bedauern hatte zurücklassen müssen — und drückte jenen krampfhaft. Hermann verstand auch sofort, daß in allen Fällen jeder Versuch eines gewaltsamen Widerstandes nur die nachtheiligsten Folgen haben könne, da alle benachbarten Häuser mit preußischen Soldaten angefüllt waren, und daß seine freundlichen Wirthsleute dann vielleicht noch mehr als er selbst würden leiden müssen.

Isaak Wolff ertheilte auf den militairischen Anruf die bekannte Antwort: „Gut Freund!" und fügte im unbefangensten Tone die Frage hinzu, ob der Herr Unteroffizier in ihm nicht den Sohn des Hauses wiedererkenne.

Der Herr Unteroffizier war gerade ein ziemlich bärbeißiger Mann und mochte nach dem anstrengenden Marsche am Vormittage immer noch in schlechter Laune sein, denn er fragte barsch:

„Was treibt Ihr hier zu nachtschlafender Zeit, und wer ist der Andere da, der Euch begleitet?"

„Auf die erste Frage," erwiederte Isaak Wolff mit großer Entschlossenheit, aber doch ganz höflich und bescheiden, „möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, daß ich in meinem eigenen, wenigstens in dem Hause meiner Schwiegereltern bin, und Dieser

hier ist mein Bruder, der weiter oben am Ringe wohnt und mit dem ich mich sowohl in Geschäfts- als Familienangelegenheiten zu besprechen hatte; ich will ihn jetzt nach Hause begleiten."

„Geschäfte?" murmelte der Preuße, dem die zuversichtliche Antwort wohl etwas imponirte, verdrießlich. „Der Teufel traue Euch Böhmen, besonders den Juden! Warum geht Ihr denn auf solchen Schleichwegen und nicht über die große Straße?"

„Es hat bisher noch Niemand behauptet, daß unser Hof ein Schleichweg sei," antwortete der junge Jude so ruhig wie vorher, „und wir nehmen immer diesen Weg, da er der nächste für uns ist. Wenn Sie indessen einen Posten an die Hinterthür stellen oder den Schlüssel ausgeliefert erhalten haben wollen, so lange Sie hier im Quartiere liegen —"

„Wir gebrauchen unsere Leute zu etwas Besserem, als überflüssige Posten auszustellen," brummte der Korporal, „und Ihr schlauen Juden werdet immer noch ein anderes Loch in Eurem Baue finden, durch das Ihr zu Eurer Spionage hinausschlüpfen könnt."

Dabei ging er indessen weiter und ließ die Beiden unbelästigt. Er mochte doch wohl fühlen, daß er in dem Hause, welches ihn und seine Mannschaft ohne Widerstreben und mit Freundlichkeit aufgenommen, zu dieser harten und beleidigenden Ausdrucksweise kein Recht habe.

Isaak Wolff hatte kein Wort erwiedert; als er aber mit seinem Begleiter die Hintergasse betreten und die Hofthür hinter sich geschlossen hatte, flüsterte er mit einem Seufzer:

„Ich fürchte, daß meine Sarah und ihre Eltern mit dieser Einquartierung einen schweren Stand haben werden."

„Wer weiß? — Die Leute stellen sich manchmal schlimmer, als sie sind, und beim Militair ist das Raisonniren und Grobwerden besonders häufig in der Mode. Verlaßt Euch nur darauf, daß die preußischen Befehlshaber eine strenge Disziplin handhaben werden, denn es liegt in ihrem Interesse, die Be-

völkerung des fremden Landes nicht gegen sich aufzubringen. Der Murrkopf bekommt wohl über Nacht sanftere Gedanken — und man kann es auch einem bis zum Tode ermüdeten und abgehetzten Soldaten wahrlich nicht verdenken, wenn er seinem Unmuthe hin und wieder den Zügel schießen läßt."

„Ja, aber Sarah und die alten Leute der Laune und Willkür eines solchen Menschen überlassen zu müssen!" sagte Isaak mit einem zweiten tiefen Seufzer, aus dem man sehr gut entnehmen konnte, wie schwer es ihm wurde, gerade um diese Zeit aus dem Hause zu gehen.

Hermann fühlte Mitleid mit ihm und schätzte die ganze Größe des Opfers, das ihm gebracht wurde, richtig; aber es war jetzt wohl zu spät, umzukehren, wozu er auch keine Lust hatte — und Isaak Wolff von seiner Begleitung, die er kaum entbehren konnte, noch einmal abzurathen, wäre gewiß ein ganz erfolgloses Bemühen gewesen.

Beide gingen schweigend neben einander durch die finsteren Gassen. In dem Städtchen herrschte noch immer ein ziemlich reges Leben; Fuhrwerk aller Art rasselte durch die Straßen; Munitionstransporte gingen dem Kriegsschauplatze zu, Wagen mit Verwundeten kamen ihnen in langen Zügen entgegen. Zuweilen stopften sich diese Massen in den engen Straßen, und dann gab es gewöhnlich ein arges Fluchen und Gezänk der Kutscher, durch das die Kommandostimmen der Begleitmannschaft und die kläglichen Schmerzensausrufe der Verwundeten drangen. In den meisten Häusern waren die Fenster erleuchtet, und man hörte den Gesang oder die lebhafte Unterhaltung der Soldaten, die sich, meistens ohne Wirthsleute, darin für eine Nacht, vielleicht auch mehrere Tage eingerichtet hatten.

Hier und da stand eine Schildwache mit dem geladenen Gewehr im Arme; aber innerhalb der Stadt war dies mehr eine Form, und Isaak Wolff, der jeden Winkel kannte, wußte stets solche Stellen geschickt zu vermeiden.

So kamen die Beiden unaufgehalten aus dem Städtchen

hinaus; den letzten Weg machten sie durch Gärten und mußten mehr als einmal die leichten Bretterzäune überklettern. Draußen sollte sie ihr Wagen erwarten.

Er hielt an der bezeichneten Stelle; ein fast noch knabenhafter Jüngling, ein Glaubensgenosse Isaak Wolff's, gab den Kutscher ab. Es war ein offenes Landfuhrwerk, das nicht so leicht Verdacht erregen konnte, die Pferde gut und kräftig.

Der junge Jude flüsterte eine Weile mit dem Burschen, schien befriedigt und lud den Oberlieutenant ein, Platz zu nehmen, worauf er sich an seine Seite setzte.

„Wir haben hier wohl Nichts zu befürchten," sagte er mit gedämpfter Stimme zu ihm, während das Fuhrwerk sich in Gang setzte; „die Preußen haben nach dieser Seite keine Posten ausgestellt."

Man war noch nicht zehn Minuten lang gefahren, als der Bursche plötzlich die Zügel anzog, mit der Peitsche vorwärts auf den Weg deutete und, sich schnell umwendend, in offenbarer Angst sagte:

„Steigt aus, steigt aus! es kommen uns Reiter entgegen, die nicht mehr hundert Schritte entfernt sind."

In der That hörte man das Wiehern von Pferden und konnte vor sich ein paar dunkle Reitergestalten erblicken.

„Der Teufel führt uns eine preußische Kavallerie-Patrouille in den Weg!" flüsterte Hermann und war ebenso geschwind von dem Wagen herabgesprungen als Isaak Wolff.

„Aber Du?" fragte Letzterer leise den Burschen.

„Macht nur, daß Ihr fortkommt! versteckt Euch in dem Kornfelde neben der Straße da! — Ich habe mir schon eine Lüge ersonnen, und im schlimmsten Falle, wenn ich wieder umkehren muß, kann heute Nacht aus der Reise Nichts werden."

Zu längeren Unterhandlungen war jetzt nicht Zeit; Herman folgte willenlos seinem Führer, der sich in das vom Regen durchnäßte Getreidefeld flüchtete. Beide hielten ängstlich den Athem an. Der Junge fuhr langsam weiter.

Zwei Minuten später befand er sich von der preußischen Patrouille, fünf Husaren, umgeben, und es entstand nun ein Wortwechsel, von dem die beiden Flüchtlinge nicht mehr vernahmen, als die weinende Stimme des Knaben und die Rufe der Husaren, daß er mit ihnen nach der Stadt zurückkehren müsse.

Dabei blieb es denn auch trotz aller Bitten und Einwendungen; das Fuhrwerk lenkte wieder um und ließ die beiden Versteckten in nicht geringer Verlegenheit zurück.

„Was nun thun?" fragte Hermann, der die Fortsetzung der Reise zu Fuß doch schon sehr bedenklich zu finden begann.

„Umkehren!" erwiederte Isaak lakonisch; „es bleibt uns nichts Anderes übrig."

„Nach Nechanitz zurück? Wieder in das preußische Lager?"

„Was sollten wir sonst thun?" fragte der junge Israelit sehr bestimmt. „Sie können den weiten Weg nicht zu Fuß und ohne Führer machen, mich aber ruft jetzt noch eine andere Pflicht nach der Stadt zurück; ich kann den Jungen, einen nahen Verwandten von mir, dessen Eltern auch auf und davon gegangen sind, als die Preußen anrückten, nicht im Stiche lassen, denn er wird sich in der einen oder anderen Weise ohne Zweifel auf mich verlassen; so wie so kann ich unter den augenblicklichen Verhältnissen auch nicht die Verantwortung übernehmen, Sie, Herr Oberlieutenant, glücklich zu den Ihrigen zurückzubringen. Wir werden in den nächsten Tagen unseren Versuch wiederholen."

Isaak Wolff sprach noch eine Weile mit großer Ruhe und Ueberlegtheit, so daß Hermann nicht umhin konnte, ihm Recht zu geben, so schwer ihm auch der Entschluß zur Umkehr wurde. Die Rückwanderung wurde mit der größten Vorsicht angetreten, und unbemerkt gelangten Beide wieder in das Haus und Hermann auf sein verborgenes Stübchen, das in den nächsten Tagen ein enges Gefängniß für ihn werden zu sollen schien.

Gewiß war Niemand mehr erfreut über diese Rückkehr als Sarah, die auch sofort wieder auf das Beste für den lieben Gast sorgte.

Für den Letzteren kamen nun aber Tage voll Ungeduld und peinlicher Unruhe. Immer neue preußische Truppen rückten nach, sobald die alte Einquartierung abzog, und hielten das Städtchen besetzt. Der Bursche, der das Fuhrwerk geführt hatte, war noch glücklich genug fortgekommen, denn man hatte, seinen Aussagen Glauben schenkend, ihn wieder entlassen und bei dem schleunigen Weitermarsche ganz vergessen; er war schlau genug gewesen, Pferde und Wagen zu retten und dann versteckt zu halten.

Mochte nun aber Isaak Wolff keine rechte Lust haben, das Abenteuer, das ihm so schlecht hätte bekommen können, so bald noch einmal zu bestehen und sich in der Zeit, während welcher das Haus seiner Schwiegereltern Einquartierung aufnehmen mußte, von seiner Braut zu trennen — ein bischen Eifersucht spielte dabei wohl auch mit — oder hielt er es wirklich immer noch für unausführbar, den Weg durch die preußische Armee zu nehmen: er erwiederte auf die dringenden Fragen und Aufforderungen des Oberlieutenants stets nur mit Achselzucken, daß man eine günstigere Gelegenheit zur Reise abwarten müsse.

Selbstverständlich durfte sich Hermann nicht öffentlich im Hause sehen lassen. Die alten Leute, der junge Jude und selbst die schöne Sarah, die sich übrigens mit ihrer Einquartierung ganz gut zu vertragen wußten, leisteten ihm Gesellschaft, so oft sie es nur konnten, und gaben sich alle erdenkliche Mühe, ihm Zerstreuung zu bereiten. Zwei große Sorgen lagen ihm aber im Kopfe, über die er sich unmöglich hinfortsetzen konnte: die eine betraf die Trennung von seinem Korps und die Unthätigkeit, zu der er verdammt worden, die andere, wohl noch größere, das Schicksal seines zweiten Briefes an Emma; wenn derselbe nicht in ihre Hände gekommen war — und Isaak Wolff gestand, daß er darüber keine Nachricht habe — so mußte sie in der

furchtbarsten Angst schweben, und er vermuthete — wie man weiß, nicht ohne Grund — daß von Seiten seiner Kameraden, die ihn wohl verloren gegeben hatten, die Kunde nach Dresden kommen könne, er sei in der Nacht nach der Schlacht bei Königgrätz noch umgekommen.

Zur Zeit hatte Isaak auch nicht einmal Gelegenheit, einen dritten Brief nach Dresden zu besorgen, da sein alter Bote unbegreiflicher Weise noch nicht zurückgekehrt war. Hermann schrieb nun täglich bogenlange Briefe an seine Braut, aber das Packet wuchs an, ohne daß eine Aussicht vorhanden gewesen wäre, es an seine Adresse zu befördern.

Die Nachrichten vom Kriegsschauplatze, die ihm der junge Jude besorgte, waren ebenfalls niederdrückend. Die österreichische Armee schien nirgends mehr Stand halten zu wollen, und wenn Hermann, wie wohl viele seiner Kameraden, auch nicht mehr das frühere Interesse für die österreichische Sache hegte, nachdem die sächsische Armee bei Königgrätz beinahe aufgeopfert worden war, so empfand er doch schmerzlich die immer weitere Trennung von seinen Kameraden und das, aller Vermuthung nach, seinem Vaterlande und Könige bevorstehende Unglück.

So vergingen beinahe vierzehn Tage, die Hermann wie ein auf die Folter Gespannter zubrachte. Die preußischen Truppen räumten nun allmälig die Stadt, und der Oberlieutenant hätte dem jungen Israeliten um den Hals fallen mögen, als dieser ihm eines Tages die Nachricht brachte, in der nächsten Nacht sei der Zeitpunkt gekommen, wo man sich endlich auf die Reise machen könne. Das Ziel sollte vorläufig wieder die Gegend von Olmütz sein, denn weiter reichten die Verbindungen Isaak Wolff's nicht.

Man wollte den Weg ganz in derselben Weise zurücklegen wie damals; der junge Verwandte Isaaks hatte sich wieder bereit erklärt, sein Fuhrwerk zu stellen. Die Preußen waren in dieser Gegend nicht mehr zu fürchten; sie standen damals schon

in Prag, Brünn und an der ungarischen Grenze; die nächste Entscheidungsschlacht ließ sich erst vor Wien erwarten.

Der Abschied war ebenso herzlich als traurig; die guten Leute, die sich als echte Samariter erwiesen hatten, klagten ebenso schmerzlich über die Entfernung ihres Schwiegersohnes als über die des Mannes, dem sie so großen Dank schuldig zu sein glaubten. Der alte Mann sprach seinen Segen über ihn aus, die alte Frau weinte vor Rührung, und die schöne Sarah, die ihres Geliebten Hand fest in der ihrigen hielt, flüsterte mit von Thränen überströmenden Augen:

„Vergessen Sie uns nicht! Sorgen Sie auch ein bischen für meinen Isaak!"

Der junge Jude führte Hermann wieder zu später Abendstunde vor die Stadt hinaus, und sie trafen ihr altes Fuhrwerk. Die Reise bot keine Schwierigkeiten dar, denn Isaak Wolff war mit einem guten Passe für sich und seine Begleiter versehen; nur zuweilen wurden sie durch die großen Fuhrwerks-Kolonnen der Preußen, die sich gegen Südosten bewegten, etwas verzögert. Der Oberlieutenant spielte die ihm aufgezwungene Rolle ganz gut; er hatte ja schon bei seinem heimlichen Wiedereintritte in Dresden bewiesen, daß er in dieser Beziehung kein schlechter Schauspieler sei.

Ohne Isaaks Begleitung würde er indessen doch wohl bedeutend mehr Zeit und Mühe gebraucht haben, um an das Ziel zu kommen. Der Jude, der die genaueste Ortskenntniß besaß und mit Scharfsinn benutzte, vermied die Hauptstraßen, wo sich dies nur immer thun ließ, wodurch man schneller vorwärts kam und der Gefahr aus dem Wege ging, vielleicht gar das Fuhrwerk zu verlieren, das die Preußen im Nothfalle zu ihren Zwecken requiriren konnten.

Da der Weg bis Olmütz schon in grader Linie über zwanzig Meilen betrug, würde auch das Gespann ohne längere Rasten schwer Stand gehalten haben; aber unsere Reisenden fuhren förmlich mit Relais. In verborgenen kleinen Ortschaften

oder einzelnen Häusern, die wohl noch nicht das Auge eines preußischen Soldaten erblickt hatte, wurde von vier bis zu fünf Meilen Entfernung Halt gemacht, es fand sich dort ein Isaak wohlbekannter Glaubensgenosse, mit dem er gewöhnlich viel zu zischeln hatte, und während dem Oberlieutenant dann die beste Pflege durch Speise und Trank zu theil wurde, spannte der Kutscher frische Pferde vor den Wagen, die er aus irgend einem Verstecke hervorholte.

Man hätte gar nicht schneller und besser reisen können; zur Abendzeit hatte man Nechanitz verlassen, und etwa vierundzwanzig Stunden später schon befand man sich ganz in der Nähe von Olmütz.

Aber hier stand nun wieder eine größere Anzahl preußischer Truppen, welche die Festung beobachteten und einen scharfen Wachtdienst übten.

„Jetzt, wo wir nur noch eine gute Meile von Schloß Glücksburg entfernt sind," sagte Isaak, nachdem er seinem Kutscher die Weisung gegeben, mitten im Walde anzuhalten, „werden wir am besten thun, diese kleine Strecke zu Fuß zurückzulegen; für die kleine Anstrengung wird uns wohl die gastliche Aufnahme der schönen Frau entschädigen."

Nachdem er dem Führer des Wagens für den folgenden Morgen ein Stelldichein bezeichnet hatte, trat er mit Hermann seine Wanderung an.

„Ist das Schloß Glücksburg?" fragte der Oberlieutenant, als ihnen bei ihrem Heraustritte aus dem dichten Walde ein großes Gebäude mit hellerleuchteten Fenstern vor Augen lag.

„Ja, wir sind in zehn Minuten dort."

II.

Die Intrigantin.

Bevor wir die beiden Wanderer Schloß Glücksburg betreten lassen, müssen wir noch einmal zu Frau von Liebow zurückkehren, die nach Durchlesung ihres Tagebuches, wie man wohl nicht vergessen haben wird, einem so heftigen Gefühlssturme ausgesetzt worden war.

Lange weinte sie heftig; sie war wieder ganz Weib, jede Spur der früheren bitteren Ironie und des Leichtsinnes, den ihr Tagebuch uns verrathen hat, geschwunden.

Aber diese Frau, der es an wahren und edlen Gefühlen fehlte, hatte sich zu tief in ihre eigenen Netze verstrickt, als daß es ihr möglich gewesen wäre, jetzt noch ernstlich zu bereuen und umzukehren. Sie betrachtete die ihr so plötzlich und mit so heißer Leidenschaft überkommene Liebe zu Hugo von Mohrfeldt als eine durch höhere Fügung ihr auferlegte Strafe, und dagegen sträubte sich ihr Stolz, denn sie kannte ja nicht mehr den Glauben und besaß nicht die religiöse Demuth.

Neben jener wilden Leidenschaft für Hugo erfüllte sie seit seinen Eröffnungen an diesem Vormittage noch ganz der Gedanke, daß der Zufall sie in Verwickelungen gebracht habe, die sich nur zu ihrer großen Beschämung vor der ganzen Welt lösen konnten, und es galt jetzt, um jeden Preis ein Mittel zu finden,

welches ihr diese nicht wieder gutzumachende Niederlage ersparen würde.

Eine Weile, als der Schmerz sie so vollständig überwältigte, war es ihr in den Sinn gekommen, daß ihr nichts Anderes übrig bleibe, als sofort von Schloß Glücksburg zu fliehen, sei es nun nach Rosenau oder auf weite Reisen, und Alles dem Zufalle zu überlassen. Aber theils war sie zu schwach, um so schnell alle Fesseln von sich abstreifen zu können, besonders ihrer heißen Leidenschaft zu entsagen, andererseits hatte sie ein angeborenes Talent zur Intrigue, das der heimliche Liebeshandel mit dem Rittmeister noch vervollkommnet hatte. Bisher stand sie noch hoch vor der Welt da, die sie so gut zu täuschen gewußt — eine solche Flucht mußte ihren Ruf vollkommen zerstören und sie um so tieferer Verachtung und bittererem Hohne preisgeben.

„Lieber sterben als ohne Kampf unterliegen!"

Mit diesen halblaut gesprochenen Worten erhob sich Therese von Liebow vom Sopha und trocknete ihre Thränen. Sie sah bleich und leidend aus, ihre Augenlider waren tief geröthet, das Haar verwirrt. Ihr Spiegel, vor den sie hintrat, sagte ihr so deutlich, sie sei in diesem Zustande nicht mehr die bewunderungswürdig schöne Frau, daß sie erschrocken einen Schritt zurücktrat.

Im nächsten Momente schon malte sich Unwillen auf ihrem Gesichte und das alte Feuer blitzte wieder in dem Auge auf.

„Nein," sagte sie trotzig zu sich selbst, „so darf mich kein Mensch sehen! Die Ueberraschung hatte mich die Herrschaft über mich selbst verlieren lassen — das soll mir nicht wieder passiren!"

Nachdem sie ihr Haar mit einigen gewandten Griffen der feinen Hände wieder in Ordnung gebracht hatte, nahm sie das Tagebuch, das sie vorher von sich geworfen, und legte dasselbe, ohne es anzublicken, wieder in den Sekretär, den sie sorgfältig verschloß.

„Ruhe, vor allen Dingen zuerst die Ruhe wiedergewonnen!"

flüsterte sie dann. „Ich will den Spiegel nicht eher verlassen, als bis er mir wieder mein altes Bild zeigt. Nachher wollen wir darüber nachdenken, was nun geschehen muß."

Den ersten Zweck hatte sie sehr bald erreicht. Sie lächelte darüber halb zufrieden, halb trotzig und warf sich dann mit nachlässig koketter Haltung in eine nahe dem Fenster stehende Chaise-longue. Das schöne Haupt in die Hand stützend, hing sie eine Weile ihren Gedanken nach und rief plötzlich, indem sie rasch aufsprang, im freudigsten Tone:

„So wird es gehen — wenigstens vorläufig! Für das Weitere müssen wir später sorgen!"

Abermals öffnete sie mit einer gewissen ungeduldigen Hast den Sekretär, nahm eine schöngearbeitete Briefmappe heraus und begann, nachdem sie sich niedergesetzt hatte, auf einen zierlich gemalten Briefbogen zu schreiben.

Wir wollen jetzt nur die Ueberschrift dieses Briefes verrathen; sie lautete: „Mein heißgeliebter Karl!"

Die schöne Wittwe schien mit ihrem soeben entworfenen Plane schon ganz fertig zu sein, denn die Feder flog blitzschnell über das Papier, das sich mit enger und feiner Handschrift füllte, hin, und selten machte sie nur einige Sekunden Pause, um ganz befriedigt zu lächeln. Als der vier Seiten lange Brief sein Ende erreicht hatte, unterzeichnete sie ihn: „Deine bis in den Tod getreue Braut", couvertirte ihn dann und schrieb die Adresse:

„An den k. k. Rittmeister und Eskadrons-Chef im Regimente Haller-Husaren, den Freiherrn Karl von Tannenburg — zur Zeit in Olmütz."

„Wenn ich nur einen ganz sicheren Boten dafür hätte!" sagte sie leise zu sich selbst, „etwa wie den Isaak Wolff, falls der arme Bursche überhaupt noch am Leben ist. Wenn dieser Brief in andere Hände kommen sollte, wäre ich verloren — und ich selbst kann und will nicht nach Olmütz, um mit ihm zu sprechen, obgleich mir der Weg dahin noch offen stehen würde.

Ueberdies habe ich heute Nachmittag den fatalen Besuch der Oberstin und Selma's zu erwarten."

Sie klingelte, nachdem sie den Riegel von der Thür wieder zurückgeschoben hatte, ihrem Kammermädchen, das an die schnell wechselnden Launen der Herrin schon längst gewöhnt war. Von der früheren Aufregung war ihr Nichts mehr anzusehen.

„Sage Johann," befahl sie kurz, „daß er schnell satteln und dann zu mir heraufkommen soll."

Mit schnellen Schritten und untergeschlagenen Armen ging sie im Zimmer auf und nieder, wobei man deutlich die Ungeduld bemerkte, welche ihr der kleine nothwendige Aufschub verursachte.

„Wenn er aber dennoch, trotz meiner dringenden Bitten und Vorstellungen, herüberkommen sollte?" setzte sie ihr leises Selbstgespräch fort und blieb, wie unschlüssig, vor dem Sekretär stehen, auf dem noch der gesiegelte kleine Brief lag.

„O nein, das ist nicht zu befürchten! Er darf jetzt außer Dienst die Festung nicht verlassen, und er würde sich meinethalben wohl auch nicht mehr einer so großen Gefahr aussetzen; auf Rosenau hatte er andere Gründe dazu."

Der Diener kam, derselbe, der am Vormittage Hugo der gnädigen Frau angemeldet hatte. Er war noch ein ziemlich junger Mensch mit verschmitztem Gesichte.

„Ich habe einen sehr wichtigen Auftrag für Dich, Johann," sagte Frau von Liebow, dicht vor ihm stehen bleibend.

„Ich bin ganz zu den Befehlen Euer Gnaden."

„Es ist Gefahr damit verknüpft — Du mußt nach Olmütz hineinreiten, und der Zufall könnte Dir eine preußische Patrouille in den Weg führen."

Der Mann stutzte doch einen Augenblick, aber, schnell gefaßt, antwortete er mit einer tiefen Verbeugung:

„Ich habe den Rappen genommen, das ist ein tüchtiger Läufer. Uebrigens will ich gern mein Leben auf's Spiel setzen,

wenn ich Euer Gnaden einen Dienst leisten kann; Sie bezahlen mich ja auch dafür."

„Es giebt Dienste, die sich gar nicht genügend bezahlen lassen," entgegnete Therese von Liebow mit ihrem gewinnendsten Lächeln; „ich kann Dir nur sagen, daß viel, sehr viel für mich davon abhängt, daß Du diesen Auftrag gut und sicher vollführst."

Der Bediente legte als einzige Antwort die Hand auf das Herz.

„Du sollst," fuhr sie fort, „einen Brief dorthin bringen und zu eigenen Händen des Rittmeisters von Tannenburg abgeben; aber keine andere Hand als die seinige darf dieses Papier berühren, das sehr wichtige Mittheilungen enthält, besonders nicht eine preußische. Im schlimmsten Falle vernichte lieber den Brief, ehe Du ihn auslieferst, womöglich aber besorge ihn an seine Adresse."

„Sie können sich ganz auf mich verlassen, gnädige Frau."

„Ja, ich kenne Dich als einen zuverlässigen Menschen, und ich werde mit meiner Extrabelohnung nicht karg sein."

„Es bedürfte derselben nicht, Euer Gnaden; ich reite mit Freuden für Sie in den Tod. Aber man wird mich nicht in die Festung einlassen."

„Dafür ist gesorgt. Hier hast Du einen Passirschein des Oberkommando's, der auf den Träger lautet und ihm den Weg durch alle kaiserlichen Truppen öffnet."

„O, das reicht vollkommen hin."

„Wenn Dich die Preußen mit diesem Passirscheine fangen, werden sie Dich als Spion aufhängen; verstehst Du?"

„Vollkommen."

„Hier ist der Brief. Du brauchst keine weitere Bestellung an den Rittmeister zu machen. Aber noch Eins —"

Frau von Liebow zögerte ein paar Sekunden, als ob es sie genire, die folgenden Worte dem Diener gegenüber auszusprechen.

„Du erinnerst Dich, daß ich heute Morgen den Besuch eines preußischen Offiziers empfangen mußte?"

„Gewiß, gnädige Frau; ich selbst meldete ja den Lieutenant von Mohrfeldt an."

„Davon wirst Du dem Rittmeister kein Wort sagen, selbst nicht, wenn er zufällig eine darauf bezügliche Frage an Dich stellen sollte."

Dem scharfen, aber jetzt sehr demüthigen Auge des Dieners entging es nicht, daß seine Herrin leicht erröthet war. Er machte sich seine eigenen Gedanken darüber, wie über den langen Morgenbesuch des Gastes, der, wie er von dem Kammermädchen, seiner Geliebten, unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit erfahren hatte, vor Kurzem auf Schloß Rosenau einquartiert gewesen war.

„Ich verstehe Euer Gnaden ganz gut und habe gar keinen preußischen Offizier in diesem Hause gesehen."

„Nun gut. Doch kannst Du dem Rittmeister noch mündlich sagen, ich hätte Grund, hier bald preußische Einquartierung zu erwarten, er möge sich also ja nicht nach Glücksburg wagen."

„Wie Euer Gnaden befehlen."

„Dann reite glücklich, beeile Dich mit Vorsicht und melde Dich sogleich nach Deiner Rückkehr bei mir."

Johann ging und sprengte eine Minute später, nachdem er den Brief und den Passirschein sorgfältig in seinen hohen Reitstiefeln verborgen hatte, vom Schloßhofe fort, wobei er dem neugierigen Kammermädchen eine sehr geheimnißvolle Miene machte, ohne dessen Vertrauen mit dem seinigen zu erwiedern.

Therese befand sich doch in keiner geringen Unruhe während der Abwesenheit ihres Boten; sie suchte sich damit zu zerstreuen, daß sie Toilette für den erwarteten Besuch machte und sich die Rolle genau überdachte, welche sie demselben gegenüber spielen wollte.

Etwa um drei Uhr Nachmittags war Johann fortgeritten, und bei dem Aufenthalte, den er nothwendig in Olmütz haben

mußte, ließ sich seine Rückkehr im besten Falle nicht vor Abend erwarten.

Zwischen vier und fünf Uhr sah Frau von Liebow, die scharf danach ausblickte, einen bedeckten Wagen auf ihr Haus zukommen, und es wurde ihr nicht schwer, auf dem Bocke neben dem Kutscher den wohlbekannten Franz in seiner altmodischen Livree zu unterscheiden; sie wußte also, daß die erwarteten Gäste da seien.

Die junge Wittwe, die sich immer recht geschmackvoll, aber auch ein wenig kokett kleidete, hatte an diesem Nachmittage eine auffallend einfache, fast trauervolle Toilette gemacht; einmal hatte sie den Takt, die Augen der trauernden Oberstin und Selma's nicht verletzen zu wollen, wenn sie sich auch zu stellen gedachte, als ob sie von den beiden Todesfällen noch gar Nichts wisse, hauptsächlich lag ihr aber daran, selbst als eine Trauernde zu erscheinen. Einen solchen Ausdruck tiefer Bekümmerniß und schmerzvollen inneren Leidens nahmen auch ihre Mienen mit der größten Natürlichkeit an, als sie ihren Freundinnen, sobald dieselben vor dem Schloßportale angelangt waren, bis auf die große Treppe entgegen ging.

Wie es schien, betrachteten sich die Frauen, sobald sie einander in das Auge faßten, mit gegenseitiger Verwunderung; bei der Oberstin und ihrer Nichte war dieselbe wirklich natürlich, als sie ihre sonst so muntere Freundin in dem schwarzen Kreppkleide und mit der seltsam feierlichen Miene erblickten, die ihrem im Ganzen heiter gehaltenen Briefe vom gestrigen Tage gar nicht entsprach.

Nicht wie sonst flog sie den Beiden entgegen, um sie mit stürmischer Zärtlichkeit an die Brust zu drücken, sondern ihr Schritt war gemessen und in ihren zu Boden gesenkten Augen schien sie vergeblich die Thränen zurückhalten zu wollen.

„Du weißt also schon, theure Therese, welche Unglücksfälle uns betroffen haben?" fragte die Oberstin, während sie ihr die Arme öffnete.

„Euch Unglücksfälle?“ fragte Therese, scheinbar erschrocken und gespannt, während sie die Umarmung der alten Dame erwiederte und sich dann zu Selma wandte. „Aber es ist wahr, ich sehe Euch in Trauerkleidern! Heiliger Gott! was ist geschehen?“

„Aber Du selbst —“ stammelte Selma, auf Theresens Kleid deutend.

„O, davon laßt uns nachher sprechen — spannt mich nur nicht länger auf die Folter banger Erwartung!“

„Selma hat in dem blutigen Kriegsgetümmel ihren Bruder und ich den letzten Sohn verloren,“ erwiederte die Oberstin mit sanfter Resignation, denn bei einer Frau wie Therese, die sie als so charakterstark kannte, hielt sie wohl eine lange Vorbereitung der Trauerkunde für überflüssig.

Die junge Wittwe schrie laut auf und machte eine Miene, als wolle sie in Ohnmacht sinken, so daß die Oberstin und Selma für nöthig hielten, sie in ihren Armen zu stützen und schleunigst nach dem wohlbekannten Besuchszimmer zu führen. Hier sank sie in die Kissen des Sopha's nieder, und die Hände ihrer älteren und jüngeren Freundin drückend, weinte sie heiße Thränen. Sie spielte ihre Rolle ganz vortrefflich und gewann sich dadurch die Herzen der beiden Frauen, die wohl nicht zu allen Zeiten ganz mit dem ihrigen harmonirt haben mochten, noch mehr als bisher. Der Mensch ist ja Jedem so dankbar, der einen schweren Kummer aufrichtig mit ihm theilt.

„Beruhige Dich nur, meine gute Therese,“ bat die Oberstin, sich neben sie niedersetzend; „wir haben uns ja schon in Demuth dem Willen Gottes gefügt, und für uns ist dieser Verlust ein unersetzlicher, während er Dich ja nur ferner berührt. Meine ganze Zärtlichkeit ist jetzt auf Selma, Dich und meinen Neffen Karl übergegangen, die einzigen Verwandten, welche ich noch habe —“

Bei der Erwähnung des Rittmeisters seufzte Frau von Liebow so tief, daß die Oberstin schnell abbrach und von einem

neuen erschreckenden Gedanken erfaßt, gleichwie Selma, betroffen ausrief:

„Aber was ist denn das? Hast Du Nachrichten von Karl erhalten? Ihm ist doch kein Unglück zugestoßen? Noch einmal: warum trägst Du Trauerkleider?"

„O!" erwiederte die schöne Wittwe schluchzend und ihr Gesicht immer noch verhüllt haltend, „es ist nicht das, was Ihr meint — der Rittmeister befindet sich ganz wohlbehalten in Olmütz —"

„Der Rittmeister?" riefen die beiden Damen, ganz erstaunt über diese fremde Bezeichnung, wie aus einem Munde.

„Ich habe gestern erst einen Brief von ihm erhalten."

„Gewiß einen guten, mein Kind," sagte die Oberstin, deren Blick mit der lebhaftesten Spannung auf Therese von Liebow haftete, „wenn Karl auch einen tiefen Schmerz über das Unglück seines Vaterlandes empfinden mag; ich schließe Ersteres aus dem unbefangenen Tone Deines gestrigen kurzen Schreibens an uns, wenn Du darin auch gar nicht Deines Verlobten erwähntest."

„Ich weiß selbst nicht mehr, was ich gestern an Euch geschrieben habe," klagte Therese mit halbgebrochener Stimme; „ich wollte mich nur betäuben, es lag mir so viel an Eurem Besuche, denn ich vermochte diese traurige Kunde nicht dem Papiere anzuvertrauen."

„Aber, Therese, Du erschreckst uns; sprich Dich doch deutlicher aus. Du, die heitere Frau, bist kaum wiederzuerkennen."

„Das glaube ich wohl — ich habe auch noch nie so schmerzlich gelitten wie in den letzten Wochen."

„Du hast zweifellos große Angst Karls wegen ausgestanden?" meinte Selma theilnehmend.

Therese richtete sich plötzlich auf, wischte mit dem Taschentuche die Thränen, die dennoch immer wieder hervorquollen, aus den Augen und sagte mit trauriger Feierlichkeit, in der sich doch nicht fester Entschluß und Stolz verkennen ließen:

„Ich bin Euch Rechenschaft über das, was ich gethan habe, zu geben schuldig, und bei allen weiblichen Gefühlen, die in Eurer Brust so reichlich wohnen, beschwöre ich Euch, genau zu prüfen, ehe Ihr mich verdammt, und wenn Ihr mir Recht habt geben müssen, Euch nicht aus kalten äußeren Rücksichten von mir zurückzuziehen, sondern mir Eure so werthe Freundschaft zu erhalten."

Die Oberstin, die heimlich zitterte, sah ihre nicht weniger erregte Nichte mit einem Blicke an, der deutlich aussprach: Was werden wir hören müssen?

„Ich hatte schon seit mehreren Monaten," fuhr die schöne Wittwe mit demselben heroischen Pathos, das sie übrigens sehr gut kleidete und den beiden arglosen Frauen imponirte, fort, „den Verdacht in mich aufgenommen, daß Karl mich nicht mehr so heiß liebe, wie er es mir ehemals so oft geschworen."

Es sei hier bemerkt, daß weder die Oberstin noch Selma je eine Ahnung von dem verbrecherischen Verhältnisse, das bereits zu Lebzeiten des alten Kammerherrn und Majors zwischen dessen Frau und dem Rittmeister bestanden, gehabt hatten — sie würden dann Beide Therese verachtet haben. Daß eine junge Wittwe, nachdem sie alle ihre Pflichten getreulich erfüllt, sich wieder zu verheirathen gedachte, konnte aber in ihren Augen unmöglich etwas Arges sein, um so weniger, als Frau von Liebow's Wahl gerade den nahen Verwandten, der sich immer ihnen gegenüber liebenswürdig und von edlem Charakter gezeigt, getroffen hatte. Fanden sie an Therese vielleicht auch manchmal einen kleinen Fehler, so konnten sie ihr doch wegen der vermuthlichen Reinheit dieses neuen Verhältnisses und wegen der Zartheit, mit der sie die Wittwenzeit zu verlängern suchte, ihre Achtung nicht versagen.

Nachdem sie stets in der festen Ueberzeugung gelebt hatten, daß der Rittmeister und Therese sich auf das Zärtlichste und Innigste liebten, erstarrte sie diese Eröffnung von Seiten der

Letzteren fast, und sie lauschten athemlos, was derselben noch weiter folgen würde.

„Obgleich er nur wenige Stunden von mir entfernt war und recht gut wissen mußte, wie sehnsüchtig ich seinen Besuchen auf Rosenau entgegensah, machte er die Pausen zwischen denselben doch immer länger, unter dem Vorwande, daß sein Dienst ihn bei den Kriegsvorbereitungen an Josephstadt fessele."

„Aber das ist auch sehr glaublich, liebe Therese," warf die Oberstin, die aus mütterlicher Theilnahme gern den Kampf für ihren Neffen aufnahm, ein.

Bisher hatte Frau von Liebow noch nicht die Unwahrheit gesprochen, wie man aus ihrem Tagebuche weiß. Das Benehmen des Rittmeisters um jene Zeit, mochte er nun schuldig oder unschuldig sein, hatte ihre Leidenschaft für ihn wirklich erkältet.

„Meine theure Tante," — sie nannte die Oberstin im vertraulichen Familienkreise schon seit längerer Zeit so — „ein liebendes Frauenherz läßt sich nicht täuschen; es besitzt einen Instinkt, der, wenn es ihm folgt, seine beste Schutzwehr gegen alle Gefahren ist."

„Gefahren? Von Karls Seite? — Könnte er je unedel handeln?"

Die alte Dame war doch schon etwas pikirt geworden, denn die leise Andeutung Theresens, der Rittmeister hätte sich vielleicht nur aus eigennützigen Absichten um sie beworben haben können, beleidigte schon den Familienstolz der Oberstin.

Therese, der es daran lag, es mit den Tannenburgs nicht zu verderben, war klug genug, schnell einzulenken, indem sie mit der größten Meisterschaft ein paar Thränen hervorzauberte:

„Welche größere Gefahr konnte mir denn zustoßen, als der Verlust seiner Liebe? Er hat vielleicht eine ihn mehr interessirende Bekanntschaft gemacht."

„Ach, also Nichts weiter als Eifersucht?" meinte die Oberstin mit einem leichten Lächeln, das aus dem Herzen kam, denn sie glaubte nun, daß es sich nur um ein Mißverständniß

handle, dessen Aufklärung zwei liebende Seelen gewöhnlich nur noch fester knüpft.

Selma schwieg. Sie fühlte sich von diesen Herzensergießungen einigermaßen peinlich berührt — in dergleichen Angelegenheiten hatte sie ja noch keine Erfahrung.

„Eifersucht?" wiederholte Therese, die Oberstin fest anblickend, „dazu bin ich zu stolz!"

Es lag unstreitig viel Würde in dieser Antwort, und die alte Dame senkte betroffen die Augen nieder.

„Karl," fuhr die schöne Kokette ohne Weiteres fort, „vernachlässigte mich offenbar; er wußte es nicht einmal möglich zu machen, mich vor der schleunigen Abreise zu seinem Regimente noch einmal wiederzusehen und von mir Abschied, vielleicht für immer, zu nehmen."

„Aber er mußte doch sofort seiner Ordre gehorchen. Ich weiß, wie mein seliger Mann —"

„Karl konnte früher Alles möglich machen und würde es noch können, wenn er will."

Das war wieder eine kleine Schmeichelei für die Matrone, deren Herz nach dem Verluste ihrer Kinder sich mit aller trostbedürftigen Zärtlichkeit an die ihr gebliebenen Verwandten anklammerte.

„Ich schrieb an Karl, ich beschwor ihn, mir die Wahrheit zu gestehen; ich war so stolz, oder ich erniedrigte mich so tief, — wie Ihr es nehmen wollt — ihm Entsagung und die Zurückgabe seines Wortes anzubieten."

„O, das war eine Beleidigung für ihn!" rief die Oberstin.

„Kann ein verzweifelndes liebendes Herz wohl beleidigen?" fragte Therese mit ihrem bezaubernden Madonnenblicke. „Und denkt Ihr, ich hätte nicht allen meinen tödtlichen Schmerz in diesen unseligen Brief hineingelegt?"

„Und was antwortete er darauf?"

„Er kam selbst, denn der Zufall oder Gottes Wille hatte sein Regiment wieder ganz in die Nähe von Rosenau geführt.

So glücklich mich das Wiedersehn machte, schwebte ich doch in Todesangst, denn auf dem Schlosse lagen gerade preußische Offiziere und Soldaten im Quartier."

„Wir wissen es bereits."

„So?" fragte Therese mit einer Gleichgültigkeit, die auch das schärfste Auge getäuscht haben würde. „Aber woher?"

„Weil der Zufall es so sonderbar gefügt hat, daß dieselben Offiziere, wenigstens zwei von ihnen, jetzt unsere Gäste sind."

„Major von B—?"

„Gewiß, und sein Adjutant."

Es läßt sich nicht leugnen, daß die alte Dame und Selma, sich der Scene am letzten Abendtische auf dem Bergschlosse erinnernd, in diesem Momente scharf beobachteten, aber die vollkommene Ruhe Theresens ließ gar keinen Argwohn aufkommen; sie fragte ja nicht einmal nach dem Adjutanten, sondern schien durchaus kein Interesse an dieser Mittheilung zu nehmen.

„Karl war also, alle diese Gefahren nicht achtend, zu mir gekommen. Mein Herz klopfte stürmisch von wiedererwachter Glückseligkeit. Die wenigen Stunden, die wir ungestört mit einander zubringen konnten, enttäuschten mich nur zu bitter. Er kam nicht, um mit mir von unserer Liebe zu reden, er entschuldigte sich kaum flüchtig und hielt es nicht für der Mühe werth, meine Befürchtungen zu widerlegen, — nein, er kam nur, um mir einen Vorschlag zu machen, der mich, wenn ich ihn angenommen hätte, wahrscheinlich in die größten Gefahren gestürzt haben würde."

„Und dieser Vorschlag war?" fragte die Oberstin, deren Antlitz sich immer mehr verdüstert hatte, athemlos.

„Meine theure Tante, Ihnen allein darf ich wohl ein so wichtiges Geheimniß anvertrauen, und auch von meiner lieben Selma habe ich Nichts für ihren Vetter zu befürchten. Er forderte mich zu einer heimlichen Korrespondenz auf, die aber nicht unsere eigenen Angelegenheiten betraf, sondern die allein seinem militärischen Ehrgeize dienen sollte; — mit einem Worte,

das ich kaum auszusprechen wage: er verlangte von mir, daß ich für ihn zur Spionin über die Stellungen und Absichten der preußischen Truppen werde, wozu ich die bei mir einquartierten Offiziere aushorchen solle."

Die Oberstin zuckte zusammen und wurde leichenblaß; sie fand das Benehmen ihres Neffen seiner ganz unwürdig. Selma dachte nicht anders.

„Und nun, meine lieben Freundinnen, wollen wir schnell zum Schlusse kommen, denn die Erinnerung an alles Das, was ich in dieser letzten Zeit erlebt habe, zerreißt mir das Herz. Ich wies das Anerbieten des Rittmeisters zurück — ich versichere Euch, daß dies mit den mildesten Worten geschah; er bestand darauf, als ein Opfer meiner Liebe, und wurde endlich hart und zornig gegen mich. So trennten wir uns, nicht ohne daß ich seinethalben noch eine wahre Todesangst hätte ausstehen müssen, denn als er am frühen Morgen mein Haus verlassen wollte —"

Und Therese erzählte der Wahrheit gemäß die Entdeckung des verkleideten Rittmeisters durch die preußischen Soldaten und die Ereignisse, welche sich nachher auf seiner Flucht zugetragen hatten.

„Und," fügte sie leise hinzu, sich zu dem Ohre der alten Dame niederneigend, damit Selma sie nicht verstehen solle, „seine Rettung ist, wie ich durch sichere Erkundigungen erfahren habe, nur durch eine junge Frau in dem Dorfe Swicin bewirkt worden, die ihn für ihren Gatten ausgab. Meine theure Tante, was blieb mir nach Alledem noch zu thun übrig?"

Laut fuhr sie fort:

„Diese Verhältnisse allein veranlaßten mich, trotz der Kriegsunruhen hierher zu reisen, wo ich ihn in meiner Nähe zu finden hoffte. Ich hatte mich nicht getäuscht; er befindet sich in Olmütz. Ich schrieb an ihn und kündigte ihm, wie es mir die Ehre gebot, die Auflösung unserer Verlobung an; er antwortete gestern darauf kalt mit wenigen Worten und machte keinen Versuch, meinen Entschluß umzustoßen. Ich glaube Euch jetzt

genug gesagt zu haben; — könnt Ihr das unglückliche, schwerbeleidigte Weib noch verdammen?"

Die Oberstin und Selma fühlten sich ganz erstarrt über diese ungeahnte Entwickelung eines Verhältnisses, dessen innigste Befestigung sie schon in der nächsten Zeit erwartet hatten. Beide schwiegen, aber in ihren Blicken war zu lesen, daß sie der armen Therese nicht zu zürnen vermochten; in einer solchen Lage würde Jede von ihnen ebenso gehandelt haben.

War noch eine schwache Spur von Hoffnung in ihnen vorhanden, daß sich die ganze Angelegenheit glücklich lösen könne, so widersprach es doch ihrem Zartgefühle, schon in diesem Augenblicke die Schwerbeleidigte versöhnen zu wollen. Ihr Urtheil fiel entschieden gegen den Neffen und Vetter Karl aus, der ihnen während seines militärischen Lebens übrigens meistens so entfernt geblieben war, daß sie sich gar nicht getrauen durften, die frühere vortheilhafte Meinung von ihm solchen Thatsachen gegenüber aufrecht erhalten zu wollen.

Die peinliche Pause, die jetzt eingetreten war, wurde dadurch unterbrochen, daß Theresens Kammerzofe erschien und ihrer Herrin zuflüsterte, Johann sei soeben von Olmütz zurückgekehrt.

Die Hausfrau, die der Dienerin gegenüber sofort ihre ganze Würde wieder angenommen hatte, bat ihre Gäste um Entschuldigung, wenn sie sich wirthschaftlicher Angelegenheiten halber auf einige Minuten entfernen müsse.

„Wer hätte das von meinem Neffen Karl gedacht?" seufzte die Oberstin, als sie mit ihrer Nichte allein war. „Eine so glänzende Partie so leichtsinnig zu verscherzen! — Aber was thäte Das, wenn er dabei nur die Ehre bewahrt hätte!"

Und die unschuldige Selma erwiederte in demselben Tone: „Die arme, so bitter getäuschte Therese!"

An den Lieutenant von Mohrfeldt und sein sonderbares Benehmen am vergangenen Abende dachten Beide augenblicklich gar nicht.

Inzwischen ließ die Schloßherrin ihren Boten, der mit Schweiß und Staub bedeckt war, in ein Zimmer des unteren Stockwerkes eintreten und fragte ihn mit vor Ungeduld glühenden Augen:

„Hast Du den Brief abgegeben, Johann?"

„Zu Befehlen, Euer Gnaden; Niemand hat mich unterwegs angehalten; man ließ mich, als ich den Passirschein vorzeigte, ohne Weiteres in die Festung ein und brachte mich, unter Bedeckung und mit verbundenen Augen — mir wurde doch ein bischen unheimlich dabei — nach der Wohnung des Herrn Rittmeisters."

„Las er den Brief sofort? Und was sagte er dann?"

„Ja, er riß mir das Schreiben mit der hastigen Frage aus der Hand: „Von Glücksburg?" — er mochte wohl meine Livree erkannt haben — und erbrach es. Bald wurde er blaß, bald roth, ging wohl zehn Minuten im Zimmer heftigen Schrittes auf und nieder, und dann sagte er, sich plötzlich umwendend: „Es ist gut!"

„Kein Wort mehr?"

„Nein, Euer Gnaden."

Therese von Liebow's Mienen verriethen ein wenig Unmuth, aber sie biß sich auf die Lippen, faßte in die Tasche ihres Kleides, nahm eine wohlgefüllte Börse aus derselben und drückte sie dem Bedienten mit freundlichem Lächeln in die Hand, wobei sie ruhig sagte:

„Du hast Deine Schuldigkeit gethan, ich danke Dir."

Der Mann machte eine hocherfreute Miene und entfernte sich auf einen Wink seiner Herrin mit vielen ehrfurchtsvollen Verbeugungen.

Sie blieb noch in dem Zimmer allein zurück und legte die brennende Stirn an eine der kalten Fensterscheiben. Jedenfalls stürmten die Empfindungen wieder in ihr. Hatte sie die Scene im Besuchszimmer, bei der sie alle Kraft aufbieten mußte, um natürlich zu erscheinen, schon angegriffen, so befriedigte sie jetzt

jedenfalls nicht die kurze Antwort des Rittmeisters, die ihr gar keine Aufklärung darüber gab, wie er ihren Brief aufgenommen habe und was er darauf zu thun gedenke. Die Intrigue schien noch lange nicht zu Ende gespielt zu sein und konnte vielleicht noch schlimmere Verwickelungen herbeiführen.

Aber Therese hatte jetzt nicht lange Zeit, darüber nachzudenken; sie durfte ihre Gäste nicht lange allein und mit einander überlegen lassen.

Ueber ihr Antlitz flog ein verächtliches Lächeln, und sie ging mit derselben leidenden Miene, die sie vorher behauptet hatte, wieder nach dem Empfangssalon.

Bei ihrem Eintritte erhoben sich die Oberstin und Selma sofort und kamen ihr auf das Theilnahmsvollste entgegen — diese edlen Frauen fühlten zu lebhaft das Bedürfniß, die Unglückliche zu trösten.

„O, meine Freundinnen," bat Therese in recht innigem Tone, „laßt uns, aus Schonung für mich, von allem Vorgefallenen schweigen. Billigt Ihr jetzt nicht meinen früheren Wunsch, daß diese Verlobung noch vor der Welt geheim gehalten werden sollte? Nun wird mich wenigstens kein neidisch-spöttischer Blick treffen können."

Die Oberstin und ihre Nichte blickten sich heimlich mit nicht geringer Verlegenheit an; sie hatten ja erst gestern Abend die Unvorsichtigkeit begangen, dieses Geheimniß — sie selbst betrachteten es ja nicht als ein solches — zu verrathen. Aber die preußischen Offiziere zogen gewiß bald weiter und vergaßen alle diese Verhältnisse.

„Und Ihr wollt meine Freundinnen bleiben, nachdem das Band, das uns noch näher verknüpfen sollte, zerrissen worden ist?" fragte Therese auf die rührendste Weise.

Wer hätte da widerstehen können? — Die Frauen sanken sich von Neuem in die Arme, und die beiden Gäste gelobten, des zerrissenen Verhältnisses mit dem Rittmeister nicht wieder

erwähnen zu wollen; sie warfen sich dabei einen bedeutsamen Blick zu.

Therese hatte das Alles wohl bemerkt und jubelte im Geheimen; wenn ihr die Unbesonnenheit oder Eifersucht des Rittmeisters nur nicht noch einen Strich durch die Rechnung machte! — —

Die beiden Damen vom Bergschlosse mußten selbstverständlich die Nacht über auf Schloß Glücksburg bleiben; eine nächtliche Rückreise wäre doch zu bedenklich gewesen.

Am nächsten Morgen erschien Frau von Liebow viel gefaßter vor ihnen.

„Ich leide hier innen," sagte sie nur einmal, die Hand auf das Herz legend; „aber meine Ehre erfordert, daß dies kein Mensch erfahre."

Die Oberstin und Selma hatten einen zweiten deutlichen Wink bekommen und — schwiegen.

Sehr überrascht, fast bestürzt wurden sie aber erst, als Therese den Wunsch aussprach, sie bei ihrer Rückkehr nach dem Bergschlosse zu begleiten, weil, wie sie sagte, sie sowohl das Bedürfniß nach Zerstreuung fühle, als die bekannten Offiziere wiederzusehen wünsche.

Die schöne Wittwe schien auch gar nicht die Befangenheit der beiden Damen zu bemerken, als sie erwiederten, daß ihnen dieser Besuch sehr lieb sein würde.

In der That waren die Oberstin und ihre Nichte ziemlich rathlos; sie konnten Theresen doch unmöglich ihr Haus verschließen, und andererseits konnte leicht eine sehr unangenehme Entwickelung aus ihrer übereilten Indiskretion entstehen, wenn es einem der Offiziere einfallen sollte, das Verhältniß Frau von Liebow's zu dem Rittmeister von Tannenburg zu berühren.

Therese wollte ihnen absichtlich Zeit zu einer Verabredung über ihr Benehmen lassen und verschwand deshalb unter dem Vorwande, daß sie ihre kleinen Reisevorbereitungen treffen wolle, aus dem Zimmer.

„Wir müssen ihr offen gestehen, wie unvorsichtig ich gewesen bin," sagte Selma, ihre Tante ängstlich anblickend. „Ich weiß auch gar nicht, wie mir das Wort entschlüpfen konnte."

„Mein Kind, ich trage eine ebenso große Schuld an dieser Unvorsichtigkeit," erwiederte die alte Dame; „ich hätte, den Willen Theresens, daß diese Verlobung noch verschwiegen bleiben möge, respektiren sollen und durch ein paar Worte auf der Stelle Alles wieder redressiren können; aber theils überraschte mich das Benehmen des Ajutanten, theils fühlte ich auch eine kleine Eitelkeit dabei, Karl den Verlobten einer so schönen und glänzenden Frau nennen zu können — nun, diese Eitelkeit straft sich schon jetzt durch meine große Verlegenheit."

„Therese wird sie gewiß verzeihen, wenn wir —"

„Wo denkst Du hin? Sie würde dann nie wieder unser Haus betreten wollen. Wir hörten ja soeben noch, daß sie ihren einzigen Trost darin findet, daß Niemand diese Verhältnisse ahne. Nein, es bleibt nichts Anderes übrig, als daß ich es zur Buße auf mich nehme, den Offizieren einen Wink zu geben, daß sie schweigen möchten, da wir uns geirrt hätten."

„Aber was werden sie dann von uns denken?" fragte das Mädchen erröthend.

„Vielleicht, daß wir Schwätzerinnen und Klätscherinnen sind," erwiederte die Oberstin unmuthig. „Es ist unsere Pflicht und immer noch besser, als die arme Therese bloßzustellen, die ohnehin schon unglücklich genug ist. Wenn der Adjutant, wie es gestern schien, wirklich eine kleine Inklination während seines kurzen Aufenthaltes auf Schloß Rosenau für sie gefaßt haben sollte, die sie übrigens jedenfalls noch gar nicht bemerkt oder wenigstens nicht beachtet hat, und die aus seinem bewegten Kriegsleben schnell wieder schwinden wird, so wird er zweifellos nicht zögern, sich durch halbversteckte Fragen Gewißheit bei ihr selbst zu verschaffen, und das darf nicht geschehen."

„Aber was ist da zu machen?"

„Ueberlasse mir das, mein Kind. Ich bitte Dich nur, es

so einzurichten, daß Therese in den ersten Stunden nach unserer Rückkehr nicht mit den beiden Herren in Berührung komme."

Als Frau von Liebow wiederkehrte, sah sie wohl an den Mienen der beiden anderen Damen, daß diese bereits eine Verabredung getroffen hatten und beruhigter erschienen. Dennoch vermochte sie ein leises Herzklopfen bei dem Gedanken nicht zu unterdrücken, daß ihr ganzes Intriguenspiel — dann gewiß zu ihrem eigenen Nachtheile — am Zufalle scheitern könne.

Nach dem Frühstücke verließen alle Drei in dem Wagen der Oberstin das Schloß. Therese sollte ein oder zwei Tage bei ihren Freundinnen bleiben, dann wollten diese sie zurückschicken.

III.

Heimlichkeiten.

Hugo hatte die Zeit während der Abwesenheit der Damen vom Bergschlosse in großer Unruhe zugebracht, nicht mehr, weil er Theresen mißtraute, sondern weil er fürchtete, es möge ihm schwer werden, sie wiederzusehen, falls zwischen ihr und der Oberstin ein Zerwürfniß eingetreten wäre; dem schien nun allerdings nicht so zu sein, da die Damen nicht an demselben Tage zurückkehrten.

Endlich kam der mit Sehnsucht und Ungeduld erwartete Wagen an, und Hugo sah vom Fenster aus zu seiner unaussprechlichen Freude, daß sich auch Therese darin befand. Er hätte hinabeilen mögen, um die Dame zu begrüßen, aber er hielt es doch für besser, ihr die Art, wie sie ihn empfangen wolle, ganz zu überlassen und abzuwarten, bis sein eigenes Blut, das in heftige Wallung gerathen war, sich wieder mehr beruhigt haben würde, damit er sich nicht verrathe, wie am vergangenen Tage.

Major von B—, der gerade ein Nachmittagsschläfchen machte, wurde von ihm dieses Mal ohne alle Rücksicht geweckt und erfuhr sofort die frohe Neuigkeit; noch einmal mußte er das Versprechen ablegen, ebenfalls recht vorsichtig zu sein.

Da die Herren ihre Mahlzeit schon eingenommen hatten,

sahen sie die Damen nicht bei Tische. Bald darauf aber kam der alte Franz und brachte die Einladung der Oberstin zum Kaffee.

Hugo war ein wenig betroffen, denn sie fanden die alte Dame allein.

Sehr freundlich — doch konnte man ihr dabei eine leichte Verlegenheit anmerken — erkundigte sie sich, wie der Major und sein Adjutant die Zeit ihrer Abwesenheit zugebracht hätten, und setzte dann hinzu, daß sie einen Gast mitgebracht habe, die ihnen schon bekannte Frau von Liebow.

„Meine junge Freundin war sehr erfreut, zu vernehmen, daß Sie gerade unsere Gäste seien," sagte sie, „und ungeduldig, diese angenehme Bekanntschaft zu erneuern. Uebrigens" — die Mienen der Oberstin verzogen sich dabei zu einem sehr gezwungenen Lächeln — „bin ich den Herren und Frau von Liebow noch die Aufklärung eines peinlichen Mißverständnisses schuldig. Eine förmliche Verlobung zwischen unserer lieben Therese und meinem Neffen, dem Rittmeister, deren vorgestern erwähnt wurde, hat noch nicht stattgefunden, wie wir annehmen zu dürfen glaubten, und ich würde deshalb sehr bitten, der Sache nicht weiter Erwähnung zu thun."

Die alte Dame hatte bei diesen Worten, der ersten Lüge, die sie in ihrem Leben aussprach, die Augen zu Boden gesenkt und konnte also nicht bemerken, welche triumphirenden Blicke sich der Major und Hugo zuwarfen.

Bis dahin war also der Plan der Heuchlerin vollständig ausgeführt worden.

Der Major sagte einige passende Worte, und die Unterhaltung ging, zu Aller offenbarer Erleichterung, schnell auf ein anderes Thema über.

Eine Viertelstunde später erschienen auch die beiden jüngeren Damen, die in ihren Trauerkleidern doch sehr elegant aussahen. Wie sie so neben einander gingen, trat der Unterschied zwischen ihnen recht deutlich hervor, und doch war man versucht,

daran zu zweifeln, wer von ihnen die Schönere sei. Hugo konnte natürlich in diesem Augenblicke gerade darüber nicht in Ungewißheit sein.

Therese sah heute auch noch leidend aus — er setzte dies auf Rechnung der Scene, die sie gestern mit ihm erlebt, und auf die Erörterung, die sie mit der Oberstin gehabt hatte — aber die ruhige Würde auf ihrem Antlitze sprach noch mehr zu seinem Herzen als ihr heiteres Lächeln.

Die junge Wittwe ging zuerst auf den Major zu, der ihr schon entgegenkam, und ließ sich von ihm die Hand küssen, wobei die üblichen Begrüßungsworte zwischen ziemlich vertrauten Bekannten gewechselt wurden. Dann wandte sie sich gegen den Adjutanten und erwiederte mit ebenso viel Anmuth als Höflichkeit seine tiefe, ehrerbietige Verbeugung.

Auch zu ihm sprach sie ganz unbefangen und erkundigte sich, wie es ihm seit seinem Ausmarsche von Rosenau ergangen sei, und wenn er dabei auch wiederholt die Farbe wechselte, so konnten die Oberstin und Selma sich selbst nur heimlich sagen: Es ist richtig, er ist in sie verliebt, aber sie ahnt es nicht oder will es nicht wissen.

Der Major dachte ein wenig anders, nämlich etwa folgendermaßen: Die Frau ist reizend; aber es will mir nicht recht gefallen, daß sie eine solche ungemeine Uebung in der Verstellungskunst besitzt. Wenn der Hugo, der brave Junge, mich nicht zu seinem Vertrauten gemacht hätte, würde es mir heute nicht in den Sinn kommen, daß er sich dieses stolze Herz erobert habe. Freilich, die Formen der Convenienz, die ein Weib ihres Standes zu beobachten hat! — Aber sie ist doch auch gar zu kalt gegen ihn! —

Später schenkte die schöne Wittwe dem Lieutenant, bis auf die gewöhnliche Unterhaltung, noch weniger Aufmerksamkeit, denn Niemand bemerkte es, wie sie ihm über den Tisch hin einen Blick zuwarf, der die Frage enthielt: „Stehe ich nun gerechtfertigt vor Dir da?“ — dagegen wandte sie sich ganz dem

Major und der Oberstin zu und schien sich auch nicht im mindesten darum zu bekümmern, daß Hugo den eigentlichen Kavalier Selma's abgeben mußte.

Nach dem Kaffee schlug Therese einen Spaziergang im Walde vor. Der Major machte zwar die schwache Einwendung, daß, bei dem übrigens schönen Sommerwetter, der Boden doch von den Regengüssen der letzten Tage dazu etwas feucht sein möge; Therese aber scherzte über diese Vorsicht eines alten Feldsoldaten und nahm mit großer Liebenswürdigkeit seinen Arm. Der alte Herr war zu galant, sich länger zu weigern, auch dachte er daran, daß Frau von Liebow eine Gelegenheit suchen könne, ungestört mit Hugo zu sprechen.

Beide gingen voraus, Hugo folgte mit den anderen Damen.

„Ich weiß, daß Hugo Ihnen Alles, was zwischen uns vorgekommen ist, anvertraut hat," sagte Frau von Liebow plötzlich zu dem Major, als sie sicher war, von den Anderen nicht mehr gehört zu werden.

„Sie würden nicht darüber erzürnt sein, gnädige Frau, wenn Sie wüßten, wie väterlich ich ihn liebe, und gehört hätten, wie innig ich ihm zu seiner Wahl Glück wünschte."

„O, ich bin auch keineswegs erzürnt, und ich danke Ihnen für die gute Meinung, die Sie von mir hatten. Ist er denn nun ganz beruhigt?"

„Vollkommen, und er ist sehr glücklich."

„Dem Himmel sei Dank dafür! Ich würde nach dem Vorgefallenen nie wieder nach dem Bergschloß gekommen sein, hätte ich nicht meinen Unwillen gegen die Oberstin und ihre Nichte um seinetwillen überwunden."

Der offenherzige, aller Verstellung stets fremde Major dachte wieder im Geheimen, daß die schöne Wittwe auch den beiden Damen gegenüber ihre Rolle gar zu meisterhaft zu spielen verstehe; laut sagte er aber:

„Es ist ein Glück, gnädige Frau, daß Sie gekommen sind, denn ich stehe nicht dafür ein, daß er, um Sie wiederzusehen,

sich nicht noch einmal einer so großen Gefahr wie gestern aussetzen würde."

„Was sagen Sie da, Herr Major? Ist ihm auf dem Rückritte irgend ein Unfall zugestoßen?"

„Sein Leben hing an einem seidenen Faden. Ich sehe keinen Grund ein, Ihnen die Geschichte zu verheimlichen, bin im Gegentheil überzeugt, daß dies von großem Nutzen für ihn sein könnte, denn Sie werden daraus ohne Zweifel Anlaß nehmen, ihm bei Ihrer vollen Ungnade zu verbieten, daß er eine solche wagehalsige Partie noch einmal unternehme — die militärische Disziplin reicht leider bei einem Verliebten nicht immer aus."

„Sie sprechen so ernst und scherzen in einem Athem?" fragte Therese in augenscheinlicher Unruhe.

„O nein, ich meine es wirklich ganz ernst."

Der Major erzählte umständlich das Abenteuer, das Hugo bestanden hatte. Frau von Liebow schien auf das Tiefste davon ergriffen zu sein.

„Ich muß Gott dafür danken, daß er ihn so gnädig beschützt hat. Wie kann ich aber jemals vergessen, daß eigentlich um meinetwillen so viele braven Soldaten den Tod oder schwere Verwundungen erlitten haben?"

„Beruhigen Sie sich darüber ganz und gar, gnädige Frau; das kommt auf Hugo's Rechnung ganz allein und ist übrigens im Kriege eine ganz natürliche Sache."

„O, der Krieg ist doch schrecklich!"

„Gewiß; aber der Frieden danach desto schöner. Abgesehen davon, daß sich dann die politischen Verhältnisse wieder einmal für einige Zeit geklärt zu haben pflegen und Handel und Wandel neuen Aufschwung erhalten, wird auch so manches Herz seine süße Belohnung erhalten. Ich hoffe letzteres auch für meinen Hugo."

„Mögen Sie noch daran zweifeln?" fragte sie leise mit bezauberndem Lächeln.

Der alte Herr war ganz entzückt davon; vollständig wieder mit ihrer vermeintlichen Verstellungskunst ausgesöhnt und drückte ihr heimlich recht warm die Hand.

Sie lachte und sagte dann schnell:

„Wir verstehen uns, aber dieses Thema ist zu delikat, um mit einem Anderen als Hugo selbst abgehandelt zu werden — kommen wir wieder auf die Gegenwart zurück!"

„Ganz wie Sie befehlen, meine gnädigste Schwiegertochter."

Der wackere alte Herr konnte seine kleinen Nebenbemerkungen doch nicht unterlassen. Die schöne Frau nahm ihm dieselben auch weiter nicht übel und behandelte ihn ganz wie einen väterlichen Freund.

Sie sprachen noch Mancherlei über den Krieg, über die Anordnungen preußischerseits, die in letzter Zeit getroffen worden waren und vermuthlich noch getroffen werden würden, und Frau von Liebow wußte das Alles von dem Major so geschickt herauszuholen, daß er selbst gar nicht daran dachte, er plaudere zuweilen mehr aus, als er sagen dürfe.

Sie wünschte, da sie meinte, sie werde nun wohl oft nach dem Bergschlosse herüberkommen, durch seine Empfehlung einen Passirschein des Oberkommando's zu erhalten, und er versprach, schon am folgenden Tage selbst dafür zu sorgen oder Hugo sich in seinem Namen darum bemühen zu lassen.

Major von B— unterhielt sich so gut mit der liebenswürdigen Frau, daß er darüber seinen Adjutanten ganz vergessen hatte.

„Aber, meine Gnädigste," sagte er endlich, stehend bleibend, „nun ist es wahrhaftig Zeit, daß wir mit unserem Gefolge ein wenig die Rollen wechseln, sonst wird Hugo ganz eifersüchtig auf mich; denken Sie sich nur, wie der Arme bereits nach einigen Worten von Ihnen geschmachtet haben muß."

„Aufrichtig gesagt, ergeht es mir ebenso — wie angenehm wir uns auch unterhalten haben, Herr Major. Helfen Sie mir

nun einen Plan entwerfen, wie ich zu meinem anderen Kavalier komme."

„O, ich bin kein Intrigant," sagte der Major scherzend.

Er dachte sich dabei gewiß nichts Böses, aber einen Moment lang hefteten sich die dunkeln Augen der jungen Wittwe doch mit einer Art von forschendem Mißtrauen auf sein Gesicht; sie wandten sich beruhigt wieder ab, denn sie hatte nur die vollständigste Unbefangenheit und herzliche Freundlichkeit gefunden.

„Dann müssen Sie sich meinem Feldzugsplan unterwerfen," meinte Frau von Liebow.

„Wenn er ebenso komplizirt und geheimnißvoll ist, wie der des Feldzeugmeisters Benedek —"

„Er ist ganz einfach und zweckentsprechend. Wir werden jetzt den Heimweg antreten, sonst verirren wir uns noch in diesem abscheulichen Walde, wo es wirklich feuchter ist, als ich mir vorgestellt hatte. Auf dem Rückwege müssen Sie der Oberstin den Arm reichen, und ich werde Hugo einen Wink geben, zu mir zu kommen."

„Ich will darauf wetten, daß er die Sprache Ihrer herrlichen Augen sofort versteht."

„O, keine Schmeicheleien, sonst verklage ich Sie bei ihm! — Wir bleiben dann mit der kleinen Selma als einem nothwendigen Anhängsel ein wenig zurück, und nach einer Weile haben Sie die Güte, die Oberstin zu veranlassen, daß sie ihre Nichte aus irgend einem Grunde zu sich rufe."

„Ich will mir die größte Mühe geben, schöner Feldherr, Ihre vortrefflichen Dispositionen zu Ihrer Zufriedenheit auszuführen."

Alles machte sich ganz nach Wunsch, und Frau von Liebow wußte es auch auf die natürlichste Weise einzufädeln, daß sie mit Hugo und Selma wieder ein wenig zurückblieb. Dem Fräulein war dies wohl ziemlich peinlich, und der Major brauchte gar nicht erst seinen Scharfsinn aufzubieten, um das Manöver

zu Ende zu führen, wie ihm befohlen war, denn Selma suchte und fand selbst einen Vorwand, zu ihm und ihrer Tante zu gelangen.

Die beiden Liebenden waren ungestört geblieben und benutzten diese glückliche Gelegenheit, sich die zärtlichsten Worte, wohl auch manchen verstohlenen Händedruck zu geben.

„Warum trägst Du aber heute dieses Trauerkleid, liebe Therese?" fragte Hugo, dem sogleich bei ihrem Eintritte in das Gesellschaftszimmer diese eigenthümliche Kleidung aufgefallen war.

„Ich hatte zwei Gründe dafür, es heute anzulegen," erwiederte sie ohne Besinnen, denn sie hatte diese Frage von ihm schon erwartet; „ich that es aus Schonung für die Oberstin und Selma und um ihnen einen Beweis meiner Theilnahme zu geben; und übrigens habe ich wohl noch eine andere Veranlassung zur Trauer, die Du, Hugo, am besten kennst."

„Ich verstehe Dich nicht ganz, meine Theure."

Therese machte ein sehr ernstes, wehmüthiges Gesicht, und der Blick, den sie auf ihn warf, drang ihm tief in das Herz.

„Begreifst Du wirklich nicht, welch' trüben Nachklang das ungerechte Mißtrauen, das Du mir gestern offenbartest, in meinem Herzen zurückgelassen haben muß?"

„Aber, Therese, ich bitte Dich tausendmal um Verzeihung! Habe ich Dir gestern nicht schon deutlich genug meine Reue gezeigt. Muß es denn der Liebe nicht leicht werden, zu verzeihen?"

„Gewiß, aber nicht, zu vergessen, wenigstens nicht so schnell und nicht das Schlimmste, was sie treffen kann — den Argwohn."

„Du versichertest mich aber gestern, daß Du Dich nicht mehr beleidigt fühltest," meinte Hugo etwas kleinlaut.

„Das sage ich auch heute nicht — ich spreche nur von dem Schmerze, den ich darüber empfunden habe, daß Du mich nur einen Augenblick lang verkennen konntest; ich mochte Dir auch

gestern noch keine Vorwürfe machen, sowohl weil Du Dich in sehr aufgeregter Stimmung befandest, als weil ich Dir erst den Beweis von meiner vollständigen Unschuld liefern wollte. Glaubst Du nun daran?"

„So fest wie an meine eigene Liebe! Ich möchte Dich jetzt auf den Knieen bitten, zu vergessen, wenn wir ohne Zeugen wären."

„Das ist nicht nöthig — ich glaube Deinen einfachen Worten. Aber gieb mir das Versprechen, nie wieder an mir zu zweifeln, wenn Dich der Zufall oder Neid und Bosheit anderer Menschen auch zu täuschen versuchen sollten."

Welcher zärtlich Liebende hätte unter solchen Umständen wohl dieses Versprechen verweigern können und wollen?

Hugo drückte die zarte Hand in der seinigen und antwortete:

„Ich verspreche es Dir."

„Dann bin ich zufrieden, und es wird das Beste sein, wenn Keiner von uns Beiden jemals wieder diese Angelegenheit mit dem leisesten Worte berührt."

Hugo nickte zustimmend mit dem Kopfe. Er erblickte in ihrer Bereitwilligkeit zu dieser schnellen und vollständigen Versöhnung natürlich nur die Größe ihrer Liebe und ein edles, sanftes Herz.

„Zwischen uns soll und muß immer die größte Offenheit herrschen," fuhr sie, in einen ganz andern Ton übergehend, fort; „kein Geheimniß darf zwischen uns bestehen; dann wird sich auch nie das Mißtrauen in das Herz des Einen oder Andern einschleichen können, und das ist ein nothwendiges Erforderniß zu einer glücklichen Ehe. Habe ich nicht Recht?"

„Wie könnte ich anders denken und handeln?"

Hugo war durch das Wort „Ehe", das er von ihren Lippen hörte, so entzückt, daß er für eine kleine Weile die Gegenwart ganz vergaß und in den schönsten Bildern der Zukunft schwärmte.

Nach einer Pause begann Frau von Liebow wieder:

„Du hast mir noch gar nicht erzählt, ob Du gestern ohne Unfall nach Hause gekommen bist.“

„Das versteht sich,“ erwiederte er zerstreut.

„Aber Du hättest einer österreichischen Patrouille begegnen können, und dann — ich habe mich deshalb recht geängstigt, nachdem Du mich verlassen hattest.“

„Ganz ohne Grund; die österreichischen Patrouillen wagen sich nicht so weit aus der Festung heraus.“

„Ich habe doch schon davon gehört.“

„Wirklich?“

„Lieber Hugo,“ rief sie, laut auflachend, „wenn Du das erste Versprechen ebenso gut hältst wie das zweite, das Du mir vor einer Minute gegeben hast, daß nämlich nie ein Geheimniß zwischen uns liegen solle, dann würde ich wahrlich zu beklagen sein!“

Der Lieutenant blickte sie überrascht an; er begriff, daß er in eine ihm gelegte Falle gegangen sei, und die Verwirrung trieb ihm das Blut in die Wangen.

„Beruhige Dich nur,“ sagte sie, spöttisch tröstend, „ich will dieses Mal noch Gnade für Recht ergehen lassen, denn ich bin überzeugt, daß Du mir Dein Abenteuer nur deshalb verschweigen wolltest, um mich nicht zu beunruhigen; aber Dein Major hat mir schon Alles erzählt.“

„Der Major?“ rief Hugo ärgerlich. „Das ist sehr unrecht von ihm!“

„Ganz im Gegentheil, denn er that es nur in der Absicht, mich zu warnen und uns Beide vor Unheil zu behüten. Was würde denn aus mir werden,“ setzte sie mit dem zärtlichsten Ausdrucke hinzu, „wenn ich die Nachricht erhalten hätte, daß Du todt oder schwerverwundet in Gefangenschaft gerathen seiest? Der brave, Dir so treuergebene Mann hat noch mehr gethan, nämlich mir das Versprechen abgenommen, daß ich Dir mein Haus für die nächste Zeit förmlich verbieten solle, und ich, mein Theurer, halte meine Versprechungen, verlasse Dich darauf!“

„Du wirst mich nur dadurch zum Gehorsam zwingen und mich entschädigen können, wenn Du recht oft hier auf dem Bergschlosse erscheinst.“

„Ich sprach im Ernst, Hugo, und würde ich es für ein Verbrechen an unserer Liebe und unseren Hoffnungen halten, wenn Du noch einmal ein so tollkühnes Abenteuer unternähmest; ich werde nie Unterwürfigkeit für meinen Willen von Dir beanspruchen, aber ich darf doch wohl erwarten, daß Du meine Wünsche stets achten wirst. Uebrigens solltest Du auch nicht vergessen, daß Du mir Rücksichten schuldig bist; es müßte Aufsehen bei den Dienstboten erregen, wenn Du öfter kämest, und abgesehen davon, daß mein Ruf darunter leiden müßte, bliebe gewiß auch der Verrath nicht aus; — was würdest Du sagen, wenn man mich eines Tages von Schloß Glücksburg abholte und unter der Beschuldigung des Verkehrs mit feindlichen Offizieren nach der Festung Olmütz abführte?“

An eine solche Möglichkeit, die sehr leicht zur Wirklichkeit werden konnte, hatte Hugo noch gar nicht gedacht.

„Ich werde Dir gehorchen — um Dich nicht in Gefahr zu bringen,“ meinte er. „Könnte ich aber nicht in einer Verkleidung zuweilen —“

„Nein, ich verbiete es Dir durchaus,“ sagte Therese in festem und beinahe strengem Tone, denn sie fühlte recht gut die Macht, welche sie, besonders nach den letzten Vorfällen, über ihn errungen hatte. „Eine Verkleidung setzte Dich noch größerer Gefahr aus und würde gewiß ebenso beargwöhnt werden. Aber ich will dagegen, so oft als es mir möglich ist, herüberkommen und die Gelegenheit suchen, mit Dir ein paar vertrauliche Worte sprechen zu können. Nachdem ich gestern Nachmittag einen harten Stand mit der Oberstin gehabt habe, um ihr den Irrthum, in den sie sich, durch die Vorwitzigkeit ihres Neffen und die eigenen Wünsche verleitet, sehr fest eingewiegt hatte, zu benehmen, gelang es mir doch mit großer Mühe, sie wieder zu versöhnen, — und so steht meinen Besuchen auf dem Bergschlosse

Nichts im Wege. Aber ich bitte Dich, sei vorsichtig in Deinem Benehmen gegen mich. Diese beiden Frauen würden uns nie verzeihen, daß wir sie auf Kosten ihres Verwandten getäuscht haben."

Man war dem Hause nahe gekommen. Therese drückte mit einem sprechenden Blicke noch einmal flüchtig die Hand ihres Geliebten, und Beide beeilten sich, die ihnen Vorangehenden zu erreichen. Nichts verrieth, daß sie eine andere als gleichgültige Unterhaltung geführt hätten, und die in der Verstellungskunst so Geübte flüsterte Selma sogar in's Ohr:

„Euer Adjutant kann zuweilen recht langweilig sein; er hat mich auf dem ganzen Wege von Nichts als Politik und seinen Dienstangelegenheiten unterhalten."

„Ich habe ihn von einer so langweiligen Seite noch nicht kennen gelernt," erwiederte Selma, ihre Freundin mit Verwunderung anblickend.

„Vielleicht hast Du ihm interessantere Seiten als ich abzugewinnen gewußt," meinte Frau von Liebow etwas spitzig.

Das junge Mädchen erröthete und erwiederte kein weiteres Wort. Die Bemerkung hatte sie entweder verletzt oder einen wunden Fleck ihres Herzens berührt. So glaubte wenigstens Therese, und den Kopf ein wenig zurückwerfend, dachte sie: Sollte es sich diese kleine Närrin mit dem Mondscheingesichte etwa einfallen lassen, sich mehr um Hugo zu bekümmern, als es die Gastfreundschaft und gewöhnliche Höflichkeit verlangen? Arme Selma, das wäre ein ebenso großes Unglück für Dich als eine Thorheit, denn Der liegt sicher in meinen Fesseln."

Die ganze Gesellschaft brachte den Abend gemeinsam zu, und wenn bei der Trauer der beiden Schloßdamen auch gerade keine Heiterkeit aufkommen konnte, so unterhielt man sich doch ganz gut.

Wieder schien die schöne Wittwe den Lieutenant wenn auch nicht mit Nachlässigkeit, so doch wenigstens mit höflicher Gleichgültigkeit zu behandeln, und obgleich Hugo darauf vorbereitet

war und ihre Vorsicht nicht mißbilligen konnte, fühlte er sich doch verstimmt und beneidete, für den Augenblick wenigstens, seinen Major, dem so viele Beweise ihrer Huld zu theil wurden.

Therese von Liebow hatte aber doch ein scharfes Auge für ihn und noch mehr für seine Nachbarin, das Fräulein. Wenn einmal ein Gedanke in ihr aufgestiegen war, der nur einiges Interesse für sie hatte, so pflegte sie ihn immer mit aller ihr innewohnenden Leidenschaftlichkeit zu erfassen, und wie sicher sie sich vorher auch die Ueberzeugung ausgesprochen hatte, Hugo sei für immer an sie gefesselt, so kam das Gefühl, das sie jetzt hatte, doch der Eifersucht sehr nahe.

Selma war schön, das konnte sie nicht leugnen, und sie wußte, daß diese Mondscheinschönheit, wie sie es vorher genannt, für Männer, die sich nur einigermaßen der Sentimentalität zuneigen, etwas Anziehendes hat. Zu diesen Naturen rechnete sie aber auch Hugo.

„Wenn ich immer mit ihm zusammen sein könnte, brauchte ich gar Nichts zu fürchten," sagte sie sich, diesen Gedanken mit heimlichem Unbehagen weiter ausspinnend, „aber die Entfernung ist eine gefährliche Feindin der Liebe. Aber ich bin eine Thörin, daran nur zu denken! — Es ärgert mich indessen doch, daß er dem Kinde so viel Aufmerksamkeit erweist, sogar in meiner Gegenwart; er sollte lieber den Blöden oder Schweigsamen spielen. Wenn ich nur wenigstens verstehen könnte, wovon sie sich so interessant zu unterhalten scheinen, aber sie flüstern ja förmlich und kein Wort dringt zu mir herüber."

Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß Therese dieses Mal durch die Brille der Eifersucht sah. Bisher hatte sie sich ausschließlich mit der Oberstin und dem Major beschäftigt, den jungen Leuten, die man ganz vergessen zu haben schien, blieb deshalb keine andere Wahl, als sich mit einander zu unterhalten, und wenn sie wirklich die Stimme gedämpft hatten, so war dies nur aus Achtung für die älteren Personen und Frau von Liebow geschehen.

In ihrer Unterhaltung lag durchaus nichts Verfängliches; sie sprachen — weil das junge Mädchen nicht genug Details, so schmerzlich dieselben auch ihr Herz berührten, darüber hören konnte — von dem schönen und doch so schrecklichen Tode des Fähnrichs, von dem unsterblichen Ruhme, den er sich dadurch erworben und für den ihn die Erfüllung der heitersten Lebensaussichten doch wahrscheinlich entschädigt haben würde.

Natürlicherweise suchte Hugo in seine Trostesworte ein besonderes Gefühl zu legen, das sich auch auf seinem Gesichte wiederspiegelte, und ebenso natürlich war, daß Selma oft die Farbe wechselte und, um die ihr in die Augen tretenden Thränen zu verbergen, den Blick zu Boden gesenkt hatte. Die Oberstin und der Major achteten zufällig nicht darauf; aber Therese, die aus ihrer eigenen Wankelmüthigkeit schon genug Erfahrungen geschöpft hatte, fand dieses Mienenspiel und das Geflüster bedenklich.

Endlich konnte sie sich nicht mehr länger halten und richtete schnell eine Frage an das ganz in sein Gespräch versunkene Pärchen, das etwas überrascht aus einander fuhr.

„O, ich bitte um Verzeihung, wenn ich gestört habe," sagte die kokette Frau mit einer Biegung der Stimme, die Keinem der Uebrigen, wohl aber Selma, die sich noch der vorigen spitzigen Aeußerung erinnerte, etwas spöttisch klang.

„Wir sprachen von meinem Bruder," antwortete sie einfach und mit ruhiger Würde, indem sie Therese fest anblickte.

Die Wiederanregung dieses ernsten Thema's gab der Gesellschaft auf einmal wieder eine ganz andere Färbung — die Unterhaltung stockte und wollte auch nicht mehr in rechten Gang kommen; Alle fühlten sich traurig und verstimmt. Frau von Liebow ärgerte sich, daß sie von „dem Kinde" eine freilich nur ihr verständliche Zurechtweisung hatte hinnehmen müssen.

Es war schon spät, und die Oberstin, die das Bedürfniß fühlte, mit ihren Erinnerungen allein zu sein, gab das Zeichen zum Aufbruche. Die Herren verabschiedeten sich, und auch die

Damen zogen sich zurück — jede von ihnen hatte ihr eigenes Schlafzimmer. Der Abschied Selma's von Frau von Liebow war etwas zurückhaltender als sonst.

Therese wollte auch noch den ganzen nächsten Tag auf dem Bergschlosse zubringen und erst am Morgen des dritten nach ihrem Hause zurückkehren. Der Oberstin war dies ganz recht, nachdem sie der Befürchtung, daß unangenehme Verwickelungen entstehen könnten, ganz überhoben zu sein glaubte. Als Vorwand für ihren Entschluß gab Erstere an, daß sie den ihr von dem Major versprochenen Passirschein abwarten wolle, und der alte Herr war galant genug, deshalb selbst zu dem Kommandeur hinüberzureiten, dem er übrigens noch dienstliche Meldungen zu erstatten hatte.

„Bleiben Sie nur hier, lieber Mohrfeldt," sagte er zu Diesem, als er ihn bei einem heimlichen Seufzer betroffen hatte; „ich will Ihnen nicht die Hälfte des kostbaren Tages verderben und drüben sagen, daß Sie anderweitige Dienstgeschäfte hätten."

Damit war Hugo ganz zufrieden. Die Oberstin lud ihn zum Frühstück ein, bei dem er auch die beiden jüngeren Damen fand. Alles ging vortrefflich ab; das Benehmen war allseitig ganz wie am vergangenen Tage, nur kam es dem Adjutanten vor, als ob Therese und Selma sich einen gewissen Zwang anthäten, den er sich natürlich nicht erklären konnte.

Der Zufall fügte es, daß nach Beendigung des Frühstücks die Oberstin und ihre Nichte auf kurze Zeit wegen wirthschaftlicher Angelegenheiten abberufen wurden. Ein Freudenblitz zuckte in Hugo's Augen auf, als er sich mit der Geliebten allein befand, und er ergriff schnell ihre Hand, um dieselbe mit Küssen zu bedecken.

„Um Gotteswillen, lieber Hugo, sei vorsichtig!" flüsterte Therese, ihre Hand sanft aus der seinigen wieder zurückziehend; „man könnte uns belauschen."

„Uns belauschen?" fragte Hugo erstaunt. „Wem sollte das hier wohl einfallen?"

„Es giebt überall Neugierige, und ich glaube eine Bemerkung gemacht zu haben, die mich zu meiner Befürchtung berechtigt."

„Nun?" fragte der Lieutenant, noch mehr verwundert.

„Hast Du wirklich das Benehmen Selma's noch nicht näher in das Auge gefaßt?"

Frau von Liebow richtete bei dieser Frage ihren Blick fast durchbohrend auf ihn, und wenn auch ihre Lippen dabei lächelten, war der Ernst in ihr doch nicht zu verkennen.

„Das Benehmen des Fräuleins? — Wahrhaftig, ich verstehe kein Wort."

„Selma liebt Dich oder ist wenigstens auf dem Wege dazu."

Hugo war wie aus den Wolken gefallen. Mit welcher Bestimmtheit die schöne Wittwe ihre Behauptung auch aussprechen mochte, so kam es ihm doch gar nicht in den Sinn, dieselbe für wahr zu halten; Selma hatte ihm wenigstens durchaus keinen Grund gegeben, auf solche Vermuthung zu kommen, und es berührte ihn empfindlich, daß dieses reine und unschuldige Herz, das überdies augenblicklich mit so tiefer Trauer erfüllt war, beschuldigt werden konnte, eine unedle Handlung, wie es doch das Lauschen an der Thür gewesen wäre, zu begehen. Sein Unmuth sprach sich deutlich genug aus, als er erwiederte:

„Das ist, gerade heraus gesagt, eine Thorheit, beste Therese!"

Die schöne Frau zuckte ein wenig zusammen und wurde um eine Schattirung blasser. Hugo hatte ihr also auch eine Zurechtweisung ertheilt und zwar in so hartem Tone wie noch niemals, denn seine heftigen Worte auf Schloß Glücksburg rechnete sie ihm jetzt nicht mehr hoch an, da dieselben ein heftiger Ausbruch einer ihr schmeichelnden Leidenschaft gewesen waren; jetzt aber nahm er eine Andere ihr gegenüber in Schutz, obenein eine Andere, auf die sie eifersüchtig war. Das war doch zu viel für ihren Stolz!

Sie warf ihm einen vernichtenden Blick zu.

„Verzeihe, liebe Therese, mein übereiltes Wort!" bat er, durch diesen Blick betroffen und sich zum Lächeln zwingend. „Deine sonderbare Vermuthung, die, wie ich Dich versichere, auf einem Irrthume beruht, überraschte mich zu sehr."

„Ich bin nicht blind, lieber Freund. Ihr waret ja gestern Abend ganz in einander verloren."

„Ich glaube gar, daß Du eifersüchtig geworden bist, Therese!" rief Hugo lachend.

„O nein, ich würde mich, wenn auch mit blutendem Herzen, auf der Stelle von Dir trennen, wenn Du eine Andere mir vorziehen könntest!" entgegnete sie mit blitzenden Augen.

Der Lieutenant begann doch besorgt zu werden. Andererseits schmeichelte ihm auch diese eifersüchtige Empfindung, die er nun wirklich zu entdecken glaubte.

„Ich kann mich nicht über Dein Mißtrauen beklagen," sagte er in sanftem Tone, „denn ich habe leider noch größere Proben davon abgelegt. Aber erinnere Dich des heiligen Versprechens, das wir uns gestern gegeben haben, und lasse mich wiederholen, daß mein Herz kein Geheimniß vor Dir hat, und hinzufügen, daß ich mich selbst tief verachten würde, wenn ich, als der Verlobte einer Anderen, die mir ja bald ganz angehören soll, ein unschuldiges und unglückliches Mädchen zu täuschen versuchen sollte."

Hugo sprach so ernst und fest, daß Therese wohl einsah, er würde sich durch jedes weitere in dieser Art gesprochene Wort ernstlich beleidigt fühlen, und so weit wollte sie es doch nicht treiben; sie lenkte deshalb schnell ein:

„Ich habe auch gar nicht behauptet, daß Du solche Gefühle theiltest."

„Es schien vorher beinahe so."

„Du hast mich mißverstanden. Ich wollte Dich nur warnen, vorsichtig zu sein — ich habe gestern von Selma Aeußerungen über Dich vernommen, die —"

Sie stockte, denn sie fand es doch bedenklich, sich ohne

einen bestimmten Zweck noch in ein neues Lügengewebe zu verstricken.

„Nun, willst Du mir vielleicht diese Aeußerungen mittheilen?" fragte er, seine Spannung unter angenommener Gleichgültigkeit verdeckend.

„Wir Frauen plaudern nicht aus der Schule."

„Gut," sagte Hugo, innerlich etwas verstimmt, „ich bin auch nicht neugierig."

„Verzeihe mir, theurer Hugo!" rief sie plötzlich in aufwallender Leidenschaft. „Ich war wirklich eine Närrin! Ja, ich will Dir gestehen, daß ich ein wenig eifersüchtig auf Selma gewesen bin."

„Aber die Eifersucht —"

„Ist der beste Beweis der Liebe, wie Du neulich selbst sagtest," unterbrach sie ihn, mit dem süßesten Lächeln und treuesten Blicke ihm die Hand reichend.

Der Lieutenant war mit seinen eigenen Worten geschlagen worden und küßte ihr versöhnt die Hand.

Aber sonderbar! Theresens Worte hatten, wenn auch kein anderes Gefühl, so doch eine gewisse Neugierde in ihm angeregt, und als die Oberstin und Selma zurückkehrten, war er auf jede Miene und jedes Wort der Letzteren aufmerksamer als bisher.

Der Major kam erst kurz vor Mittag wieder und überreichte mit scherzhafter Feierlichkeit der schönen Wittwe das von ihr gewünschte, in aller üblichen Form ausgestellte Papier.

„Ich möchte mir gern einmal das Vergnügen machen," sagte sie leichthin, „solch' ein Kriegsbild, wie die Aufstellung Ihrer Vorposten, in der Nähe anzusehen — das muß höchst interessant sein! Wäre das wohl möglich?"

Der Major zuckte in einiger Verlegenheit die Achseln.

„Es könnte doch Gefahr damit verknüpft sein," meinte er.

„In Ihrer Begleitung, Herr Major? Sie wissen ja, daß ich eine geübte Reiterin bin."

„Aha!" dachte der alte Herr, „ich verstehe sie schon! Der

Adjutant dürfte natürlich nicht fehlen — der alte Major ist eigentlich überflüssig, wie auf Rosenau. Nun, warum soll man den jungen Leuten, die sich hier wie die steinernen Götzen gegenübersitzen müssen, nicht einmal ein bischen zu Hülfe kommen?"

„Wenn ich einmal den Dienst habe," sagte er laut, „und Sie beharren dann noch auf Ihrem Wunsche, gnädige Frau, ließe sich die Sache vielleicht machen; ich würde Sie dann dem Mohrfeldt als speziellem Beschützer anvertrauen."

„Das ist prächtig!" rief sie, mit aller Lebhaftigkeit in die Hände klatschend — für den Moment war sie ganz aus ihrer Trauerrolle gefallen — „ich schicke noch morgen Pferd, Sattel und Reitkleid nach dem Bergschlosse herüber — mit Ihrer Erlaubniß, liebe Tante!"

Die Oberstin nickte nur mit dem Kopfe. Sie war ganz verwundert über die sonderbare, ihr etwas unpassend erscheinende Laune ihrer jungen Freundin.

Der Abend verging in aller Ruhe und Gemüthlichkeit. Hugo's Benehmen dem Fräulein gegenüber hatte sich nicht verändert.

Am anderen Vormittage reiste Frau von Liebow in dem Wagen der Oberstin wieder ab mit dem Versprechen, bald wiederzukehren. Sie hatte Hugo nur noch zuflüstern können:

„Auf baldiges Wiedersehn!"

IV.

Neue Gäste.

Therese von Liebow ruhte träumerisch in dem Wagen, der sie nach Hause führte. Ihre Mienen waren nachdenklich und finster. Sie hatte jetzt einen Sieg auf dem Bergschlosse gefeiert, Alles war ihr fast über Erwartung gelungen; sie hatte Hoffnung, noch einen anderen Plan, den sie schon längst gehegt, bald verwirklicht zu sehen — und dennoch war sie nicht befriedigt.

Wir wollen unsere Leser zunächst über diesen anderen Plan aufklären, wenn sie denselben nicht bereits errathen haben.

In dem Tagebuche der jungen Wittwe befand sich schon eine Andeutung darauf, aber sie hatte damals gesagt, daß sie dem Papiere nichts Näheres anzuvertrauen wage; auch wird man sich erinnern, daß Isaak Wolff dem sächsischen Oberlieutenant mit dürren Worten anvertraut hatte, Frau von Liebow stehe in ganz eigenthümlichen Verhältnissen zu dem Oberkommando der kaiserlichen Armee. Der junge Jude mußte das wissen, denn er hatte zwischen Beiden schon Mancherlei vermittelt.

So war es auch in der That. Es ist jedenfalls ein seltsames Ding um eine solche Spionage im Kriege, und obgleich sie nothwendiger Weise von der dadurch benachtheiligten Partei auf das Strengste bestraft werden muß, weil sie ihr oft noch

viel gefährlicher werden kann, als die feindlichen Waffen, so muß man, unserem Bedünken nach — wenn man nicht gerade auf dem Standpunkte eines Feldherrn steht, der zum Besten des Ganzen keine Gefühlsrücksichten kennen oder gelten lassen darf — doch einen Unterschied dazwischen machen, welche Beweggründe dazu Veranlassung gegeben haben.

Das „Lauschen an der Thür" und was Dem im Kleinen oder Großen ähnlich ist, wird allerdings niemals ein nobles Metier genannt werden können; — wer würde aber nicht an der Thür lauschen, wenn er wüßte oder mit Bestimmtheit vermuthete, daß drinnen über sein eigen oder über seiner nächsten Lieben Tod und Leben, Wohl und Wehe ein Beschluß gefaßt würde?

Der Elende, der sich um des Geldes oder einer anderen Belohnung willen, die sein Ehrgeiz erstrebt, zum Spion — sei es im Kriege oder in sonstigen Verhältnissen — hergiebt, verdient jedenfalls Strafe, und nach der Theorie vom „abschreckenden Beispiele für Andere" ist der Strick oder die Kugel für ihn im Kriege ganz vortrefflich angewandt; liegen edlere Beweggründe vor, so ist diese Strafe nicht allein zu hart, sondern auch ungerecht.

Wie groß auch die Erbitterung im ganzen preußischen Lande gegen die „Verräther von Trautenau" war, wie heiß Jeder, der in diesem schauerlichen Straßenkampfe einen Verwandten verloren hatte, auch nach der strengsten Strafe für die vermeintlichen Anstifter desselben — die zum Theil, wie schon früher erwähnt, nach der Festung Glogau abgeführt worden waren — dürstete, so that die Regierung doch weise und menschlich daran, den Sturm der Leidenschaft und Rachewuth erst ausrasen zu lassen und dann jene Männer, den Bürgermeister u. s. w., nach Abschluß des Friedens in ihre Heimath zurückzuschicken.

Aufrichtig gesagt, sie hatten gerade nur ebenso gehandelt, wie jeder Patriot in ähnlichen Verhältnissen zu handeln verpflichtet ist, abgesehen davon, daß sie durch das österreichische

Militair-Kommando jedenfalls dazu genöthigt worden waren. Wäre der preußische Bürger nicht ein elender Feigling, der sich scheute, den preußischen Soldaten, die seine Stadt vertheidigen, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu Hülfe zu kommen, wenn der Feind in sie einzudringen versucht?

Man war damals empört darüber, daß die preußischen Soldaten aus den Häusern mit siedendem Wasser und Oel begossen worden waren. Das ist in Straßenkämpfen stets ein gebräuchliches Vertheidigungsmittel gewesen; es hat noch viel schrecklichere gegeben, und eine Granate oder ein Kartätschschuß hat zweifellos gewöhnlich eine bedeutend größere Wirkung als ein Eimer voll siedenden Wassers.

Dem im Kampfe befindlichen, von solchen Angriffen so schwer bedrohten Soldaten kann man es freilich nicht verdenken, wenn er in blinder Wuth den Gegner niederstößt, denn er muß ihn für sich und seine Kameraden unschädlich machen; aber die öffentliche Meinung sollte doch billiger Weise mehr Maß und Ueberlegung haben, als sich nach jener Affaire, gleichwie nach der von Langensalza, gezeigt hat.

Wir wollten hiermit nur ausdrücken, daß jede Sache zwei Seiten zu haben pflegt und daß sich, wenn man die Schattenseite umwendet, gewöhnlich auch eine Lichtseite findet, und wir kehren nun wieder zu Frau von Liebow zurück.

Bei ihr konnte wohl gar nicht die Rede davon sein, daß sie um der Bezahlung oder einer Belohnung irgend welcher Art willen ein so schwieriges und gefährliches Amt übernommen hätte. Isaak Wolff hatte ganz richtig zu dem Oberlieutenant gesagt, daß Patriotismus und die Liebe sie dazu bewogen — nur hatte er die Macht beider Gefühle in ihr verwechselt. Man weiß ja schon aus ihrem Tagebuche, daß zur Zeit des wirklichen Ausbruches des Krieges ihre Liebe oder Leidenschaft, wie man es nennen will, für den Rittmeister im Sinken begriffen war.

Gerade um diese allmälig in ihr Herz einziehende Leere

wieder auszufüllen, suchte sie nach einem anderen Gefühle, das ihr das abgekühlte ersetzen sollte, und da lag unter den obwaltenden Verhältnissen Nichts näher als der Patriotismus. Eine Beschäftigung war ihr Bedürfniß, und jedenfalls kam bei diesem stolzen und leidenschaftlichen weiblichen Charakter auch der Ehrgeiz, bei so wichtigen Ereignissen nicht ganz unbetheiligt zu bleiben, mit in's Spiel.

Sie trug sich schon eine Weile im Geheimen mit diesem Plane, als er dadurch zur weiteren Reife gelangte, daß um die Mitte des Monats Juni ein österreichischer General mit seinem Stabe auf Schloß Rosenau in Quartier kam.

Die Herren waren äußerst galant gegen die schöne Wittwe, die sie mit fast fürstlicher Pracht aufnahm und in deren persönlicher Gesellschaft sie sich sehr behaglich fühlten. Freilich dachte damals noch Niemand von ihnen daran, daß die Preußen in Böhmen einrücken könnten, sondern sie rechneten mit Bestimmtheit darauf, den Krieg nach Schlesien hineinspielen zu können — soll sich der Kavallerie-General Freiherr von Edelsheim doch sogar zu dem Versprechen vermessen haben, mit seinen Reitern in wenigen Tagen nach Berlin vorzudringen. Aber einige Besonnenere faßten doch einen anderen Ausgang des bevorstehenden Kampfes in's Auge, und ihnen schloß sich auch Frau von Liebow an, in deren geheimen Wünschen es vielleicht lag, die Preußen möchten wenigstens bis über Rosenau hinaus vorrücken, damit sie Gelegenheit finde, in die Ereignisse hineingezogen zu werden. Die Verluste, die ihr durch eine feindliche Okkupirung erwachsen mußten, fürchtete sie nicht — sie war ja reich genug, um Opfer bringen zu können; der Eigennutz lag überhaupt gar nicht in ihrem Charakter.

Und hätten ihre Landsleute dann eine glückliche Schlacht geschlagen, so mußte ja auch die in die Gebirgspässe zurückgetriebene preußische Armee ganz vollständig vernichtet werden können.

Wenn die schöne Frau mit dem ihr eigenen Feuer von

solchen Erfolgen sprach, so hörten ihr die Offiziere gern zu und bestärkten sie in ihren Ansichten.

Die Sache kam nun anders, wie man schon weiß. Als das Gardekorps die Oesterreicher bei Trautenau geschlagen hatte und diese, nachdem sie sich einem kurzen Siegesrausche hingegeben, auf dem eiligsten Rückzuge begriffen waren, kam derselbe General auf eine kurze Zeit wieder nach Schloß Rosenau. Das vielbesprochene Thema wurde auch wieder aufgenommen, und Therese verpflichtete sich förmlich, über die Stellungen der rasch nachrückenden Preußen, so weit es in ihrer Macht stände, Nachrichten an die nächsten kaiserlichen Kommandos zu senden. Als Vermittler dabei sollte ihr der Jude Isaak Wolff dienen, der sich schon seit längerer Zeit in jener Gegend, etwa fünf Meilen von seiner Heimath Nechanitz entfernt, aufhielt und in Gradlitz, ziemlich auf dem halben Wege zwischen Rosenau und Josephstadt, eine Gastwirthschaft etablirt hatte. Damals besorgte er auch die geheime Korrespondenz zwischen dem Rittmeister und Frau von Liebow; als aber der Ausbruch des Krieges sich näherte, erlitt er große Verluste und entschloß sich, von der Gelegenheit Vortheil zu ziehen und das Amt eines besoldeten Spions zu übernehmen.

Er war damals bei Trautenau gewesen und kehrte mit den flüchtigen Truppen zurück. Einstweilen blieb er nun auf Schloß Rosenau versteckt.

Die Preußen besetzten dasselbe, und Frau von Liebow war doppelt liebenswürdig gegen sie, weil sie sich mit der Hoffnung schmeichelte, von ihnen zu erfahren, was sie zu wissen wünschte. Das ging aber so schnell nicht, wie sie es sich gedacht hatte, und Isaak Wolff kehrte nach Nechanitz zurück, wobei er gerade nicht sehr wichtige Mittheilungen der jungen Wittwe an das Armee-Kommando mitnahm.

Was sich nun weiter ereignete, kennt man schon aus dem Verlaufe der Erzählung und Theresens Tagebuche. Sie hatte

Hugo, indem sie ihn durch die Leidenschaft an sich zu fesseln suchte, anfänglich zum Werkzeug ihrer Pläne machen wollen, aber dieser künstliche Bau des Verstandes war schnell unter dem mächtigen Drucke ihrer Herzensgefühle zusammengestürzt.

Deswegen gab sie ihre Idee aber doch nicht ganz auf; ihr Stolz sträubte sich dagegen, daß sie eine übernommene Verpflichtung nicht solle halten können. Das war ein Hauptbeweggrund zu ihrer Reise nach Glücksburg.

Was die heimliche Anwesenheit des Rittmeisters auf Rosenau anbetrifft, so hatte dieselbe hauptsächlich den Zweck gehabt, seine Braut in ihrem Entschlusse, den sie ihm brieflich mitgetheilt, zu bestärken, und daraus wird sich auch später ergeben, wie sie es wagen konnte, ein so gefährliches Spiel mit ihm zu treiben, und durch was sie dasselbe in dem von Johann nach Olmütz gebrachten Briefe zu rechtfertigen suchte.

Therese hatte nun also durch das Vertrauen des Majors von B— und Hugo's größere Chancen als je für sich gewonnen, und dennoch war sie auf der Rückreise nach Schloß Glücksburg, wie schon gesagt, traurig und unzufrieden.

Die Worte Hugo's hatten sie durchaus nicht vollständig von ihrer Eifersucht kurirt; es war, als ob sie jetzt zur Strafe dieselbe Pein leiden solle, die sie dem Rittmeister und ihm bereitet hatte. So sehr sie sich auch dagegen sträubte, fühlte sie doch, daß Selma, wenn auch nicht so schön und verführerisch wie sie, doch die reine Liebe Hugo's mehr verdiene, und wenn er lange auf dem Bergschlosse blieb und zu dieser Einsicht kam, dann mußte er für sie auf immer verloren sein.

Daß er jetzt schon dem Fräulein eine Neigung zutrage, glaubte sie allerdings nicht, denn sie verließ sich auf sein Wort noch mehr als auf ihre eigenen Augen; aber Selma betrachtete ihn jedenfalls mit einem Wohlgefallen, von dem sie selbst sich noch keine Rechenschaft zu geben wußte, und dieser ihr unbewußt im Herzen glimmende Funke konnte durch die erste beste Gelegenheit zur Flamme angefacht werden; dann konnte Jene Hugo

die Wahrheit über das Verhältniß Thereſens zu dem Rittmeiſter ſagen, ſo weit ſie daſſelbe kannte — das reichte immer hin, ſie als Lügnerin darzuſtellen — und was würde Hugo dann thun?

Thereſe dachte eifrig darüber nach, wie ſie dieſe ihr ſo gefährlich erſcheinende Bekanntſchaft trennen könne, aber ſie kam zu keinem Reſultat. Wenn ihr der Zufall doch nur helfen wollte! wenn die Preußen näher gegen die Feſtung vorrückten und die alten Quartiere verlaſſen müßten!

Sehr verſtimmt kam ſie zu Hauſe an.

Johann ſchien ſeine Herrin ſchon mit großer Ungeduld erwartet zu haben. Er ſtand auf der großen Treppe und ſpähte, die Hand zum Schutze gegen die Strahlen der untergehenden Sonne über die Augen deckend, auf den Weg hinaus. Als er den Wagen erblickte, verließ er ſeinen Standort und eilte jenem mit großen Schritten entgegen, wobei er eine ſehr ernſte und wichtige Miene machte.

Johann gehörte zu der Art von Dienern, die immer glücklich ſind, wenn ſie ihrem Gebieter eine ihnen von Wichtigkeit erſcheinende Nachricht bringen können — ſei dieſelbe nun gut oder ſchlecht — denn ſie erſtreben das Vertrauen Jener aus Eigennutz.

Als Frau von Liebow das Geſicht Johanns am Wagen erſcheinen ſah und den darauf liegenden Ausdruck bemerkte, fuhr ſie aus ihrer Träumerei auf und fragte etwas ängſtlich:

„Was giebt's, Johann, daß Du es für nöthig hältſt, mir entgegenzukommen?"

„Ich glaubte, daß es der gnädigen Frau von Intereſſe ſein würde, es ſo bald als möglich zu erfahren, ohne daß die übrige Dienerſchaft darauf aufmerkſam würde," erwiederte Johann mit ſehr geheimnißvoller Miene.

„Was denn?"

„Daß der Herr Rittmeiſter vor zwei Stunden auf dem Schloſſe geweſen iſt," flüſterte Johann, den Kopf über den Schlag des langſamer fahrenden Wagens hineinſteckend.

Die schöne Frau wurde blaß wie eine Leiche, und es kostete sie große Mühe, zu antworten:

„Lasse den Kutscher auf einen Augenblick anhalten."

Nachdem dies geschehen war, winkte sie Johann, der sich noch tiefer zu ihr gebeugt hatte, weiterzusprechen.

„Ja, der Herr Rittmeister von Tannenburg ritten vor etwa zwei Stunden mit dreißig oder vierzig Husaren wie eine Windsbraut auf unseren Hof. Die Husaren saßen ab, und der Herr Rittmeister, der ebenfalls aus dem Sattel gesprungen war, kam blitzschnell die Treppe heraufgestürmt. Da begegnete ich ihm. Er machte ein sehr finsteres Gesicht, so daß ich an allen Gliedern zu zittern begann."

„Weiter!" sagte die junge Wittwe athemlos.

„Ist Deine gnädige Frau zu Hause? fuhr er mich barsch an. Ich erwiederte ihm, Euer Gnaden seien schon vorgestern mit den Damen vom Bergschlosse dorthin gereist, wir erwarteten Sie jedoch stündlich zurück. Er murmelte Etwas zwischen den Zähnen, was mir wie ein böser Fluch klang — aber ich kann mich geirrt haben, Euer Gnaden — blitzte mich dann mit seinen großen schwarzen Augen so wild an, daß ich vor Schreck und Furcht beinahe in die Kniee sank, und dann sagte er, jedes Wort kurz herausstoßend: Wenn Deine Herrin, die gnädige Frau, zurückgekehrt ist, so bestelle ihr eine Empfehlung des Rittmeisters Freiherrn von Tannenburg, er habe gerade eine Patrouille in dieser Gegend zu machen, würde sich aber heute Abend noch einmal die Ehre geben, wiederzukommen."

„Er sagte weiter Nichts?"

„Nein, Euer Gnaden, aber er machte ein schreckliches Gesicht dazu. Er wandte sich kurz wieder um, flog sporenklirrenden Trittes die Treppe hinab und kommandirte mit Donnerstimme seinen Husaren zum Aufsitzen. Die ganze Schaar brauste im Galopp davon und war mir eine Minute später aus den Augen geschwunden. Ich hielt es für meine Pflicht, die gnädige Frau darauf vorzubereiten."

„Ich danke Dir, Johann, Du bist ein treuer und kluger Diener," sagte Frau von Liebow, alle Fassung, an der es ihr augenscheinlich sehr gebrach, zusammenraffend. „Es wird indessen keine besondere Bedeutung mit dem Besuche des Rittmeisters haben — er ist ein alter Bekannter."

„Er sah aber aus, als ob er am liebsten das ganze Schloß in Brand stecken möge," meinte Johann, der durch die Aufnahme seiner Meldung noch nicht ganz befriedigt schien.

„Fürchte Nichts!" entgegnete die Dame mit einem schwachen Lächeln; „wenn er wiederkehren sollte, meldest Du es mir sogleich."

„Zu Befehlen, Euer Gnaden."

Der Wagen fuhr weiter. Therese lehnte sich in die Kissen zurück und seufzte schwer. Män hätte ihr leicht ansehen können, wie sehr sie das Zusammentreffen mit dem Rittmeister fürchtete.

Als sie ausgestiegen war, sandte sie den Wagen schnell zurück, denn es war ihr viel daran gelegen, daß der Kutscher durch die Dienstboten Nichts von dem Besuche des Rittmeisters erfahre, um dies auf dem Bergschlosse auszuplaudern.

Ihr Kammermädchen kam ihr ebenfalls ganz bestürzt mit der Neuigkeit entgegen, es seien österreichische Husaren dagewesen, mit ihnen der Rittmeister von Tannenburg.

„Nun, was thut Das?" fragte Therese mit scheinbarer Gleichgültigkeit. „Fürchtest Du Dich vor unseren Landsleuten, obenein vor meinem Freunde, dem Rittmeister?"

Die Zofe erwiederte Nichts. Die gnädige Frau weihte sie nur dann in ihr Vertrauen ein, wenn dies unumgänglich nothwendig war; aber sie wußte die Dienerin doch immer in voller Abhängigkeit von sich zu erhalten und gestattete derselben auch nicht die leiseste Andeutung über ihre eigenen Verhältnisse.

Das Mädchen hatte indessen in letzter Zeit schon so Mancherlei gesehen, das ihm Grund gab, den Besuch des Rittmeisters zu fürchten.

„Das wird nimmermehr gut!" dachte die übrigens ihrer

Herrin ganz ergebene Lina, während sie Jener die Reisekleider abnahm. „Wenn doch der Johann nur einmal den Mund aufthun wollte! seitdem er nach Olmütz geritten ist, weiß er mehr als ich."

Frau von Liebow wollte wieder allein sein. Sie schloß sich in ihre Zimmer ein, und erst am Abende, als die Lichte im Empfangssalon schon angezündet worden waren, erschien sie in demselben — noch in ihrem Traueranzuge, dem sie indessen einige hübsche Schmuckstücke zugefügt hatte, denn sie wußte, daß der Rittmeister dies liebe.

Sie setzte sich auf das Sopha nieder und nahm ein Buch in die Hand; aber sie las nicht, ihre feinen Finger blätterten nur mechanisch darin, ihre unruhigen Blicke flogen immer wieder nach der prächtigen Stutzuhr, die ihr gegenüber auf einer an der Wand befestigten Marmor-Konsole stand.

Der Zeiger war schon nahe an Neun gerückt, als an die Thür geklopft wurde und das Kammermädchen meldete:

„Der Johann bittet, die gnädige Frau auf einen Augenblick sprechen zu dürfen."

„Laß ihn eintreten!" befahl Frau von Liebow und konnte das leichte Zittern, das ihren ganzen Körper überlief, nur schwer verbergen.

Johann trat ein, förmlich auf den Zehen schleichend und wiederum eine sehr geheimnißvolle Miene machend.

„Kommt der Rittmeister?"

„Euer Gnaden, der Rittmeister noch nicht, aber mich dünkt, daß sie von ihm kommen könnten; es dürfte also Vorsicht nothwendig sein."

Man sieht, daß Johann sich recht gut in die Rolle eines Vertrauten hineinzuspielen wußte; in ihrer Aufregung achtete die gnädige Frau aber nicht darauf.

„Wer ist denn da?" fragte sie hastig.

„Zwei polnische oder böhmische Juden," berichtete Johann. Sie thun sehr pressant und wollen die gnädige Frau unter vier

— nein, unter sechs Augen sprechen; der Eine sagte, daß er Ihnen schon bekannt sei."

„Ah, Isaak Wolff!" sagte Therese unwillkürlich.

„Die gnädige Frau haben ganz Recht, so nannte er sich — indessen heutzutage kann man Niemandem trauen, daß er seinen richtigen Namen angiebt."

„Schon gut, Johann! Lasse die Beiden nur schnell hereinkommen!"

Therese wußte nicht, ob sie sich über das plötzliche Eintreffen des jungen Juden freuen oder daraus eine Befürchtung ziehen solle; er hatte ihr und dem Rittmeister gleichzeitig gedient — wem war er treuer?

„Ohne Zweifel," sagte sie zu sich, „Dem, der ihm das meiste Geld gegeben hat und noch giebt. Isaak Wolff kann mir jetzt vielleicht gerade von Nutzen sein; ich muß ihn ganz an mich fesseln. — Aber wer kann sein Begleiter sein?" fuhr sie in ihrem Gedankengange fort und ein plötzlicher Schreck überkam sie. — „Doch nicht Karl selbst?"

Die Thür öffnete sich wieder, und die angemeldeten beiden Juden erschienen auf der Schwelle. Isaak Wolff trat ziemlich dreist, wenn auch mit ehrfurchtsvollen Verbeugungen, ein; der Andere hielt sich schüchtern ein wenig hinter ihm.

Die schöne Wittwe erkannte sofort ihren alten Unterhändler; ihr zweiter Blick überstreifte forschend dessen Begleiter. Der Rittmeister war es nicht, das stand fest — und leichter athmete sie auf.

„Woher, Isaak Wolff?" fragte sie, indem sie sich vom Sopha erhob und den Juden freundlich grüßte. „Führen Euch gute Angelegenheiten zu mir?"

„Geschäfte, Euer Gnaden," erwiederte der junge Jude, sich noch immer verbeugend.

„Laßt die Komplimente, lieber Isaak; wir haben vielleicht nicht lange Zeit zu unserer Unterredung, denn ich erwarte heute noch Besuch. Wo kommt Ihr her und wer ist Euer Begleiter?"

Der Oberlieutenant spielte dabei eine ziemlich traurige und verlegene Rolle; der schönen, imposanten Frau gegenüber kam er sich in seiner Verkleidung ungemein lächerlich vor und wünschte sehnlichst, sich die falschen Locken und den schwarzen Kittel abreißen zu können. Er mußte sich gestehen, daß Isaak nicht zu viel gesagt hatte, als er die Schloßherrin von Glücksburg eine sehr schöne Frau nannte.

„Euer Gnaden," erwiederte Isaak auf die an ihn gerichtete Frage, „wir Beide kommen direkt von Nechanitz, und Sie werden meinen Begleiter für ganz zuverlässig erkennen, wenn ich Ihnen denselben als den sächsischen Oberlieutenant Herrn Günther vorstelle, der nach der Schlacht bei Königgrätz von den Seinigen abgeschnitten worden ist, sich lebhaft sehnt, mit seinem Truppenkorps wieder vereinigt zu werden, und deshalb die Hülfe Euer Gnaden in Anspruch nimmt, um in die Festung Olmütz hinein zu gelangen."

Isaak machte wieder eine Verbeugung und trat ein wenig bei Seite, um dem Oberlieutenant Gelegenheit zu geben, seine Sache bei der schönen Wittwe in Person weiterzuführen.

Frau von Liebow blickte abermals, doch mit einem anderen Interesse als vorher, auf Hermann, und als dieser jetzt vortrat und ihr eine anstandsvolle Verbeugung machte, flog ein flüchtiges Lächeln über ihr Gesicht, das ihm das Blut noch mehr in die Wangen trieb. Ihren Fehler einsehend, wurde sie aber sogleich wieder ernst und redete ihn mit ihrer bekannten Liebenswürdigkeit an:

„Ich bin ungemein erfreut, Herr Oberlieutenant, einen der tapferen Verbündeten unseres allergnädigsten Kaisers in meinem Hause zu sehen, und hoffe mit Vergnügen, Ihnen zur Erfüllung Ihres Wunsches behülflich sein zu können."

„Ich danke Ihnen im Voraus dafür, gnädige Frau, und bitte Sie, mit dem Kostüm, in dem ich meine Antrittsvisite zu machen genöthigt bin, Nachsicht zu haben."

„Es kleidet Sie wirklich nicht so gut wie Isaak Wolff,"

erwiederte die junge Frau, dieses Mal ungenirter lachend, „aber der Krieg bringt ja manche komische wie ernste Scene mit sich. Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Oberlieutenant?"

Sie wies mit einer graziösen Handbewegung auf einen Sessel, der sich neben ihrem Platze, den sie wieder auf dem Sopha einnahm, befand, und setzte in etwas herablassenderem Tone, auf einen anderen Stuhl deutend, hinzu:

„Setzt Euch ebenfalls, guter Isaak."

Die Beiden gehorchten. Isaak sah den Oberlieutenant an, als ob er ihn fragen wolle: Habe ich nicht Recht gehabt? ist sie nicht eine bildschöne Frau? — und die Antwort, obgleich er eine solche gar nicht zu geben beabsichtigte, lag deutlich genug in Hermanns Augen, die sich von der reizenden Wittwe gar nicht losreißen zu können schienen.

Wir haben unsere Leser zu Zeugen einer jeden Unterhaltung zwischen Frau von Liebow und Hugo von Mohrfeldt gemacht; sie wissen, daß er nicht Zeit gehabt, ausführlich von allen seinen Familienverhältnissen zu sprechen, und werden sich daher nicht darüber wundern, daß die Dame nicht auf den Gedanken kommen konnte, sie habe einen seiner nächsten Angehörigen vor sich.

„Bevor ich Sie bitte," sagte sie, zu Hermann gewandt, „meine Neugierde in Betreff der Abenteuer, die Sie hierhergeführt, zu stillen, möchte ich Ihnen nicht eine vielleicht willkommene und zur Beruhigung gereichende Mittheilung vorenthalten, daß Sie nämlich wahrscheinlich noch heute Abend Gelegenheit finden können, auf ganz sichere Weise in die Festung zu gelangen. Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß es mir noch angenehmer sein würde, wenn Sie unter dem Dache meines Hauses zuerst die gewiß bedürftige Ruhe suchten."

„Sie sind sehr gütig, gnädige Frau, und ich würde nur allzu gern von Ihrer Gastfreundschaft Gebrauch machen, wenn mich die Pflicht und eine Ungeduld, die um so brennender geworden ist, je länger ich sie schon bezähmen mußte, nicht zu meiner Fahne zurückriefen. Doch — darf ich fragen, welche

Gelegenheit sich noch heute bieten würde, nach Olmütz zu gelangen? — denn ich versichere Sie, daß ich durchaus nicht ermüdet bin."

„Ich kann Ihnen allerdings noch nicht mit Bestimmtheit versprechen, daß Ihr Wunsch erfüllt werden wird, aber mir ist ein Besuch angesagt worden, dem Sie sich gewiß ohne Bedenken anvertrauen würden, der kaiserliche Rittmeister Freiherr von Tannenburg, ein alter lieber Bekannter und Freund von mir."

„Wem würde ich mich lieber anvertrauen, als einem Kameraden?" sagte Hermann mit einer leichten höflichen Verbeugung, obgleich er seit dem Schlachtabende von Königgrätz ein unbehagliches Mißtrauen gegen die Oesterreicher empfand.

„Verzeihen Sie einen Moment, Herr Oberlieutenant! — Isaak, habt Ihr besondere Nachrichten für mich?"

„Ja, Euer Gnaden, die ebenfalls für Olmütz bestimmt sind, eigentlich zwar für das Oberkommando, aber Gott möge wissen, wo das jetzt steckt! — Eile wird es damit wohl nicht mehr haben, denn sie ruhen schon seit vierzehn Tagen in dem Futter meines Rockes, da ich vergeblich versuchte, durch die preußischen Truppen zu kommen."

Frau von Liebow warf in einiger Verlegenheit einen Seitenblick auf Hermann und gab dem jungen Juden einen leisen Wink, nicht zu viel auszuplaudern.

„O, der Herr Oberlieutenant weiß Alles, Euer Gnaden; wir haben vor ihm kein Geheimniß zu bewahren — ich stehe dafür ein."

Während Isaak mit einem kleinen Messer, das er aus der Westentasche gezogen hatte, das Futter seines schwarzen Oberrockes ganz ruhig auftrennte, wandte sich Therese etwas verlegen wieder an den Oberlieutenant:

„Ich weiß nicht, in welchem Verhältniß Sie zu Isaak Wolff stehen," sagte sie zögernd —

„Ich möchte sagen: in dem eines Freundes. Der brave Mann hat mir aus einer der furchtbarsten Gefahren das Leben

gerettet und sich jetzt wieder mehr für mich, als das Amt, das er übernommen hat, einem sehr bedrohlichen Schicksale ausgesetzt."

Hermann betonte die letzten Worte nicht ohne Absicht ganz besonders; es war ihm ein peinlicher Gedanke, daß diese hochgestellte, so reizende und liebenswürdige Frau sich mit Geschäften befasse, die ihm nicht allein für ihr Geschlecht unpassend, sondern auch mit der größten Gefahr verknüpft schienen. Er hatte kein Recht, sie zu tadeln, aber er konnte doch nicht unterlassen, sie zu warnen.

Frau von Liebow verstand ihn recht gut; sie erröthete auch ein wenig.

„Ein Jeder, welchen Standes und Geschlechtes er auch sein mag," sagte sie mit einer angenommenen Würde, die sie dieses Mal nicht recht gut kleidete, „hat, nach meinem Bedünken, die Pflicht, seinem gefährdeten Vaterlande alle Kräfte, wie schwach dieselben auch sein mögen, zu weihen."

„Gewiß, gnädige Frau, ein Jeder in dem ihm gezogenen Kreise."

„Sollte es nicht erlaubt sein, unter gewissen außerordentlichen Verhältnissen diesen Kreis zu verlassen?" fragte Frau von Liebow mit eigenthümlich aufblitzenden Augen.

Diese Unterhaltung drohte eine sehr peinliche zu werden; Hermann dachte schon daran, daß er bei der kurzen Bekanntschaft zu weit gegangen sei — aber dazu hatte ihn ja nur das unwillkürliche Interesse verleitet, das er an dieser Frau nahm — und er wußte nicht recht, wie er wieder einlenken solle.

Da kam ihm der Zufall zu Hülfe.

Johann erschien auf der Schwelle des Empfangssalons, und ehe er noch ein Wort gesprochen hatte, erhob sich die gnädige Frau sehr schnell und sagte in der artigsten Weise, die durchaus nicht im Stande war, ihre innere Erregung ganz zu verstecken:

„Entschuldigen Sie mich auf wenige Augenblicke!"

Damit eilte sie zur Thür hinaus, nachdem sie dem Diener einen Wink gegeben hatte, ihr zu folgen.

„Nun, ist das nicht eine prächtige Frau?" fragte Isaak Wolff, dieses Mal mit Worten, indem er aufhörte, die Nähte seines Rockfutters aufzutrennen.

„Gewiß," erwiederte der Oberlieutenant lakonisch.

Im anstoßenden Zimmer fragte Frau von Liebow den Bedienten hastig:

„Was giebt es, Johann?"

„Euer Gnaden, der Herr Rittmeister wird gleich hier sein. Ich habe draußen auf Wache gestanden, um Ihnen zeitig genug Meldung machen zu können. Soeben hörte ich die Husaren wieder herankommen und wie der Herr Rittmeister sie etwa zweihundert Schritte vor dem Schlosse halten und absitzen ließ."

„Es ist gut, Johann, daß Du so aufmerksam gewesen bist, ich werde das nicht vergessen," erwiederte Frau von Liebow, sich zur Ruhe zwingend. „Gehe jetzt nur hinab, empfange den Herrn Rittmeister und melde mir ihn dann an."

Schnell begab sie sich in das Empfangszimmer zurück.

„Meine Herren," redete sie die dort ihrer Wartenden an, „ich erhalte soeben den Besuch, von dem ich vorher sprach, und da ich mit dem Herrn Rittmeister noch einige Worte unter vier Augen zu sprechen habe, muß ich Sie bitten, einstweilen mit dem Zimmer, in welches ich Sie durch mein Kammermädchen führen lassen werde, ohne meine Gesellschaft vorlieb zu nehmen. Es wird auch dort für die Stärkung gesorgt werden, deren Sie nach Ihrer beschwerlichen Reise gewiß bedürfen."

Lina erschien auf den ersten Ruf und erhielt ihre Befehle. Sie führte die beiden Männer nach einem weiter entlegenen Zimmer, in welchem der Tisch bald mit einem vortrefflichen Abendbrod für sie servirt wurde.

„Das ist der Bräutigam!" flüsterte der junge Jude listig dem Oberlieutenant zu, nachdem sie kaum das Zimmer verlassen hatten.

„Man könnte leicht versucht werden, ihn zu beneiden.“

„Sehen Sie! sagte ich's Ihnen nicht im Voraus, daß es der schönen Frau ein Kinderspiel ist, Herzen im Fluge zu erobern?“

„O, lieber Isaak, so weit ist es bei mir nun gerade noch nicht gekommen; ich bewundere nur ihre äußere Schönheit, indessen —“

„Nun, Herr Oberlieutenant?“

„Hm, ich bedaure, daß sie sich so großen Gefahren aussetzt — das kann ihr schlecht bekommen.“

„Bah! die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen.“

Isaak Wolff machte dabei mit essigsaurem Gesichte eine bezeichnende Bewegung mit dem Finger um seinen eigenen Hals.

Während die Beiden ihr Gespräch fortsetzten und wacker den aufgetragenen Gerichten und dem vorzüglichen Weine zusprachen, wollen wir in das Empfangszimmer zurückkehren.

Die schöne Wittwe war, wie sie es überhaupt in der Gewohnheit hatte, wieder vor den Spiegel getreten, als sich rasche und starke Schritte der Thür näherten und letztere ohne Weiteres heftig und geräuschvoll aufgerissen wurde.

„Was fällt dem Tölpel von Johann ein?“ dachte sie und wandte sich rasch um.

Sie fuhr zusammen, denn der Rittmeister stand vor ihr. Allerdings hatte sie ihn erwartet, aber die Art und Weise, wie er gekommen war, erschreckte sie. Er hatte nicht einmal für nöthig gehalten, sich anmelden zu lassen, wie es doch bei einiger Rücksichtsnahme der gute Ton, schon in den Augen der Dienstboten, erforderte; er kam so ungestüm, in vollständiger Feldausrüstung, hatte nicht einmal den Käppi abgenommen — und dann sein Blick!

Wir haben Figur und Gesicht des Rittmeisters von Tannenburg schon einmal, als er in seiner Verkleidung vor Hugo von Mohrfeldt stand, beschrieben und gesagt, daß er ein sehr

stattlicher und schöner Mann war. Machte er damals in dem ärmlichen Baueranzuge schon diesen Eindruck auf Hugo, so nahm er sich jetzt in der glänzenden Husarenuniform selbstverständlich noch bei Weitem besser aus; der wieder im Wachsthum begriffene dunkle Bart erhöhte noch sein militairisches Aussehen.

Aber in diesem Augenblicke war dasselbe finster, drohend, fast unschön zu nennen, und in seinen Augen, die sich fest auf Frau von Liebow gerichtet hatten, brannte eine düstere Glut.

Sie fühlte recht gut, daß ein Sturm im Anzuge sei, vielmehr schon über ihr schwebe.

V.

Die Verlobten.

Unwillkürlich war Therese einen Schritt zurückgetreten, als ihr Verlobter sich ihr in solcher Weise vorstellte. Seitdem er sich ein Recht an sie erworben hatte, spielte er, wenigstens nicht unter vier Augen, zwar längst nicht mehr den galanten und unterwürfigen Liebhaber und verrieth, zu ihrer Kränkung, zuweilen eine gewisse Rücksichtslosigkeit — aber so weit hatte er dieselbe denn doch noch nicht getrieben.

Hätte die junge Wittwe ihr Herz nicht so schuldbeladen gefühlt, so würde sie ihr Stolz dazu angetrieben haben, ihm eine ernste Zurechtweisung zukommen zu lassen, aber jetzt war sie dazu nicht im Stande, und es blieb ihr nichts Anderes übrig, als sich zu stellen, als ob sie sein sonderbares Benehmen über die Freude des Wiedersehens ganz vergesse.

Der Ausdruck ihres Gesichts ging blitzschnell in den von Freude und Zärtlichkeit über, und sie machte eine Bewegung, als wolle sie den Rittmeister umarmen.

Aber Dieser wich zurück und sagte mit tiefer, leise bebender Stimme:

„Ersparen Sie sich diese Komödie, Madame. Ich weiß recht gut, daß Ihnen mein Besuch durchaus nicht angenehm ist, Sie haben mich in Ihrem Briefe darüber ja auch nicht im Un-

klaren gelassen; aber ich hatte einige nothwendige Worte mit Ihnen zu sprechen, und dazu konnte sich gar keine bessere Gelegenheit finden, als dieser Patrouillenritt, der mich in die Gegend von Glücksburg führte."

„Welchen Ton nimmst Du mir gegenüber an, Karl?" rief Therese mit einem Ausdrucke, der zwischen Stolz und Angst schwankte.

Einen Augenblick lang hatte sie die Idee, diese Gelegenheit zu benutzen, um das ihr bereits ziemlich lästig gewordene Verhältniß mit dem Rittmeister abzubrechen — vielleicht war dies eine Eingebung ihres guten Engels — aber die sonst so muthige Frau fürchtete sich zum ersten Male, d. h. sie fürchtete mehr für ihren Ruf, der in der Hand des Rittmeisters lag, als für ihre persönliche Sicherheit.

„Es steht Ihnen schlecht an, gnädige Frau," erwiederte der Rittmeister mit Hohn, „so zu einem Manne zu sprechen, dessen Ehre mit Füßen zu treten Sie im Begriff sind — dies wahrscheinlich sogar schon gethan haben."

„Du bist wahnsinnig, Karl!" sagte Therese mit Aufbietung ihrer ganzen Entschlossenheit. „Was willst Du von mir?"

„Was ich will, falsche Schlange?" brauste der Rittmeister auf. „Dich zur Rechenschaft ziehen — Aufklärung über das Spiel haben, das Du mit mir treibst!"

Seine Blicke schweiften im Zimmer umher und fielen auf die vom Tische abgerückten Stühle, welche vor wenigen Minuten der Oberlieutenant und Isaak Wolff eingenommen hatten; wenn sich daraus schon ein schwacher Schluß ziehen ließ, daß soeben Besuch dagewesen sei, so entdeckte sein Falkenauge zum Ueberfluß auch noch einen weißen Handschuh, den Hermann aus Versehen hatte auf den Boden fallen lassen.

Wie ein Geier stürzte er sich darauf und hielt ihn in die Höhe, wobei er mit triumphirender Wuth rief:

„Sie haben also Besuch gehabt, Madame, und ich hatte wohl das Unglück, Sie in Ihrem besten Vergnügen zu stören?"

Ein willkommeneres Intermezzo hätte für Frau von Liebow gar nicht eintreten können; sie faßte es mit der größten Geistesgegenwart auf.

„Also eifersüchtig bist Du, bester Karl?" fragte sie und brach dabei in ein so helles und munteres Gelächter aus, daß der Rittmeister, förmlich erstarrt, kein Wort zu finden vermochte. „Das hättest Du mir früher und mit mehr Ruhe sagen sollen," fuhr sie spöttisch fort, „anstatt mich durch Dein taktloses Auftreten so furchtbar zu erschrecken. Ich will Dich sofort beruhigen, aber zunächst bitte ich Dich, zu bedenken, daß Du hier nicht in einer Kaserne, sondern in dem Zimmer Deiner Braut Dich befindest."

Ihr fester Ton imponirte dem Rittmeister, denn er nahm sofort den Käppi ab und legte ihn auf einen Stuhl, aber dennoch grollte er, das vermeintliche Corpus delicti in der Hand behaltend:

„Was bedeutet dieser Handschuh, der offenbar einem Manne, einem Offizier, angehört? Wie kommt er hierher? Versuche nicht, mich zu täuschen — ich will Beweise haben!"

„Die Ihnen auch werden sollen, mein Herr, falls Sie in Ihrer blinden Eifersucht übrigens noch ein geringes Vertrauen zu Ihren eigenen Augen und Ihrem Verstande haben," entgegnete Frau von Liebow mit stolzer Bitterkeit. „Ja, ich habe soeben Besuch gehabt, sogar von zwei Männern — der Eine ist der Ihnen wohlbekannte Jude Isaak Wolff, mein Unterhändler in gewissen Angelegenheiten, und der Andere ein Offizier —"

„Ich wußte es wohl, der preußische Lieutenant —"

„Bitte um Entschuldigung, mein Freund, augenblicklich gehört er noch der sächsischen Armee an."

„Er ist wohl unter einer Maske hier?"

„Ganz richtig, unter der eines böhmischen Juden, denn er hat Mühe gehabt, sich durch die preußischen Truppen von

Nechanitz aus bis hierher zu schleichen; Isaak Wolff war ihm dabei behülflich."

„Und wo ist denn dieser saubere Herr, dem ich gern die Maske lüften möchte?"

„Er speist soeben zu Abend und wird, wenn Du es wünschest, die Ehre haben, sich Dir vorzustellen und Dich ersuchen, ihn als guter Waffenkamerad mit Dir und Deinen Reitern nach Olmütz zu nehmen."

„Therese," sagte der Rittmeister drohend, und man konnte deutlich bemerken, wie seine kräftige Gestalt vor Aufregung zitterte, „ich kenne den Lieutenant von Mohrfeldt persönlich, von Angesicht zu Angesicht — und ich werde ihn wiedererkennen."

„So?" meinte die schöne Wittwe, sich nachlässig auf das Sopha werfend, „da wirst Du in ihm einen sehr angenehmen jungen Mann gefunden haben. Aber es handelt sich hier nicht um den preußischen Lieutenant von Mohrfeldt, den wir leider als Feind zu betrachten haben, sondern um den sächsischen Oberlieutenant Günther, dem ich hier auf meinem Schlosse ein Asyl gegeben habe, bis Du die Güte haben wirst, ihn weiter zu seinem Truppenkorps zu schaffen. Ich sagte Dir schon, daß er bei Königgrätz von demselben versprengt worden ist."

„Ich werde ihn nachher sehen."

„Zweifellos, wenn Du ihn mit Dir nach der Festung nehmen willst."

„Ja, das will ich unter allen Umständen! Kein Verräther wird mir aus diesem Hause entkommen, denn meine Husaren haben es von allen Seiten umstellt."

„Desto besser! da sind wir ja ganz sicher vor den Preußen und können uns mit Muße aussprechen. In dem Hause einer Patriotin, wie ich mir zu sein schmeichle, wirst Du schwerlich einen Verräther finden, lieber Karl, möchtest Du es auch vom Keller bis zum Dache untersuchen lassen."

Therese hatte dies Alles mit spöttischer Gleichgültigkeit gesprochen; jetzt, als sie sah, daß der Rittmeister einigermaßen in

Verlegenheit gekommen war, nahm sie einen ernsten und befehlshaberischen Ton an.

„Ich frage Dich nun noch einmal: was bedeutet dieses Benehmen? welche Vorwürfe machst Du mir? warum hast Du es Dir heute zur Aufgabe gemacht, mich zu beleidigen?"

„Dein Brief —" stammelte der Rittmeister.

„Nun?"

„Du kündigst mir darin förmlich unsere Verlobung auf —"

„Doch nur zum Schein, für kurze Zeit, mein Lieber — ich denke doch, daß ich mich deutlich genug ausgedrückt habe. Vielleicht entsinnst Du Dich noch, daß Du selbst mir während Deiner damaligen Anwesenheit auf Rosenau die Rolle auferlegt hast, die ich jetzt, wie ich Dich versichern kann, mit großem Glücke spiele. Sieh' hier!"

Sie stand auf, ging an ihren Sekretär und nahm den durch den Major erhaltenen Passirschein heraus, den sie dem Rittmeister reichte.

Der Letztere schien immer mehr wankend zu werden, aber durchaus noch nicht beruhigt zu sein.

„Du kannst Dir leicht denken, daß es einige Mühe kostet, ein solch' wichtiges Papier zu erlangen."

„Durch wen hast Du es erlangt?"

„Durch den Adjutanten von Mohrfeldt, auf den Du eifersüchtig zu sein scheinst."

„Ja, das bin ich!" rief der Rittmeister, das Papier auf den Tisch schleudernd.

„Bester Karl, Du legst zu wenig Werth auf Dich selbst."

„Weiß ich denn nicht, daß dieser Preuße sterblich in Dich verliebt ist?"

„Das glaube ich selbst, weiß es sogar; daraus folgt aber noch gar nicht, daß ich seine Gefühle theile."

„Und ist denn dieses Gaukelspiel mit ihm durchaus nothwendig, um Deine Zwecke durchzuführen?"

„Ja," antwortete Therese mit großer Kälte.

„In welches Licht hast Du mich bei meiner Tante und Selma gestellt!“

„Selma kann Dich nur wenig kümmern; im anderen Falle würde ich gerechteren Grund als Du zur Eifersucht haben. Die Tante könnte Dir allerdings ihre Erbschaft entziehen, aber vorläufig denkt sie noch nicht daran, und da Du einmal Herr meines Vermögens werden wirst, ließe sich im schlimmsten Falle dieser Verlust schon ertragen. Uebrigens werde ich schon dafür sorgen, daß Alles wieder in das alte Geleise komme, sobald dieser Krieg vorüber ist; ich werde der Oberstin dann klare Rechenschaft über mein Verhalten geben und alle Schuld, wenn von einer solchen überhaupt die Rede sein kann, auf mich allein nehmen.“

„Und der preußische Offizier?“

„Was kümmert er uns? Wer weiß, ob er nicht noch während des Krieges in dem seligen Glauben stirbt, daß er meine Liebe besitze?“

„Aber, er schmeichelt sich jetzt noch damit — und das ist ein unerträglicher Gedanke für mich!“

„Lieber Karl, Du hast heute ein ganz besonderes Feuer — beinahe wie in der ersten Zeit unserer Bekanntschaft.“

„Du spottest über mich, Therese.“

„Ich glaube, daß Du dies auch reichlich verdient hast. Freue Dich, wenn es bei diesem leichten Spotte bleibt und ich mich nicht auf das Tiefste beleidigt fühle. Willst Du jetzt den Oberlieutenant sehen?“

„Noch nicht, Therese. Ich möchte noch eine Weile mit Dir allein sein, obgleich mein Dienst mich schnell wieder von hier fortruft. Bist Du denn ganz aufrichtig gegen mich?“

„Ich bedaure, daß Du daran noch zweifeln kannst. Aber zu einer zärtlichen Schäferstunde haben wir jetzt keine Zeit. — Bist Du nun mit meinem Plane einverstanden?“ fragte sie mit kaltem Tone.

„Ja, aber der preußische Lieutenant —“

Die Mienen des Rittmeisters waren gerade nicht sanft geworden, aber sie drückten doch eine gewisse Beruhigung aus.

„Bekümmere Dich nicht um ihn; Du wirst mir wohl Takt und Klugheit genug zutrauen, seine Leidenschaft in Schranken halten zu können; ich benutze ihn zu meinen Zwecken — ist Dir dieses Geständniß nicht genügend?"

„Ich wünschte, daß Du Dir ein anderes Opfer ausersehen hättest."

Therese erbleichte ein wenig; das Wort „Opfer" klang gar zu schrecklich an ihr Ohr, aber sie behielt doch so weit ihre Fassung, um zu fragen:

„Warum wünschest Du das, Karl?"

„Weil ich fürchte," erwiederte der Rittmeister rauh, „daß Du in dieselbe Schlinge fallen könntest, die Du einem Andern gelegt hast."

„Du bist ein Narr, Karl!"

Frau von Liebow sagte dies mit einer solchen Entschiedenheit und Festigkeit, daß es dem Rittmeister gar nicht einfiel, darüber erzürnt zu sein. Im Gegentheil mochte er wohl begreifen, daß er es mit seiner Härte bei dieser Frau nicht zu weit treiben dürfe, und anstatt eine Antwort zu geben, setzte er sich in der vertraulichsten Weise neben sie auf das Sopha.

Sie zog sich ein wenig von ihm zurück, ohne daß er es bemerkte.

Sein Groll war übrigens schon erloschen; welche Beweggründe, ob edle oder unedle, ihn an sie fesseln mochten — sie traten wieder ganz in ihre Rechte.

„Vergieb mir, liebe Therese," bat er in der einschmeichelndsten Weise; „Du kennst ja mein leicht aufbrausendes Temperament —"

„Es verspricht wenig Gutes für unsere zukünftige Ehe!" erwiederte sie.

„O, die Liebe gleicht Alles wieder aus, und Du weißt, wie sehr ich Dich liebe."

„Ich glaube es wenigstens, da Du mich dessen so oft versichert hast."

„Wie kalt Du heute gegen mich bist!" meinte der Rittmeister, von Neuem die Stirn runzelnd.

„Ich bin Dir mit offenen Armen und einem Herzen voll Liebe entgegengekommen, Karl, und wenn Etwas die letztere erkälten konnte, so waren dies allein die ungerechten Beschuldigungen, die Du in so heftiger Weise auf mich schleudertest."

„Ich sehe mein Unrecht ein — genügt Dir das nicht?"

„Das ist nicht mehr als gerecht und natürlich. Du bist also jetzt mit meinem Plane einverstanden?"

„Ich muß dabei bleiben, daß er mir nicht recht gefällt."

„Weil Du mir nicht volles Vertrauen schenkst."

„O, ich schenke es Dir wohl," sagte der Rittmeister etwas gezwungen, „aber Du wirst mir zugeben, daß es keine leichte Sache für mich ist, meine Braut, wenn auch nur zum Scheine, zeitweise einem Anderen abzutreten."

„Davon ist ja noch gar nicht die Rede gewesen; ich kokettire ein wenig mit dem preußischen Lieutenant; daraus können keine schlimmen Folgen entstehen."

„Das Kokettiren ist zuweilen gefährlich; ich erinnere Dich an unser eigenes Verhältniß zu Lebzeiten Deines verstorbenen Mannes."

„O, das ist boshaft und schlecht von Dir, Karl!" rief die junge Wittwe, während ein dunkler Purpur ihre Wangen überzog. „Wenn ich Dir Opfer gebracht habe, so solltest Du sie wenigstens nicht damit belohnen, mich zu verachten."

Der Rittmeister konnte ihr leicht ansehen, daß sie jetzt wirklich tief beleidigt sei, und begriff, daß er sich zu weit habe fortreißen lassen.

Er nahm deshalb den sanftesten Ton an und bat nochmals aufrichtig um Verzeihung.

Dieser Liebeshader schien sich wie die meisten derartigen endigen zu sollen, das heißt mit einer großen Zärtlichkeitsscene,

aber Therese schnitt dieselbe kurz ab, indem sie, sich erhebend, sagte:

„Es ist nun die höchste Zeit, daß ich Dir den sächsischen Oberlieutenant vorstelle, denn was sollte er sonst von unserem langen Tête-à-Tête denken? — und übrigens hat Isaak Wolff mir wichtige Nachrichten gebracht, wie er sagt, die Du wohl gleich für den Festungskommandanten mitnehmen kannst."

Sie rief das Mädchen und befahl demselben, die beiden Juden heraufzuholen.

Bei dem ersten Blicke auf sie schwand das Mißtrauen des Rittmeisters vollständig; Isaak Wolff war ihm ja schon längst genau bekannt, und Hermanns Gesicht und Gestalt hatten auch nicht die mindeste Aehnlichkeit mit dem gehaßten und gefürchteten Nebenbuhler.

Therese stellte die beiden Offiziere einander förmlich vor, und während Diese sich nun in der kameradschaftlichsten Weise beriethen — selbstverständlich war der Rittmeister sofort bereit, Hermann nach Olmütz zu geleiten und ihm das Pferd eines seiner Husaren zur Disposition zu stellen — ließ die Dame sich die Papiere geben, welche Isaak Wolff mitgebracht hatte, und las dieselben aufmerksam durch.

Was Hermann über das Schicksal seiner Landsleute von dem Rittmeister erfuhr, war gerade nicht sehr tröstlich. Nur einzelne Versprengte oder Verwundete von ihnen befanden sich in Olmütz, die Leib-Brigade hatte sich gegen Komorn in Ungarn hin zurückgezogen, die Uebrigen auf Wien; wo sie augenblicklich standen, wußte der Rittmeister nicht. Indessen hielt es der Oberlieutenant doch immer noch für das Beste, sich in die Festung zu begeben, von wo aus er am ersten auf eine sichere Weiterbeförderung hoffen durfte.

Das Gespräch war eben wieder allgemein geworden, und der Rittmeister gab seiner Verlobten mehr als einen Wink, daß er sie gern noch einmal unter vier Augen zu sprechen wünsche, aber sie schien dies gar nicht zu bemerken. Da fielen draußen,

in einiger Entfernung vom Hause, plötzlich mehrere Schüsse; die kleine Gesellschaft fuhr auf, und man sah sich betroffen an; ehe aber noch ein Wort über die Lippen Eines hatte kommen können, stürzte Johann in das Zimmer mit dem Schreckensrufe:

„Die Preußen sind da!"

Man wird sich leicht einen Begriff von der Verwirrung, die nun in dem Empfangszimmer eintrat, machen können.

Der Rittmeister, auf den die schwere Verantwortung fiel, seiner Privatangelegenheiten halber seinen Dienst vernachlässigt, wenigstens seine Husaren allein gelassen zu haben, war natürlich am meisten bestürzt und schien darüber selbst seine Braut vergessen zu haben. Er ergriff auf das Eiligste Säbel und Käppi und stürzte, nur mit einem kurzen Abschiedsgruße für Therese, aus dem Zimmer.

Hermann, der schon längst seiner Maske überdrüssig war, riß gewaltsam die falschen Locken herunter und folgte ihm auf dem Fuße.

Auch Isaak Wolff schien einen Augenblick lang die gleiche Absicht zu haben, aber er mochte wohl bedenken, daß er sich dadurch ganz unnützer Weise einer Gefahr aussetzen werde, und übrigens hielt ihn Frau von Liebow's Ruf zurück.

„Laßt mich nicht allein zurück, Isaak Wolff!" bat sie, augenscheinlich ebenfalls auf das Tiefste erschrocken.

„Aber, Euer Gnaden, es möchte Zeit sein, daß ich an meinen Rückzug denke," wandte der junge Jude ein, „denn wenn die Preußen mich hier fänden und Verdacht schöpften —"

„Wo wollt Ihr denn aber hin? Hier seid Ihr jedenfalls am sichersten. Wenn sie hierherkommen, werde ich Euch für den Faktor meines Hauses ausgeben. Ihr dürft jetzt nicht fort, Isaak!"

Isaak mußte den Vorschlag doch nicht ganz übel finden, denn er blieb.

Inzwischen dauerte das Schießen draußen fort, schien sich aber bald in weitere Entfernung hinzuziehen. Therese und der

Jude wechselten kein Wort, lauschten aber in athemloser Spannung.

Wir wollen sehen, was dort vor sich gegangen war.

Der Rittmeister hatte bei seiner Ankunft vor dem Schlosse seine Husaren absitzen lassen, aber nicht die Vorsicht versäumt, rings umher Vedetten auszustellen, die nicht allein auf den ferngeglaubten Feind aufmerksam sein, sondern auch darüber wachen sollten, daß Niemand aus dem Schlosse entschlüpfe.

Mochten die Reiter nun den letzteren Auftrag für den wichtigeren halten, sie ließen die preußischen Infanterie- und Dragoner-Patrouillen so nahe herankommen, daß diese sie ganz überraschend mit Schüssen begrüßen konnten. Die Preußen waren zahlreich, und die einzelnen österreichischen Reiter jagten in gestreckter Carrière zu ihrem Haupttrupp zurück, der sich, sobald die ersten Schüsse gefallen waren, schon kampfbereit gemacht hatte.

In diesem Augenblicke langte auch der Rittmeister an und empfing die verworrenen Meldungen seiner Posten.

Es war die höchste Zeit; schon attackirte ein Zug Dragoner, der aber bedeutend schwächer war, als das österreichische Husaren-Detachement.

Auf das Kommando seines Führers warf sich das letztere ihm entgegen, und nach einem heftigen Anpralle und einigen Säbelhieben wichen die Dragoner. Ihnen zu folgen, war nicht rathsam, denn von allen Seiten rückten Abtheilungen preußischer Infanterie vor. Der Rittmeister konnte daher nichts Anderes thun, als sich schleunigst nach der Festung zurückzuziehen; bisher hatte er nur einen Mann verloren.

Bei dieser Verwirrung in der tiefen Finsterniß befand sich wohl Niemand in einer verzweifelteren Lage als Hermann. Die Husaren hatte er aus den Augen verloren, wenn er aus dem Lärmen auch ungefähr berechnen konnte, wo sie sich befanden, den Weg nach Olmütz kannte er nicht und würde auch schwerlich Einlaß in die Festung gefunden haben, — es schien

ihm also Nichts weiter übrig zu bleiben, als nach dem Schlosse zurückzukehren, dessen Umrisse er gegen den dunklen Nachthimmel noch deutlich erblickte.

Aber das Schloß, sagte er sich, wurde jedenfalls bald von den Preußen besetzt, und wenn diese ihn dort fanden, lief sowohl er wie die Besitzerin, der er sich zu Danke verpflichtet fühlte, jedenfalls große Gefahr; es schien also auch nicht rathsam, diesen Weg einzuschlagen.

„Ich muß es auf den Zufall und mein Glück ankommen lassen," dachte er mit keineswegs behaglichen Gefühlen; „es ist dem Rittmeister von Tannenburg nicht zu verdenken, wenn er mich in diesem Trouble ganz vergessen hat."

Die Husaren kamen in scharfem Trabe zurück; er hörte es an dem Hufschlage der Pferde und erblickte auch bald die dunkle Masse; in weiterer Entfernung blitzten noch hier und da einzelne Schüsse auf, die ihnen auf's Gerathewohl nachgeschickt wurden. Der Oberlieutenant gab sich alle Mühe, Jenen in den Weg zu kommen und rief laut den Namen des Rittmeisters.

Ein Reiter sprengte auf ihn zu und rief ihn barsch an:

„Wer — zum Teufel! — seid Ihr und was wollt Ihr?"

Er hatte die Stimme des Rittmeisters erkannt.

„Wollen Sie mich denn hülflos hier zurücklassen, Herr Kamerad?" fragte er.

„Wetter! Sie sind der sächsische Oberlieutenant?"

„Ich glaube wohl, daß man es mir heute nicht so leicht ansieht."

„Nun, alles Schlimme hat doch auch eine gute Seite! Da haben sie mir soeben einen Mann vom Pferde geschossen, und wenn Sie wollen, können Sie den Gaul nehmen. Aber wir haben Eile! Sie können doch reiten?"

„Ich bin Brigade-Adjutant," erwiederte Hermann, sich unwillkürlich etwas in die Brust werfend.

„Pardon! — He, Jaszu!" rief der Rittmeister mit seiner Stentorstimme, „bring einmal Dein Handpferd her!"

Eine halbe Minute später saß der Oberlieutenant im Sattel, auf dem er in seinem Judenkittel jedenfalls die Lachlust der Husaren, trotz der ernsten Lage, in der diese sich befanden, erregt haben würde, wäre es nicht so finster gewesen. Mit dem Pferde wurde er aber ganz gut fertig, und das Herz war ihm ordentlich leichter geworden.

„Es wäre Thorheit, unter solchen Umständen an Widerstand zu denken," sagte der Rittmeister, neben dem er forttrabte, zu ihm und zuckte die Achseln dabei. „Gott weiß, wie ungern ich diesen Preußen das Feld räume, aber sie rücken von allen Seiten und, wie es scheint, in großen Massen an, und ich werde den Kommandanten der Festung wohl darauf vorbereiten können, daß wir sie morgen oder übermorgen dicht vor unseren Wällen zu erwarten haben. Möchten sie sich doch daran die Köpfe zerstoßen!"

„Ich glaube kaum an eine wirkliche Belagerung der Festung, denn, wie Sie wissen, rücken die Hauptarmeen unmittelbar auf Wien vor."

„Das ist ein verdammter Feldzug!" brummte der Rittmeister. „Wir bekommen Schlappen, wo wir uns sehen lassen; es ist eine wahre Jagd rückwärts!"

Auch der sächsische Oberlieutenant seufzte.

Es kann kein niederdrückenderes Gefühl für brave Männer geben, als ihrem Gegner überall weichen zu müssen, weil es ein höherer Befehl so vorschreibt. Die Beiden fühlten dies im Augenblicke recht tief.

Die Husaren ritten unaufhaltsam der Festung zu; die Preußen hörten auf, ihnen Schüsse nachzusenden.

„Ich bin sehr unruhig, welches Schicksal Schloß Glücksburg treffen wird," sagte der Rittmeister nach längerem Schweigen zu seinem Begleiter, und die Worte schienen aus schwerbedrängter Brust zu kommen.

„Vermuthlich wird es Einquartierung erhalten, denn die heutige Affaire scheint mir mehr als eine bloße Rekognoszirung

zu sein," meinte Hermann. „Nun, ich denke, die schöne Schloßherrin wird sich schon mit dem richtigen Takte zu helfen wissen."

„Sie finden Frau von Liebow also auch reizend?"

„Ich habe selten eine so schöne und liebenswürdige Frau gesehen."

„Sie ist meine Braut," sagte der Rittmeister rückhaltslos, „obgleich wir aus gewissen Rücksichten dieses Verhältniß noch nicht der Oeffentlichkeit übergeben haben."

„Ich gratulire Ihnen, Herr Rittmeister."

„Danke! Da sind wir auf der äußeren Umwallung, schon auf dem Glacis der Festung. Da Sie heute Nacht schwerlich noch ein passendes Logis für sich finden werden, Herr Kamerad, schlage ich Ihnen vor, mit dem Sopha in meiner Wohnung vorlieb zu nehmen."

„Sehr verbunden! Ich nehme Ihr Anerbieten mit Freude und Dank an."

„Die nöthigen Meldungen machen wir morgen ab. Ich muß noch heute über den Erfolg meines Patrouillenrittes Bericht erstatten und werde dabei Ihrer natürlich erwähnen, Herr Kamerad. Zuvor will ich Sie aber nach meinem Quartiere führen."

Hermann war ganz zufrieden damit.

Die Wachtposten riefen an, der Rittmeister gab die Losung, und die Festungsthore öffneten sich.

Schweigend ritt die kleine Schaar in die finsteren und zu dieser Tageszeit schon todten Straßen ein.

Die Wohnung des Rittmeisters lag an ihrem Wege. Sein Diener stand in der offenen Hausthür, und ihm empfahl er den Gast, der sein Pferd verließ und sich bald auf das Behaglichste untergebracht fand.

Nachdem er seine Meldungen abgestattet, kehrte auch der Rittmeister zurück. —

Was war inzwischen auf Schloß Glücksburg vorgegangen?

Frau von Liebow schwebte in tödtlicher Angst, der junge Jude nicht minder, so lange das Scharmützel dauerte.

Erstere traf übrigens auch für alle möglichen Folgen ihre Vorkehrungen; sie rief ihre ganze Dienerschaft zusammen und eröffnete derselben, sie habe Isaak Wolff als einen alten Hausgenossen zu betrachten und sich nur demgemäß gegen die etwa einrückenden Preußen zu äußern.

Die Leute verstanden sie, und Isaak erhielt in aller Eile ein Quartier in dem für die Dienerschaft bestimmten Theile des Schlosses.

Die Preußen ließen auch nicht lange auf sich warten.

Ungefähr nach einer halben Stunde wurde der gnädigen Frau gemeldet, daß ein Offizier mit einem Kommando auf den Hof gerückt sei und daß Ersterer die Schloßherrin persönlich zu sprechen wünsche. Selbstverständlich mußte sie seinen Besuch annehmen.

Der neue Gast war ein junger Lieutenant von der Infanterie. Einer Dame, besonders einer so imposanten wie Frau von Liebow, gegenüber, fühlte er sich doch ein wenig befangen, mit welchem stolzen Heroismus er auch das gewissermaßen eroberte Haus betreten haben mochte. Aber sein Dienst verlangte neben den nöthigen Höflichkeitsformen auch Energie, und er war gut genug geschult, um sich das Air derselben geben zu können.

Sehr höflich kündigte er der Dame an, daß er beauftragt sei, für ein recht ansehnliches Detachement, bei welchem sich mehrere Offiziere befänden und das bald eintreffen würde, auf dem Schlosse Quartier zu machen, da an höherer Stelle beschlossen worden sei, die Vorposten näher an die Festung zu schieben.

Man würde sich sehr täuschen, wenn man glauben wollte, die schöne Wittwe sei mit dieser Anordnung unzufrieden oder darüber auch nur einen Augenblick bestürzt gewesen. In der That, das Schicksal kam ihr damit ja in mehrfacher Weise zur

Hülfe. Wenn sie sich auch wohl nicht der Hoffnung hingeben durfte, Major von B— und sein Adjutant würden in das Schloß gelegt werden, so war es Hugo jetzt doch zweifellos bei weitem leichter gemacht, mit ihr zusammenzukommen, ohne daß sie die lästigen Zeugen vom Bergschlosse zu fürchten brauchte; vielleicht — was sie lebhaft wünschte — erhielt auch er ein neues Quartier und war dann dem ihr so gefährlich scheinenden Umgange mit Selma und der Oberstin ganz entzogen; die Besuche des Rittmeisters waren jetzt vollständig abgeschnitten, — mit einem Worte: sie konnte jetzt aller Aussicht nach ihre Intrigue, deren Entdeckung sie so sehr zu scheuen hatte, ungestört weiter fortführen.

Frau von Liebow machte ihrem Besucher daher eine so freundliche Miene, daß derselbe sich auf das Angenehmste überrascht fühlte und auf das beste Quartier hoffen zu können glaubte; sie setzte außerdem noch hinzu, daß sie sich über die neue Anordnung freue, da sie schon vordem die ihr in jeder Beziehung sehr angenehme Bekanntschaft preußischer Offiziere gemacht habe.

„Ist Ihnen vielleicht der Herr Major von B— bekannt, Herr Lieutenant?" fragte sie dann mit der unbefangensten Miene.

„O gewiß, er steht beim —sten Regimente und liegt augenblicklich in Tyschnowitz."

„Ich weiß es, denn ich habe ihn noch kürzlich dort gesprochen."

Und Frau von Liebow erzählte kurz, wie sie die Bekanntschaft des Majors gemacht habe.

„Werden die Herren auf dem Bergschlosse bleiben," setzte sie, ihre Spannung auf die für sie doch so wichtige Antwort verheimlichend, hinzu, „oder erhalten auch sie ein anderes Quartier?"

„So viel ich weiß, gnädige Frau, bleibt das Regiment an seinen alten Standorten."

Therese war nicht ganz befriedigt, aber sie glaubte immerhin schon viel gewonnen zu haben.

Eine Stunde später trafen auch die anderen für das Schloß bestimmten Offiziere und Mannschaften ein, nachdem sie ein ganz unbedeutendes Vorpostengefecht vor der Festung bestanden hatten. Sie wurden mit der größten Bereitwilligkeit und Freundlichkeit aufgenommen, und bald herrschte in den Schloßgemächern von Glücksburg wieder ein ganz gemüthlicher und heiterer Umgangston.

VI.

Im Lazareth.

Erinnern unsere Leser, nachdem die Geschichte so lange auf einem anderen Schauplatze gespielt hat, sich noch des Lazareths in Liebau?

Dort hatten sich zwei lange getrennte Herzen wiedergefunden, doch schien es eine Weile, als solle das harte Gebot des Schicksals von Neuem zwischen sie treten.

Zwar hatte der Doktor ausgesprochen, daß Lieutenant von Wettstern gerettet sei und leben werde — und er hatte dies aus voller Ueberzeugung gethan — aber Minna's Zustand war in diesem Augenblicke ein so bedenklicher, daß er unwillkürlich darüber den Kopf schütteln mußte. Das junge Mädchen war mit dem Angstschrei, den es ausgestoßen hatte, als der Verwundete von der sehr natürlichen Schwäche übermannt wurde, in eine tiefe Ohnmacht gesunken, und die Trosteworte des Doktors vermochten es daraus nicht zu erwecken.

Auch Wettstern lag wieder mit geschlossenen Augen und schwerathmend da; er hörte Alles, was um ihn her vorging, aber er war nicht im Stande, eine Bewegung zu machen.

Anfangs hatte der Doktor die Absicht, Minna auf ihr Zimmer schaffen zu lassen, aber er besann sich anders, da er es für vortheilhaft hielt, wenn sie sich bei ihrem Wiedererwachen sofort

davon überzeugen könne, daß Wettstern noch am Leben sei, und nun wandte er die kräftigsten Mittel an, um sie wieder zu sich zu bringen.

„Das scheint ein seltsames Spiel des Zufalls zu sein, dieses Zusammentreffen!" dachte er bei sich. „Sie liebt ihn zweifellos schon seit längerer Zeit, und wenn er diese Liebe erwiedert und sie an seinem Lager findet, so ist doppelte Hoffnung zu seiner Genesung vorhanden."

Seinen Bemühungen gelang es nach einiger Zeit, die barmherzige Schwester wiederzuerwecken, und die ersten Worte, die er sich ihr zu sagen nun beeilte, enthielten das beste Stärkungsmittel für sie, denn sie lauteten:

„Beruhigen Sie sich — unser Kranker ist durch Gottes Gnade gerettet und wird ohne jeden bleibenden Schaden für seine Gesundheit weiterleben; ich bin überzeugt, daß er in längstens vier Wochen schon sein Lager zu verlassen im Stande sein wird."

„Sie täuschen mich nicht?" fragte mit matter Stimme Minna, die noch nicht genug Fassung wiedererlangt hatte, um ihr Geheimniß besser bewahren zu können.

„Es wäre wohl kein Grund dazu vorhanden," erwiederte der Doktor, der aus Zartgefühl dieses Geheimniß zu schonen gedachte, „denn ich bin überzeugt, daß Sie, Fräulein, sich bald an die schrecklichen Scenen, die in diesem wie in jedem Kriegs-Lazarethe vorkommen, gewöhnt haben und daß Sie dann nicht einer so großen Erschütterung Ihrer Gefühle ausgesetzt sein werden, wie heute. Der gute Wille allein reicht nicht immer hin, um zu helfen, es gehört auch eine gewisse Energie dazu; in Ihrem Amte dürfen Sie einen Kranken nicht ahnen lassen, welche Befürchtungen Sie für ihn hegen."

Der Doktor sprach die letzten Worte zwar freundlich, aber es lag in ihnen doch eine kleine Zurechtweisung, die Minna wieder vollständig zur Besinnung brachte.

Tieferröthend stammelte sie einige Worte zu ihrer Entschuldigung, und nachdem sie einen ängstlichen Blick auf den Geliebten geworfen hatte, erhob sie sich, alle ihre Kräfte zusammennehmend, und versicherte den Doktor, daß sie sich wieder vollständig im Stande fühle, ihre Pflicht zu thun.

„Dann will ich Sie wieder mit dem Kranken allein lassen," sagte er, „aber vergessen Sie nicht, daß von Ihrer Ruhe und Umsicht vielleicht sein Leben abhängt; jede Gefühlsaufregung ist ihm jetzt schädlich."

Der Arzt errieth das Verhältniß, in dem das junge Mädchen zu dem Offizier stand, schon ziemlich gut und entfernte sich.

Inzwischen war der Verwundete, dem es an allen Kräften fehlte, wieder in Schlaf versunken, aber letzterer war dieses Mal ruhig und sanft; die regelmäßigen, wenn auch noch schwachen Athemzüge beruhigten Minna noch mehr als die Worte des Arztes. Wie gern hätte sie jetzt mit dem Geliebten gesprochen, ihr übervolles Herz vor ihm ausgeschüttet! Aber sie durfte ja nicht wagen, ihn zu stören, und kam mit der peinlichsten Genauigkeit den Weisungen des Doktors nach.

Das arme Mädchen hatte eine schwere Nacht zu bestehen; während die wechselndsten Gefühle in ihr kämpften, mußte sie auch in den anderen Krankenzimmern Pflichten erfüllen, die sich freilich nur auf eine Kontrole des unteren Krankenwärter-Personals erstreckten.

Der Schlaf kam ihr natürlich nicht in die Augen, denn die Seele war zu heftig aufgeregt. Als treue Wächterin an Wettstern's Lager sitzend, gab sie sich ganz ihren Gedanken hin. Wie es schon ihr erster Ausruf bewiesen hatte, als er wieder zum Leben erwacht war und sie die Freude über das Wiedersehn in den matten Augen glänzen sah, bereute sie ihren früheren Entschluß, ihm für immer zu entsagen; jetzt fühlte sie nicht mehr die Kraft dazu, und die Stimme ihres Herzens rief ihr überzeugend zu: Nachdem Gott es so gefügt hat, daß wir uns hier wiedersehen mußten, gehöre ich ihm für immer an; ich kann

ihm jetzt nichts Anderes sagen, wenn er mich fragt — und er wird mich danach fragen. Die alte Liebe lag noch in seinem Blicke, sein Herz ist mir treu geblieben. Könnte es anders geworden sein?

Bei diesem zufälligen Gedanken erschrak sie so heftig, daß sich ihr alles Blut zum Herzen drängte. Wenn nun die lange Trennung Wettstern's Herz erkältet hätte, wenn vielleicht ein anderes Bild in dasselbe eingezogen wäre!

Unmöglich! Und doch bemächtigte sich ihrer eine entsetzliche Angst. Sie durfte ja nicht mehr Ansprüche an seine Treue machen, sie selbst hatte ihm ja sein Wort zurückgegeben und verlangt, daß er sie vergessen solle. In einem solchen Falle hätte sie wohl wieder entsagen können und müssen, aber wie? — sie fühlte überzeugend, daß ihr das Herz darüber brechen werde.

Ueber solchen schmerzlichen Zweifeln verging die Nacht, und als die barmherzige Schwester die kleine Lampe auslöschte und die ersten Strahlen einer heiteren Morgensonne in das Krankenzimmer eindrangen, da lebte die Hoffnung wieder in ihr auf und es kamen ihr die schönen tröstenden Worte des Dichters Geibel in den Sinn:

„Kommt dir ein Schmerz, so halte still,
Und frage, was er von dir will,
Die ew'ge Liebe schickt dir keinen
Blos darum, daß du mögest weinen."

„Nein, er wird genesen!" rief sie sich selbst zu. „Und sein Auge hat mich nicht getäuscht. Es wird Alles wieder gut werden, und ich will meinen thörichten Stolz ablegen — war es denn Stolz? davon ist mein Herz ja rein — aber die unselige Ansicht, daß es in unserer, der schwachen Menschen Hand liege, das Geschick zu lenken. Was unser Herz, die göttliche Stimme in uns, zusammenfügt, das kann der Mensch nicht trennen; wie klein sind dagegen alle äußeren Verhältnisse! O, richteten wir unser Auge doch immer nur auf unser Inneres — da lebt das

Glück, das die Welt nicht bieten kann und will. Gott wird weiter helfen; unser Blick reicht nicht in die Zukunft."

Und über sie kam ein seliger Frieden, als sie die Blicke auf den ruhig Schlummernden heftete.

Dieses fromme Vertrauen sollte belohnt werden.

Noch bevor der Doktor seine Morgenvisite in den Krankenzimmern machte, sah die barmherzige Schwester, wie ein heiteres Lächeln, wohl durch einen angenehmen Traum erweckt, über die Züge ihres Pfleglings ging. Er machte einige leichte Bewegungen und öffnete wieder die Augen, in denen dieses Mal der ruhigste Ausdruck lag.

„Ich habe schön geträumt," sagte er leise, „ich habe sie wiedergesehen, hier an meinem Krankenbette."

Minna's Herz schwoll vor Entzücken; sie, die sich Wettstern gegenüber früher immer so mädchenhaft schüchtern gezeigt hatte, konnte jetzt nicht unterlassen, sich über ihn zu beugen und einen Kuß auf seine Stirn zu drücken.

„Du träumst nicht, Wilhelm," flüsterte sie dabei, „sie ist in Wirklichkeit hier.

Der Verwundete schlug die Augen ganz auf; abermals heftete sich sein strahlender Blick auf sie, und er wollte eine Bewegung machen, sich zu erheben, aber sie hielt ihn davon zurück.

„Ich bin bei Dir, ich verlasse Dich nicht wieder," konnte sie nur sagen.

„O, hättest Du mich nie verlassen! mit Dir ging mein guter Engel, mein ganzes Glück von mir fort. Ich habe seitdem schwer gelitten."

„Ich bereue, was ich gethan habe; verzeihe mir!"

„Dir verzeihen? Brauchst Du, Reine, der Verzeihung? — Aber ich fühle mich jetzt wohl und stark genug, um Dich anzuhören. Wo warst Du, wie erging es Dir in dieser langen Zeit ohne Licht und Leben?"

Minna unterdrückte einen Seufzer, als sie erwiederte:

„Auch ich habe kein freudenvolles Leben seit unserer Trennung geführt; wie wäre dies auch, fern von Dir, möglich gewesen? Ich habe in dem Hause meiner Verwandten, Hohmanns bei Langensalza, von denen ich wohl früher öfter zu Dir sprach, manche bittere Prüfung erdulden müssen. Aber ich will Dir das Alles später erzählen, lieber Wilhelm, es regt Dich jetzt zu sehr auf, und Du darfst nur wenige Fragen an mich richten."

„Die Hauptfrage ist bereits beantwortet: Du liebst mich noch wie ehemals."

„Von ganzem Herzen."

„Aber wie kamst Du hierher? Wer sagte Dir, daß ich hier sei?"

„Wenn es nicht eine Stimme des Herzens giebt, die uns unsern Weg anzeigt, ohne daß wir sie ganz verstehen, so muß ich Dir antworten, daß der Zufall mich an Dein Krankenlager geführt hat."

Sie erzählte kurz, daß sie sowohl aus der Vorübung in Behandlung der Verwundeten auf dem Hohmann'schen Gute als der Bekanntschaft mit Dr. Reichardt den Entschluß gefaßt habe, wie so viele Andere ihres Geschlechts freiwillige Krankenpflegerin zu werden — wobei sie sich wohl hütete, ihrer Erlebnisse mit dem Baron von Hirsch zu erwähnen — und wie sie dann nach Liebau gekommen sei, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß der Geliebte sich daselbst befinde.

„Und Du?" fügte sie hinzu, „wo warst Du indessen, was dachtest Du von mir, und welcher unglückliche Zufall hat Dich hierher gebracht?"

Der Verwundete, der ihre Hand an seine Lippen gezogen hatte, wollte, besonders auf die beiden ersten Fragen, sehr ausführliche Auskunft geben; so gern Minna aber auch dieselbe gehabt hätte, begriff sie doch noch zeitig genug, daß Wettstern sich zu schonen habe, und veranlaßte ihn, nur mit wenigen Worten zu antworten.

„Du mußt mir jetzt gehorchen," verlangte sie, „denn ich bin hier an Stelle Deines Arztes —"

„Du wirst jedenfalls der beste für mich sein," unterbrach er sie.

„Still! Der Doktor verlangte, daß Du nicht zu viel sprechen sollest, und ich bin dafür verantwortlich gemacht worden."

„Ich gehorche," sagte er lächelnd, abermals die kleine Hand küssend, denn er fühlte wohl selbst, wie sehr ihn diese Unterhaltung angriff. „Aber nur noch Eines! Nimm diesen Ring von meinem Finger und stecke ihn an Deine Hand, dann gieb mir den dort, den Du trägst."

Mit einer heimlichen Thräne im Auge folgte Minna ohne ein weiteres Wort seinem Wunsche, und über das bleiche Gesicht ging ein zufriedenes Lächeln.

„Mein bis in den Tod?" fragte er so leise, daß sie wohl bemerken konnte, wie die körperliche Schwäche bei ihm wieder zurückkehre.

„Vor Gott, der es schon lange wußte, und jetzt auch vor den Menschen," flüsterte sie.

Seine Augen schlossen sich wieder, aber das selige Lächeln blieb; er schlummerte schnell und sanft wie ein Kind ein, vielleicht, um von dieser einfachen Verlobung am Krankenbette zu träumen.

Was Minna anbetraf, so stritten in ihrem Herzen unendlich glückliche Gefühle mit dem bitteren Schmerze, auf diese traurige Art des ersteren höchstes Gut erlangt zu haben — auf wie kurze Zeit vielleicht! —

Als der Doktor kam, erklärte er sich mit dem Zustande des Verwundeten sehr befriedigt, verlangte nun aber auf das Bestimmteste, daß das junge Mädchen sich einige Ruhe gönne, während eine andere Pflegerin die Wache übernehmen sollte. Gegen alle von ihrer Seite vorgebrachten Einwendungen blieb er taub, und besonders wirkte seine eindringliche Mahnung, daß die barmherzige Schwester ihre Kräfte doch nicht über-

schätzen möge, um dann bald unfähig zu werden, ihr Amt zu versehen.

Minna ging also auf ihr Zimmer, und obgleich sie dort ihre neue Kollegin und Freundin traf, konnte sie sich doch nicht enthalten, recht bitterlich zu weinen, sobald sie sich niedergesetzt hatte. Lange war sie nicht im Stande, auf alle theilnehmend an sie gerichteten Fragen eine Antwort zu geben; endlich aber siegte doch das Bedürfniß, dem übervollen Herzen Luft zu machen, und sie erzählte, mit einer kurzen Andeutung über ihr früheres Leben, was sich soeben zugetragen hatte.

„Ich errieth gestern bereits," erwiederte ihr die andere Dame, „daß Sie in einem näheren Verhältnisse zu dem Lieutenant von Wettstern ständen, und mit der aufrichtigsten Herzlichkeit gratulire ich Ihnen sowohl zu Ihrer Verlobung als zu der fast sicheren Aussicht, daß er in Kurzem wieder ganz hergestellt sein wird, denn Dr. N— giebt bei seinen Patienten nie eine Hoffnung, die er nicht im vollsten Maße theilt, und er ist ein anerkannt geschickter und sorgsamer Arzt. Wenn Sie es erlauben, will ich ihm von Ihrem innigen Verhältnisse zu dem Verwundeten Mittheilung machen, denn Sie haben ja keinen Grund, dasselbe zu verheimlichen, und es wird Ihnen dann nur um so mehr gestattet sein, ihm alle Ihre Pflege und Sorgfalt zuzuwenden."

Minna war damit einverstanden, und der Doktor, der keineswegs mehr erstaunt über die ihm gewordene Mittheilung war, stattete ihr auf die artigste Weise seine Gratulation ab und traf seine Veranstaltungen so, daß sie fast ausschließlich nur mit der Pflege des Schwerstverwundeten im Lazarethe zu thun hatte.

Lieutenant von Wettstern hatte aus diesem glücklichen Wiedersehn der Geliebten wirklich wieder neue Kraft geschöpft und erholte sich sichtlich von Tag zu Tag; bald erklärte ihn der Doktor außer aller Gefahr.

Wir können nun nicht jede Stunde verfolgen, welche die

barmherzige Schwester an seinem Lager zubrachte, nicht jedes Wort wiederholen, das sie mit einander wechselten; man wird sich leicht denken können, welcher Art die letzteren waren, wie sie, neben den Versicherungen der beiderseitigen Liebe, vorzüglich von den Hoffnungen und Plänen für die Zukunft handelten.

Wettstern hatte durch den Doktor erfahren, daß sein bester Freund, Hugo von Mohrfeldt, seinethalben Erkundigungen eingezogen habe. Das freute ihn herzlich und gab ihm die Hoffnung, daß Hugo noch wohlerhalten sei; von dessen Verhältniß zu Frau von Liebow hatte er natürlich keine Ahnung, denn Jener hatte sich ihm selbst ja nicht anvertrauen können.

Die Nachrichten von den preußischen Siegen trafen auch regelmäßig in dem Lazarethe ein und trösteten die armen Kranken wenigstens darüber, daß sie ihr Blut nicht ganz unnöthigerweise dahingegeben hätten; selbst unter den größten Schmerzen waren die Herzen bei ihrer Fahne geblieben, und mit dem lebhaftesten Interesse folgten sie den Erlebnissen ihrer Kameraden, die sie allerdings lieber in Person getheilt haben würden.

Wettstern hatte seinem Freunde noch nicht schriftlich antworten können, und leicht erklärliche Gefühle hielten ihn auch davon ab, Minna darum zu bitten. Uebrigens war Beiden der augenblickliche Aufenthalt Hugo's unbekannt, da die preußischen Korps noch immer in schnellem Vorrücken begriffen waren. Wenn sie ihm aber die Zeitungen und Extrablätter vorlas, die immer wieder neue Erfolge meldeten und auf die baldige ruhmvolle Beendigung des Krieges hinwiesen, dann leuchteten seine Augen beinahe ebenso hell, als wenn sie ihm, dem augenblicklich Hülflosen, die Kissen des Bettes zurechtlegte oder ihm die zuweilen gerade nicht wohlschmeckende Arzenei reichte.

Minna hatte allerdings noch andere Pflichten in dem Lazarethe zu erfüllen, aber den größten Theil des Tages und der Nacht brachte sie an seinem Lager zu; nur selten, wenn es der Doktor bestimmt verlangte oder sie selbst fühlte, daß ihre körperlichen Kräfte dieser anstrengenden Pflege nicht mehr gewachsen

waren, zog sie sich auf kurze Zeit zurück und überließ den ihr so lieben Platz ihrer Kollegin, die ihr die aufrichtigste Theilnahme bewies.

Aber die Wangen des jungen Mädchens wurden immer blasser und fielen mehr und mehr ein; ein Jeder, selbst Wettstern, mußte bemerken, daß sie sich Anstrengungen unterzog, denen für die Dauer kein Mensch gewachsen ist, und oft bat er sie flehentlich, sich mehr zu schonen. Wie ungern aber überließ sie seine Pflege einer Anderen, mochte diese auch ihre beste Freundin sein und ihr ganzes Vertrauen genießen!

Der Doktor mußte häufig wieder seinen Machtspruch einlegen, um sie zu der nothwendigen Schonung ihrer Person zu bewegen.

Und eine solche war um so nothwendiger, als ein furchtbares Gespenst in der letzten Zeit bei Tag und Nacht durch das ziemlich überfüllte Lazareth zu schreiten begonnen hatte. Waren früher vereinzelte Fälle der Cholerakrankheit, die um diese Zeit fast ganz Europa mit seltener Heftigkeit heimsuchte, hier aufgetreten, so ließ es sich nun nicht mehr verheimlichen. In den Lazarethen, auf den Schlachtfeldern suchte sie sich besonders reiche Beute, was sich leicht aus dem gezwungen unregelmäßigen Leben der Soldaten und der Zusammenhäufung großer Menschenmassen erklärt.

Es ist ein altes, wahres Sprüchwort, daß ein Unglück nie allein kommt, und so mußte auch in diesem Jahre jene entsetzliche Krankheit — wie es heißt, durch ein Schiff nach Stettin eingeschleppt — in Deutschland die Kriegsplagen der Bevölkerung noch vermehren.

Auch in den Lazarethen zu Liebau starben viele braven Soldaten, deren Verwundungen durchaus keinen tödtlichen Verlauf annehmen ließen, an dieser Krankheit, deren Ursachen von den besten Aerzten noch nicht ergründet worden sind und die ihrer ganzen Gelehrsamkeit und Umsicht Hohn spricht. Der arme Jüngling, den die Kugel niedergeworfen hatte und der

sich nach einer schmerzvollen Kur schon mit der sicheren Hoffnung schmeicheln durfte, bald wieder zu seinen Kameraden oder Angehörigen zurückkehren zu dürfen, unterlag nun doch noch einer Seuche, die verheerender als die feindlichen Kugeln wirkte und mehr Schaden verursachte, als die Mündungen der feindlichen Kanonen.

Wenn ein Krankenhaus, auch bei der bequemsten und sorgfältigsten Einrichtung, immer etwas Unheimliches an sich hat, so ist dies zur Zeit einer ansteckenden Krankheit gewiß noch viel mehr der Fall, und Jedem unserer Leser wird es ja bekannt sein, unter welchen scheußlichen Formen gerade die asiatische Cholera auftritt.

In dem Lazarethe herrschte nun eine verdoppelte Regsamkeit; man wäre versucht zu sagen, daß es darin lebendiger geworden war, wenn nicht gerade der Tod eine so reiche Ernte gehalten hätte. Bekanntlich trat in diesem Jahre die Cholera stärker und bösartiger als je auf, die meisten Erkrankungsfälle endeten mit einem sehr schnellen Tode. Zwar war in der Stadt ein besonderes Cholera-Lazareth eingerichtet worden, aber theils ließen sich die Schwerverwundeten gar nicht dahin transportiren, theils starben sie, ehe sich dazu die Zeit hatte finden lassen.

Man wird sich leicht vorstellen können, wie sehr die Thätigkeit des ganzen Lazarethpersonals unter solchen Umständen in Anspruch genommen wurde. Der leitende Oberarzt konnte sich ebenso wenig einige Stunden der Ruhe gönnen, als der letzte Wärter, und Dr. N— that, ohne Rücksicht auf sich selbst, seine Pflicht im vollsten Maße, er verlangte dies aber auch von allen ihm Untergeordneten.

Wie es an allen übrigen Orten geschah, so legten auch hier die barmherzigen Schwestern die hingebendste Pflichttreue und Aufopferung an den Tag; sie unterzogen sich den schwersten Arbeiten, den tiefsten Gemüthserschütterungen und scheuten keine Gefahr für sich selbst. Viele von ihnen haben diesen Edelmuth mit einem frühen und schmerzlichen Tode bezahlt, und wenn sie

auch zweifellos immer in der Erinnerung Derer leben werden, denen das Leben zu retten ihrer Fürsorge gelang, so werden ihre der Aufzeichnung werthen Namen für die Oeffentlichkeit gewiß bald verhallt sein.

Aber diese großherzigen Frauen, denen sich übrigens in den größeren Städten noch viele andere aus den höchsten Ständen, die gar keine Verpflichtung übernommen hatten, anschlossen, strebten ja auch nicht nach dem Ruhme, wie er meistentheils die Soldaten leitet — das ächt weibliche Gefühl scheut sich vor der Oeffentlichkeit, welches Lob und welchen Lohn ihr dieselbe auch zollen möge, und begnügt sich mit dem eigenen Bewußtsein, in dem kleinen ihm angewiesenen Kreise getreulich seine Pflicht erfüllt zu haben.

So war es auch bei Minna von Hofleben.

Wettstern's Zustand war schon in ein Stadium getreten, in dem er der fortwährenden Pflege und Aufsicht nicht mehr bedurfte, der Doktor hatte ihr deshalb auch die Sorge für andere gefährlichere Kranke zuweisen müssen; sie konnte jetzt täglich nur einige Stunden an dem Lager des Geliebten verweilen, aber diese entschädigten sie vollkommen für alle übrigen Mühen.

Vor Kurzem noch würde sie den Tod vielleicht als eine Wohlthat betrachtet haben; jetzt aber, wo die Hoffnung von Neuem in ihr aufgeblüht war, wünschte sie sich ihn nicht mehr, wenn sie ihn auch nicht gerade fürchtete. Sie hatte oft die schrecklichsten Bilder der Wirklichkeit um sich, sie litt schmerzlich dabei, aber sie besaß ein muthiges Herz und ein strenges Pflichtgefühl. Dr. N— begann sie zu bewundern, wie es früher der Dr. Reichardt gethan, wenn auch in anderer Art, denn er war ein verheiratheter Mann und kannte ja ihr Verhältniß zu Wettstern. Dieselbe Achtung trugen ihr auch ihre Kolleginnen zu.

Sobald ihr des Verwundeten Zustand wirkliche Hoffnung und Beruhigung einflößte, hatte sie, nachdem sie ihres Verlobten Einwilligung dazu erhalten, an Dr. Reichardt geschrieben und ihm ihre bisherigen Erlebnisse, sowie auch ihre Verlobung auf

die seine Gefühle schonendste Weise mitgetheilt. Den Brief hatte sie, seiner Angabe gemäß, der Feldpost übergeben und nach Fulda adressirt, aber eine Antwort darauf ließ sich in kurzer Zeit nicht erwarten, denn, wie die Zeitungen meldeten, war die Main-Armee im schnellen Vorrücken begriffen, und zweifellos folgte der Doktor seinem Regimente.

Was nun die Pläne unserer Liebenden anbetraf, so waren sie darüber vollständig einig. Auf ein baldiges höheres Avancement, das ihm ermöglichte, ohne Vermögen zu heirathen, konnte Lieutenant von Wettstern nicht rechnen, und Minna war nach Beendigung des Krieges vermuthlich noch hülfloser als früher, denn sie hatte auch die letzte Zuflucht bei ihrer bösen Tante verloren. Nun versicherte aber Wettstern, ihren Einwendungen gegenüber, daß er des Soldatenlebens herzlich satt sei, und daß er in Folge seiner Verwundung, sollte dieselbe auch keine nachtheiligen Folgen für seine Gesundheit hinterlassen, doch darauf rechnen dürfe, die Unterstützung seiner Vorgesetzten zur Erlangung einer standesgemäßen, wenn auch bescheidenen Anstellung im Civilfache zu erhalten. Jetzt, wo Minna, die früher einer solchen Idee energisch widerstrebt, den Geliebten auf seinem Schmerzenslager vor Augen hatte, war ihre Ansicht auch umgewandelt worden. Mußte eine friedliche Existenz an der Seite einer geliebten Gattin ihm selbst nicht auch wünschenswerther erscheinen als die Carrière, in der er eine so traurige Erfahrung gemacht hatte? Durfte sie versuchen, ihn an einen Stand zu fesseln, der ihn so großen Gefahren aussetzte?

Das eigene Interesse hatte bei ihr gewiß keine gewichtige Stimme, höchstens das Herz, und so willigte sie denn bald in den neuen Plan, an den sich alle Wünsche und Hoffnungen ihres Wilhelm knüpften.

Minna dachte auch in Bezug auf die schreckliche Seuche wenig an sich selbst, sondern fürchtete nur in unsäglicher Angst, daß der geschwächte Verwundete davon ergriffen werden könne. Das schien aber nicht so werden zu sollen; Wettstern erholte

sich täglich mehr, seine Wangen färbten sich wieder mit einem leichten Roth, die Augen begannen wieder lebendiger zu blitzen, die Kräfte kehrten, wenn auch nur langsam, zurück, und der Arzt versicherte, daß er in acht bis zehn Tagen das Bett werde verlassen können.

Das arme Mädchen aber mußte täglich Zeugin der gräßlichsten Vorkommnisse werden, und — als ob das Schicksal sie immer noch auf schwerere Proben stellen wolle — ihre Stubengenossin wurde von der schrecklichen Krankheit ergriffen und war, trotz aller ihr zugewandten ärztlichen Sorgfalt, in Zeit von vier bis fünf Stunden, nach dem schmerzlichsten Todeskampfe, eine Leiche.

Minna, die auch an diesem Krankenbette mit aller Hingebung gewirkt hatte, war auf das Tiefste erschüttert worden; wie stark ihre Nerven auch sein mochten, so hielten sie doch diesen unaufhörlichen Angriffen des Schicksals gegenüber nicht Stand.

Sie fühlte sich unbeschreiblich schwach und kraftlos, als sie von jenem Todtenlager an das Wettstern's zurückeilte, den sie während kurzer Zeit vollständig hatte vernachlässigen müssen, und selbst seine Trostesworte vermochten nicht, einen recht tiefen Eindruck auf sie zu machen.

Ihr Aussehn erfüllte ihn wirklich mit Besorgniß; die fieberhafte Erregung war in ihren Augen zu lesen, und auf ihren Wangen brannten große rothe Flecke, während ein leises Zittern ihren ganzen Körper bewegte.

„Schone Dich, Minna — um meinetwillen schon!" bat er recht innig.

„Kann und darf ich es denn?" fragte sie traurig.

„Du fühlst Dich krank — man sieht es Dir an."

„Meine Nerven sind durch diesen letzten harten Schlag allerdings angegriffen worden."

„Ich beschwöre Dich, wende Dich sofort an Dr. N—; er wird Dich für einige Tage von Deinem Amte suspendiren."

„Und Du?"

„Ich bin nicht mehr einer unaufhörlichen Pflege bedürftig, und ich werde über unsere kurze Trennung Trost in dem Gedanken finden, daß Du Dich der so nothwendigen Erholung hingiebst."

„Meine Pflicht ruft mich jetzt noch zu einem Sterbenden."

„Jede Pflicht hat ihre Grenzen; Du darfst die letzteren nicht auf Kosten Deines eigenen Lebens überschreiten."

„Ich fühle mich aber vollständig gesund und stark."

„Du sprichst die Unwahrheit, theure Minna; die Fieberhitze brennt auf Deinen Wangen, Du bist krank und Deine Erregung ist unnatürlich."

Wie Wettstern, von wahrhafter Angst ergriffen, aber auch bitten mochte — das sonst seinen Worten so fügsame junge Mädchen war nicht zum Gehorsam zu bewegen.

Unglücklicherweise kam der Doktor gerade nicht dazu, dessen Befehle sie hätte Folge leisten müssen.

Mit einem warmen, aber zitternden Händedrucke verließ sie den Geliebten, der sie weder durch Bitten noch durch Gewalt zurückzuhalten vermochte, und eilte an das vorher von ihr erwähnte Sterbelager.

Es war ein österreichischer Soldat, der dasselbe einnahm; zuvor verwundet, war er jetzt auch von der Cholera ergriffen worden, und der Doktor, den die wichtigsten Geschäfte abriefen, hatte für ihn schon alle Hoffnung aufgegeben.

Wir wollen die schreckliche Scene nicht zu schildern versuchen, die jetzt wieder vor die Augen der barmherzigen Schwester trat, einen der gewaltsamsten Kämpfe zwischen Leben und Tod. Wie oft sie von ähnlichen auch schon Zeugin gewesen, so war sie jetzt durch das Vorangegangene doch ganz besonders erregt, und desto mächtiger wirkte daher der Anblick des Sterbenden auf sie.

Plötzlich stürzte sie mit einem lauten Schmerzensschrei zusammen und wurde von Krämpfen überfallen. Man schaffte die

faſt Bewußtloſe auf ihr Zimmer und zu Bette. Die im Hauſe befindlichen Frauen thaten alles Mögliche für ſie; Dr. N— wurde ſofort gerufen.

„Das ſind alle Symptome der ſchwerſten Cholera,“ flüſterten die Diakoniſſen ſich zu, während ſie die ihnen wohlbekannten Mittel gegen dieſe Krankheit anwandten. „Da iſt wenig Hoffnung; in wenigen Stunden wird ſie ihrer Stubengenoſſin, deren Schickſal ſie jedenfalls ſo tief ergriffen hat, nachfolgen.“

Dr. N— ſchüttelte, als er gekommen war, auch den Kopf und ſchien derſelben Anſicht zu ſein.

„Wieder ein neues Opfer!“ ſeufzte er. „Und wenn ſie ſtirbt, ſo ſtehe ich auch nicht für die Geneſung des Lieutenants von Wettſtern ein; es wird doch nicht möglich ſein, ihm ihren Tod zu verheimlichen.“

Während für die ernſtlich Erkrankte Alles gethan wurde, was Wiſſenſchaft und Sorgſamkeit zu leiſten im Stande ſind, ſchwebte Wettſtern in der tödtlichſten Angſt, da Minna nicht, wie ſonſt, bald wieder zu ihm zurückkehrte, und es konnte ihn auch ſpäter gar nicht beruhigen, daß Dr. N— achſelzuckend auf ſeine Frage erwiederte:

„Es iſt hoffentlich nur ein leichtes Unwohlſein.“

VII.

Kissingen.

Wir haben schon früher eine kurze Schilderung der Thaten gegeben, welche die sogenannte Main-Armee unter Befehl des Generals Vogel von Falkenstein bis zum 10. Juli im westlichen Deutschland vollführt hatte, und man wird sich erinnern, daß an dem genannten Tage von Brückenau aus die Division Goeben über Geroda nach Kissingen, die Division Manteuffel ihr als Reserve folgend, die Division Beyer über Oberlautersbach gegen Hammelburg im Vorrücken begriffen war.

Gerade an diesem Tage traf auch Dr. Reichardt, nachdem er sich nur eine kurze Zeit in Fulda aufgehalten hatte, bei seinem Regimente, dessen Oberarzt er jetzt geworden war, ein.

Mit welchen schmerzlichen Empfindungen sein Herz auch nach dem Abschiede von Minna von Hofleben erfüllt war, fühlte er sich doch überzeugt, daß er in seinem jetzt noch weiter ausgedehnten Berufe Befriedigung finden werde, und weit davon entfernt, sich einer thatenlosen Verzweiflung hinzugeben; er war bereit und wünschte sehnlichst, mit größtem Eifer und aller Hingebung sein Amt wieder übernehmen zu können.

Die Spuren der letzten Gefechte zeigten sich noch überall auf seinem Wege; er mußte an ihnen vorübereilen und konnte es, da genügende ärztliche Hülfe vorhanden war.

Am Morgen schon holte er, der in einem leichten, mit Militairpferden bespannten Wagen fuhr, sein Regiment ein und konnte dem Obersten seine Meldung abstatten.

„Ich fürchte, daß Sie heute viel zu thun bekommen werden," sagte der Letztere lakonisch. „Wir gehen, wie es scheint, in ein scharfes Gefecht, denn die Baiern haben, wie unsere Patrouillen melden, die Uebergänge der Saale abgebrochen und stark besetzt, auch die Stadt in den besten Vertheidigungszustand gesetzt; sie sollen dort mit großer Truppenstärke stehen und haben viel Artillerie. Es giebt ein hartes Stück Arbeit, verlassen Sie sich darauf, für uns und für Sie."

„Ich werde meine Pflicht thun, Herr Oberst."

„Gewiß, mein lieber Doktor, Sie haben das ja immer gethan. So wenig wie ich hoffe, für meine Person Ihrer Hülfe zu bedürfen, so sehr bin ich erfreut, daß Sie wieder bei unserem Regimente sind."

Gegen zehn Uhr Vormittags sahen die preußischen Kolonnen, die wohlgemuth auf der Straße fortzogen, Kissingen vor sich, das reizende Städtchen mit seinen schönen Gärten und Hecken. Das Wetter war nicht schön, neblig und regnicht.

Kissingen liegt bekanntlich auf dem linken Ufer der Saale, auf dem anderen, an das die preußischen Truppen zuerst gelangten, ein Wäldchen, der Altenberg und die Salinenwerke, welche letztere mehrere ansehnliche Gebäude haben. Alle diese Punkte waren stark von den Baiern besetzt worden, die Brücken, bis auf die große steinerne dicht vor der Stadt, abgebrochen, die dem Flusse zu gelegenen Häuser in den besten Vertheidigungszustand gesetzt, und auf den Höhen südöstlich der Stadt waren sechs Batterien aufgefahren.

So hatte man also hier eine äußerst starke Stellung vor sich, ohnedies mit an Zahl weit überlegenen Truppen zu kämpfen; aber die preußischen Soldaten stutzten auch nicht einen Augenblick lang, und ihr kühner General von Goeben befahl sofort den Angriff.

Der vorerwähnte Wald wurde zuerst mit Tirailleuren angegriffen, schnell genommen und von da aus das Feuer gegen die Gebäude der Salinenwerke eröffnet. Die Füsiliere des 15. Infanterie-Regiments, denen diese Aufgabe zugefallen war, litten hier schwer, da sie in größte Nähe der massiven Häuser vorrücken mußten, aus denen scharf und sicher auf sie gefeuert wurde.

Während das Gefecht hier noch im Stehen blieb, griff der rechte Flügel der Preußen den Altenberg an, verjagte die bairischen Schützen von dort und brachte eine Batterie auf den Abhang, die mit vielem Erfolge wirkte. Bei diesem Angriff zeichnete sich auch das Bataillon von Lippe-Detmold aus.

Auch an dieser Stelle hatten die Baiern die über das Wasser führende Brücke abgebrochen; indessen schafften die Preußen Balken herbei und passirten vermittelst derselben auf halsbrecherische Weise und unter dem schärfsten feindlichen Feuer den Fluß, worauf sie zum Angriffe auf die Stadt vorgingen und zunächst das Kurhaus, das stark besetzt war, attackirten.

Alle unsere Leser wissen zweifellos, daß Kissingen ein sehr besuchter Badeort ist, und auch in diesem Jahre hielten sich daselbst viele Fremde aller Nationen auf. Als nun die Kunde von dem raschen Anrücken der Preußen eintraf und die Baiern mit großer Truppenmacht die Stadt besetzten, da regte sich wohl in diesen friedlichen Leuten die Besorgniß, wider allen Wunsch in ernstliche Ereignisse verwickelt zu werden, und man dachte an die schleunige Abreise, die übrigens für die Meisten auch nicht leicht und nur mit sehr großen Kosten zu bewerkstelligen war.

Aber sowohl die Militair- als Civilbehörden der Stadt versicherten, daß durchaus Nichts zu befürchten sei — und fast Alle ließen sich dadurch täuschen.

Nun denke man sich eine elegante, zum größten Theile aus Damen bestehende Gesellschaft ganz plötzlich in die üble Lage versetzt, nicht allein Zeuge eines hartnäckigen Kampfes, der fast den ganzen Tag über dauerte, zu werden, sondern auch an dem

Orte, wo sie Ruhe, Gesundheit und Vergnügen gesucht hatte, der Gefahr ausgesetzt zu sein, von den Kugeln der Soldaten getroffen zu werden!

Wohl an dreihundert Fremde jeden Alters, Geschlechts, jeder Nationalität flüchteten, sobald die ersten Schüsse fielen, nach dem Kurhause, erlangten dort Einlaß und versteckten sich meistentheils in den Kellern.

Man sagt, daß die Baiern stark darauf gerechnet hätten, die Angreifer würden aus Rücksicht auf diese Friedlichen und Unschuldigen die Stadt, wenigstens das Kurhaus, verschonen, aber das war nun einmal, dem ganzen Feldzugsplane nach, nicht möglich, und das Gebäude wurde mit aller Energie angegriffen und nach einem kurzen Widerstande seiner Besatzung genommen. Die Baiern zogen sich schnell zurück, und die Fremden kamen mit der bloßen Angst davon, denn die Sieger benahmen sich mit der äußersten Höflichkeit gegen sie.

Der Kampf setzte sich nun noch eine Weile im Innern der Stadt fort, aber einen recht hartnäckigen Widerstand leisteten die Baiern nirgends, zogen sich auf und seitwärts der Straße nach Rüdlingen zurück und besetzten den dort befindlichen Höhenzug. Eine ihrer Batterien fuhr auf der großen Straße auf und that den schnell nachrückenden Preußen viel Schaden. Ein kleines Infanterie-Detachement wurde entsandt, um sie fortzunehmen, dasselbe gerieth aber in einem Hohlwege mit Chevauxlegers zusammen und wäre, wenn es nicht noch rechtzeitig Hülfe erhalten hätte, zweifellos niedergehauen oder gefangen genommen worden. Endlich mußte die Batterie, in den Flanken umgangen, doch ihre Stellung aufgeben und nun drang die preußische Infanterie unter lautem Hurrahrufe, hauptsächlich mit Schützenschwärmen, unaufhaltsam vor und erstürmte im ersten Anlaufe die Höhen und den Wald von Rüdlingen.

Hier wurde Halt gemacht und die Brigade Wrangel nach weiter vorwärts geschickt, um vor Winkel Vorposten zu beziehen.

Um diese Zeit war es vier Uhr Nachmittags, und das 19te Infanterie-Regiment hatte eine vorläufige Vorpostenstellung eingenommen, als nach sechs Uhr die Baiern wieder auf der Rüdlinger Straße, bedeutend verstärkt, anrückten; wie es sich später ergab, hatten sie neun Bataillone, die an diesem Tage noch nicht im Gefechte gewesen waren, und mit diesen und zahlreicher Artillerie besetzten sie die nördlich der Chaussee belegenen Höhen sehr schnell.

Einer so großen Uebermacht mußten die Preußen weichen, bis sie vom Gros aus Unterstützung erhielten. Die Baiern folgten ihnen auf dem Fuße und mochten sich des Sieges schon für versichert halten; selbst das hinzukommende Füsilierbataillon des 55. Regiments vermochte das Gefecht nicht lange zum Stehen zu bringen, und erst als frische Kräfte vor Winkel in das Gefecht geführt wurden, dabei zwei Batterien, wandte sich das Blatt wieder.

General von Wrangel übernahm jetzt selbst das Kommando, und während er einen Theil seines Korps den Feind nach Süden hin umgehen ließ, rückte er mit sämmtlichen Truppen im Sturmmarsche vor und eroberte die vorgenannten Berge nördlich der Chaussee wieder.

Auf baierscher Seite hatte Prinz Karl von Baiern selbst den Oberbefehl geführt; einer seiner Generale (von Zoller) war gefallen, ein anderer (der aus Schleswig-Holstein rühmlichst bekannte von der Tann) verwundet worden; der Gesammtverlust betrug an Todten und Verwundeten gegen tausend Mann, an Gefangenen achthundert. Nicht minder hatten die Preußen gelitten; ihr 19. Regiment allein zählte an Todten und Verwundeten über 400 Mann, darunter 2 Stabsoffiziere, 3 Hauptleute und 8 Lieutenants.

Nachdem die Baiern nun abermals aus ihrer günstigen Stellung zurückgeworfen worden — um halb zehn Uhr Abends fiel der letzte Schuß — bezogen die erschöpften Truppen Bivouaks. Dem General von Manteuffel, der übrigens dem Ge-

fechte persönlich beigewohnt hatte, war es nicht mehr möglich gewesen, seine Division zur Unterstützung heranzuziehen, aber er übernahm nun die Verfolgung des Feindes, der sich eiligst auf Schweinfurt dirigirt hatte.

Am folgenden Tage traf er bei Schweinfurt auf einen Theil der Baiern, besonders Artillerie, warf dieselben aber schnell zurück; sie schlugen nun den Weg nach Würzburg ein. General von Manteuffel konnte ihnen nicht folgen, weil er von dem Kommandirenden General die Ordre erhielt, nach Grefstahl zurückzumarschiren, um sich von da aus den übrigen Divisionen anzuschließen, denn General von Falkenstein hatte beschlossen, vorläufig die Baiern, die bei Würzburg hinter dem Main Stellung genommen hatten, ganz unberücksichtigt zu lassen und, sich westwärts wendend, plötzlich das Bundes-Armeekorps anzugreifen.

Ehe wir nun aber dem weiteren Verlaufe der in dieser Gegend stattfindenden Gefechte folgen, wollen wir uns zu Dr. Reichardt wenden, der in Kissingen zurückgeblieben war.

Während des Gefechtes hatte er sich fast fortwährend im Feuer befunden, denn mit den ihm untergeordneten Aerzten folgte er unmittelbar seinem Regimente, um die Verwundeten, so weit sich dies thun ließ, nach den auf freiem Felde oder in einzelnen Gebäuden angelegten ersten Verbandplätzen zu befördern, nachdem er und seine Begleiter einen Nothverband angelegt hatten. Wie es schon bei Langensalza geschehen war, scheute der brave Mann nicht im Mindesten die feindlichen Kugeln und bewegte sich zwischen ihnen mit einer Ruhe und einem klaren Blicke, die dem ältesten und erfahrensten Offiziere Ehre gemacht haben würden.

Wie er seine eigene Person so gänzlich vergaß, so dachte er jetzt auch nicht, höchstens nur flüchtig, an alle ihm theuren Personen, selbst an seine Mutter und Minna von Hofleben. Er hatte auch wahrlich nicht die Zeit dazu, denn überall mußte er kontroliren und Weisungen ertheilen, zuweilen selbst Hand mit-

anlegen, und wenn er auch beritten war, so erforderte dieses Amt nicht allein große körperliche Anstrengung, sondern auch die gesammte Thätigkeit des Geistes.

Als die Brücke und das Kurhaus genommen worden, was auf beiden Seiten große Opfer gekostet hatte, ersah sich der Doktor das schöne Gebäude mit seinen großen Räumlichkeiten und bequemen Einrichtungen sofort zum Feldlazareth aus und erhielt auch von dem General die Erlaubniß, es dazu zu benutzen.

Die zitternden Kurgäste wagten sich noch nicht nach ihren übrigens zum Theil verwüsteten Wohnungen und waren fast noch sämmtlich anwesend; sie erschraken nicht wenig, als der Doktor, der in seiner durchnäßten, mit Staub und Blut bedeckten Uniform gerade keinen so angenehmen Eindruck wie sonst machte, plötzlich unter sie trat; ein paar nervenschwache Damen kreischten laut auf und fielen in Ohnmacht.

Aber mit solchen Lappalien mochte sich Dr. Reichardt jetzt nicht befassen. Nachdem er die Gesellschaft höflichst begrüßt und sich vorgestellt hatte, kündigte er ihr an, daß er den Auftrag habe, alle Räume dieses Gebäudes für sein Lazareth in Anspruch zu nehmen. Neuer Schrecken, besonders der Damen! Noch wüthete draußen das Gefecht, und wenn dasselbe sich auch schon durch die Stadt gezogen hatte, so rückten doch noch immer neue Truppenmassen durch dieselbe und die Kanonen rasselten auf dem Pflaster, daß die Fenster klirrten.

Die Straßen, in denen gekämpft worden, boten überhaupt einen erschreckenden Anblick dar. Wir haben unseren Lesern schon früher ähnliche Bilder vorgeführt und können uns deshalb darauf beschränken, zu bemerken, daß es hier gerade so aussah wie dort. Eine Menge von dreihundert unthätigen Personen konnte aber unmöglich in dem neuen Lazareth bleiben, und Dr. Reichardt fürchtete, wohl nicht mit Unrecht, daß die nervenschwachen Damen — gewiß gab es auch muthige Frauen in der Gesellschaft, aber diese bildeten doch wohl den kleinsten

Theil derselben — durch ihre Ohnmachten und ihr Klagen seine der Ruhe bedürftigen Verwundeten nur stören und belästigen würden. Deshalb blieb er fest bei seiner Forderung, auf die Gefahr hin, für sehr ungalant gehalten zu werden, — in der That fiel auch mancher böse Blick aus schönem Auge auf ihn — und als nun die Soldaten der Sanitäts-Kompagnie erschienen, um die nothwendigen Einrichtungen zu treffen, und die ersten Verwundeten vor das Haus gebracht wurden, zerstreuten sich die Kurgäste, um ihre früheren Wohnungen wieder aufzusuchen, bis auf einige Herren, die sich zur Hülfeleistung erboten und deren Festigkeit der Doktor Vertrauen schenken zu dürfen glaubte.

Es waren dies meistentheils Russen, deren Nation überhaupt in diesem Jahre stark in dem Badeorte vertreten war, und sie rechtfertigten vollkommen die Erwartungen des Doktors.

Bis spät in die Nacht hinein dauerte die Einrichtung des Lazareths und die Herbeischaffung der Verwundeten — Preußen und Baiern ohne Unterschied. Mit größter Umsicht leitete Dr. Reichardt Alles, und nebenbei hatte er unendlich viel mit der Untersuchung der Kranken und selbst in den Amputationszimmern zu thun. Von leiblicher Stärkung nach dem mühevollen Tage war noch immer nicht die Rede, und er und seine Kollegen hatten höchstens die Zeit, schnell ein Glas Wein zu sich zu nehmen, um den furchtbaren, Körper und Geist angreifenden Anstrengungen nicht zu unterliegen.

Das neue Lazareth bot nun einen im höchsten Grade überraschenden Anblick dar. Die Säle und Zimmer des Kurhauses waren auf das Reichste und Eleganteste eingerichtet; man fand da parquettirte Fußböden, mit den kostbarsten Tapeten bekleidete Wände, Decken mit Vergoldung, große Spiegel, seidene Gardinen und prächtige Möbel. Die großen Kronleuchter waren angezündet worden, und ihre Gasflammen strahlten, wo es die Verwundeten ertragen konnten, ein blendendes Licht aus.

Die Möbel waren vorläufig in den Ecken über einander gethürmt worden, denn man mußte Platz für die Lagerstätten

haben, die, meistentheils, nur in Matratzen und Decken bestehend, auf dem Boden bereitet worden waren. Ueber diesen Boden rieselte von den Schmerzenslagern herab oft das Blut, und die bleichen, schmerzentstellten Gesichter der Verwundeten, das geschäftige Hin- und Hereilen der Aerzte und Krankenwärter stach gar seltsam gegen die so viele Bilder der Trauer umgebende Pracht ab.

Wo sich noch Tags zuvor die glänzendste Gesellschaft unter munterem Scherze, ganz dem Vergnügen und interessanten kleinen Intriguen hingegeben, bewegt hatte, da findet man jetzt dieses unheimliche, auch die stärksten Nerven erschütternde Treiben, — wo gestern noch Tanz- und Concertmusik erklang, da hört man jetzt das Stöhnen und Jammern der Verwundeten und Sterbenden, — in demselben Zimmer, in dem gestern eine Schaar munterer junger Mädchen lachend und neckend plauderte, da fließt jetzt das Blut in Strömen, denn dort haben die Aerzte ihr Amputirzimmer eingerichtet, und auf langen Tischen ausgestreckt ruhen die Unglücklichen, die, wenn sie nach den überstandenen furchtbarsten Schmerzen der Tod nicht doch noch dahinrafft, durch ihren verstümmelten Körper eine für das Leben dauernde Erinnerung an diesen Tag behalten werden.

Erst gegen Morgen war die Hauptarbeit gethan, und Dr. Reichardt, der bis zum Tode ermüdet war, konnte sich nun auf zwei oder drei Stunden zurückziehen — er hatte sich ein kleines Zimmer im Kurhause genommen — um in dieser kurzen Zeit neue Kräfte zu sammeln. Als er erwachte, ging er sogleich wieder an sein Werk.

So groß unter den Fremden auch am Abende, als das Gefecht in der Nähe der Stadt noch einmal entbrannte, die Angst gewesen war, solche Schreckensscenen noch einmal erleben zu müssen, so beruhigt konnten sie sich doch am anderen Tage fühlen, denn es bestätigte sich vollkommen, daß die Baiern abermals geschlagen und im eiligsten Rückzuge bis hinter den Main begriffen seien. Die in der Stadt einquartierten und nachrücken-

den preußischen Truppen hielten strenge Mannszucht und benahmen sich auf das Allerbeste, so daß jede Furcht vor ihnen schwinden mußte.

Da regte sich nun der mitleidige Sinn Vieler, fast Aller. Das Personal des Lazareths reichte nicht zu einer durchaus sorgfältigen Pflege jedes einzelnen Verwundeten aus, es fehlte auch noch an manchen nothwendigen Bequemlichkeiten für die Kranken. Da boten die Badegäste ihre Unterstützung an, und Dr. Reichardt fand keinen Grund, dieselbe zurückzuweisen. Sie sandten Betten und Erfrischungen und halfen, wo und wie sie konnten.

Viele gingen aber noch weiter, indem sie ihre Personen selbst dem Doktor zur Disposition stellten; vornehme Männer und Damen erboten sich, bei Tag und Nacht an den Krankenbetten zu wachen, und als die Zahl solcher barmherzigen Brüder und Schwestern hinreichend war, da ließen es sich die Anderen doch nicht nehmen, die Krankenzimmer, so weit dies die Aerzte gestatteten, zu besuchen und den Verwundeten Trost und Zerstreuung zu bringen.

Zu den Letzteren gehörte eine russische Familie, eigentlich Curländer aus Mitau, anscheinend sehr reiche Leute; da sie Deutsch sprachen, besser als Russisch, konnten sie den armen Kranken ihre Theilnahme um desto besser zeigen.

Das Oberhaupt dieser nur aus drei Personen bestehenden Familie, der gräflich Herrendorf'schen, war ein würdig und vornehm aussehender Herr von ungefähr fünfundfunfzig Jahren. Seine Figur war hoch, breitschulterig und ziemlich wohlbeleibt; er trug sich immer sehr elegant in schwarzem Anzuge, und an Hals und Brust sah man mehrere hohe Orden seines und anderer Monarchen. In seiner Jugend war er Offizier in russischen Diensten gewesen, später, als ihm durch Erbschaft ein großes Vermögen zufiel, hatte er die diplomatische Carrière ergriffen, an dem Hofe einer deutschen Hauptstadt seine jetzige Gattin kennen gelernt, und als er sie bald darauf heirathete,

seinen Abschied aus Staatsdiensten erbeten und sich in der Gegend von Mitau eine hübsche Herrschaft gekauft; er galt dort für einen der reichsten Grundbesitzer.

In der ganzen Haltung und in dem Gesichte des alten Herrn, das ein starker grauer Schnurrbart beinahe zur Hälfte verdeckte, in den hellen klaren Augen lag ein scharf ausgeprägter Ausdruck von Militairischem und Aristokratischem, und man hätte sich versucht fühlen können, ihn für hart, mindestens für stolz zu halten. Wenn man ihn aber lächeln sah — und das geschah nicht selten — oder auch herzlich lachen hörte, wenn man ihn auf die liebevollste und zärtlichste Weise zu seiner Frau und Tochter sprechen hörte, und besonders, wenn man ihn jetzt an den Betten der Verwundeten beobachtete, die er nicht allein reichlich beschenkte, sondern sich auch auf die vertraulichste, aller Herablassung fernen Weise mit ihnen unterhielt, dann mußte man schnell zu der Ueberzeugung kommen, daß er, unbeschadet der Energie seines Charakters, ein gutmüthiges und edles Herz besitze.

Seine Gemahlin war eine zarte, schmächtige Blondine — wie gesagt, eine geborene Deutsche aus einer der ersten Adelsfamilien — sie schien leidend zu sein, aber sie lächelte doch immer auf so sanfte Weise, und in ihren seelenvollen himmelblauen Augen sprach sich eine engelgleiche Sanftmuth und die innigste Theilnahme für Alle, mit denen sie in Berührung kam, aus. Sie mochte etwa zehn Jahre jünger als ihr Gatte sein.

Das dritte, offenbar interessanteste Familienmitglied war die Tochter, ein Mädchen von ungefähr zweiundzwanzig Jahren. Sie überragte die Mutter beinahe um einen halben Kopf, war schlank und schöngebaut und bewegte sich mit vollkommener Anmuth; ihre Toilette war, wie die der Mutter, stets sehr einfach, gewöhnlich in schwarzer Seide.

Während ihres jetzt schon mehrwöchentlichen Aufenthaltes im Bade hatte sie die Aufmerksamkeit der jungen heirathslustigen Männerwelt in hohem Grade auf sich gezogen, und dies

wohl nicht allein, weil man bald wußte, daß sie eine reiche Erbin sei, sondern weil sie auch die liebenswürdigsten persönlichen Eigenschaften und eine nicht gewöhnliche Schönheit besaß.

Man konnte sagen, daß auf ihrem Antlitze die Züge von Vater und Mutter — auch Ersterer war immer noch ein schöner Mann — sich gewissermaßen verschmolzen hatten: die sanfte Lieblichkeit paarte sich mit jener energischen Festigkeit, Adel und Gutmüthigkeit drückten sich in jedem Mienenspiel aus. Feodora hatte ebenso blondes Haar und so blaue Augen wie ihre Mutter; waren dort die Wangen aber bleich und lag eine gewisse Mattigkeit, wie sie körperliche Leiden mit sich bringen, in dem Blicke, so färbte bei dem jungen Mädchen erstere ein feines, frisches Roth, und aus den Augen sprach die jugendliche Lebensfreudigkeit; einen schweren Kummer schien ihr Herz noch nie getragen zu haben.

Wenn diese liebliche Erscheinung durch die Krankensäle schwebte, dann richteten sich Aller Blicke, sowohl die des Sanitäts-Personals als der Verwundeten, die sich noch bei voller Besinnung befanden, auf sie und folgten mit dem deutlichsten Ausdrucke der Befriedigung jeder ihrer Bewegungen. Die Familie trennte sich dann gewöhnlich, und Jeder folgte dem Zuge seines Herzens — denn „Laune" darf man bei dem edlen Werke, das sie auszuüben gekommen waren, wohl nicht sagen.

Der alte Herr ging von Bett zu Bett und richtete ein paar kräftige, aufmunternde Worte nach alter Soldatenmanier an jeden Einzelnen; er liebte übrigens das Handeln mehr als das Sprechen, und bald schenkte er den Einzelnen, je nach Bedürfniß, ein paar gute Cigarren, bald ein nicht unansehnliches Geldstück.

Die Frau Gräfin und ihre Tochter konnten niemals so schnell die Ronde durch das ganze Lazareth machen; ein Unglücklicher fesselte sie oft stundenlang, besonders, wenn er in der rührendsten Weise bat:

„Ach, gehen Sie noch nicht fort von mir!"

Auch sie brachten ihre kleinen Geschenke mit sich und genirten sich nicht, dieselben in einem Armkörbchen bei sich zu tragen, denn sie fühlten, daß ein Diener nicht an diesen Ort gehöre.

Allmälig hatten sie unter den Leidenden ihre Lieblinge gewonnen, und da es den anderen Fremden, die hier ihr Samariterwerk ausübten, ebenso erging, so war bald fast kein einziger Verwundeter mehr ohne seinen besonderen Freund und Beschützer.

Die Soldaten, welche im Kissinger Kurhause, überhaupt in der ganzen Stadt, damals verwundet darniederlagen, werden sich gewiß bis an ihr Lebensende dankbar der edlen Fremden, mit denen sie oft nicht einmal ein Wort wechseln konnten, erinnern.

Viele vornehme und schöne Damen hatten hier die Rollen der barmherzigen Schwestern übernommen, theils aus wahrem Mitgefühl, theils wohl auch, um hinter den Anderen nicht zurückzubleiben und sich den Glorienkranz einer Heiligen um ihr Haupt zu winden. Es läßt sich denken, wie verschiedenartig daher die Pflege der Verwundeten ausfiel, und Dr. Reichardt mußte manchmal an sich halten, um eine der schönen Pflegerinnen nicht geradezu auf ungalante Art fortzuweisen.

Wo er die bloße Koketterie deutlich hervortreten sah, da suchte er allerdings einen Vorwand, um diesen Zweck zu erreichen, oft aber waren es nur Ungeschicklichkeit und Unerfahrenheit, die beim besten Willen Mißgriffe begingen.

Dem Doktor war die Familie des Grafen Herrendorf bald aufgefallen, und der alte Herr benutzte die erste sich bietende Gelegenheit, sich ihm persönlich vorzustellen und ihn dann zu seinen Damen zu führen.

Feodora's eigenthümlich stolze und sanfte Schönheit überraschte ihn, und ihr einfaches, dabei auf das Feinste gebildete Wesen machte auf ihn einen sehr vortheilhaften Eindruck. Von weitergehenden Empfindungen war bei ihm gar nicht die Rede,

denn er war ein viel zu ernster Mann, um sich, wie ein Student, in wenigen Minuten zu verlieben, oder auch nur ein tief freundschaftliches Gefühl ohne nähere Prüfung in sich aufzunehmen; überdies stand die hoffnungslose Liebe zu Minna von Hofleben noch immer zu fest in seinem Herzen.

Aber er war nun auf die junge Comtesse aufmerksam geworden und beobachtete sie öfter heimlich, wenn er in das Krankenzimmer trat, in welchem sie sich den größten Theil des Tages zwischen den Betten einiger preußischen Soldaten aufhielt. Die Art, wie sie mit diesen Leuten umging, die Sorgfalt, die sie ihnen zuwandte, und die Entsagung, die sie sich bei den in nächster Zeit allmälig wieder unter den wenigen noch zurückgebliebenen Badegästen in Gang kommenden Vergnügungen auferlegte, erinnerten ihn zu lebhaft an Minna's Walten im Lazareth zu Langensalza, als daß er ihr nicht ein besonderes Interesse hätte zuwenden müssen.

Seit der ersten Vorstellung hatte er nur wenige Worte mit ihr gewechselt, die sich allein auf den Zustand und die Behandlungsweise ihrer kranken Schützlinge bezogen, aber er grüßte sie jedesmal sehr höflich und sie dankte ihm mit der ihr angeborenen Anmuth.

Wunderbar! Feodora trat in den größten und glänzendsten Gesellschaftszirkeln mit vollkommener Sicherheit auf, denn sie war auch in dieser Beziehung vortrefflich gebildet worden; sie war mit ihren Eltern, bei Gelegenheit einer Reise nach Petersburg, sogar schon am kaiserlichen Hofe gewesen und hatte sich dort nicht im mindesten befangen gefühlt. Ueberall, wo sie öffentlich auftrat, mußte sie es sich gefallen lassen, daß ihr Huldigungen der Männerwelt zu Füßen gelegt wurden — kurz, sie war an das Leben der großen Welt ganz gewöhnt und wußte, wie tief sie auch fühlen mochte, diese Empfindungen äußerlich vollständig zu beherrschen.

Und dennoch, wenn Dr. Reichardt, nur grüßend, an ihr vorüberging oder wenn er gar zu ihr trat, um sie anzureden,

dann färbten sich die Wangen der Comtesse in noch tieferem Roth, und wie heftig sie sich auch manchmal auf die Lippen beißen mochte, um ihre ganze Fassung gewaltsam herbeizurufen, so gelang es ihr doch nicht vollkommen, dem Doktor diese Befangenheit zu verbergen.

Er hatte sie früher nie in Gesellschaftskreisen gesehen und konnte deshalb auch nicht ein richtiges Urtheil über ihr Benehmen fällen.

„Sonderbar!“ dachte er bei sich, „dieses junge Mädchen hat zweifellos eine sehr gute Erziehung empfangen — man sieht es an jeder ihrer Bewegungen, man hört es aus jedem Worte, das sie spricht; sie wird bei ihrem Stande doch gewiß schon vielfach mit der großen Welt in Berührung gekommen sein, und doch erscheint sie mir zuweilen so befangen, so blöde. Nun freilich, sie mag sich hier nicht recht an ihrem Platze fühlen, die Erfüllung der freiwillig übernommenen Pflicht sie schwer drücken — desto edler von ihr, daß sie sich nicht davon zurückzieht, wie es nach und nach schon so viele Andere gethan haben!“

Dem Doktor entging es aber auch nicht, daß die frischen Wangen der Comtesse mit jedem Tage etwas bleicher wurden; dies schien ihm ebenfalls natürlich; die Luft im Lazarethe war, was auch dagegen gethan werden mochte, doch immer eine drückende — Gott sei Dank hatte man wenigstens noch keine ansteckenden Krankheiten.

Es dauerte ihn, daß das junge Mädchen sich Beschwerden auferlege, denen es nicht gewachsen war; daraus konnte leicht ein bleibender Nachtheil für ihre Gesundheit entstehen, und eine solche Verantwortung mochte der Doktor nicht auf sich nehmen.

Der alte Graf war schon seit mehreren Tagen unpäßlich und konnte deshalb das Lazareth nicht mehr besuchen. Dr. Reichardt würde Feodora's wegen mit ihrer Mutter gesprochen haben, aber er sah wohl ein, daß dieselbe ihr eigenes Leiden habe und daß es eine Grausamkeit sein würde, die sehr schädlich auf

sie wirken könne, wenn er in ihr Besorgnisse über den Gesundheitszustand der zärtlich geliebten Tochter rege machen wolle. Er entschloß sich deshalb, zu Feodora selbst darüber zu sprechen.

Bei seiner nächsten Visite im Krankensaale bat er das junge Mädchen, ihm auf ein paar Minuten Gehör zu schenken und mit ihm in eine der Fensternischen zu treten.

Feodora wechselte auffällig die Farbe; sie war im höchsten Grade überrascht. Etwas zögernd folgte sie der Einladung des Doktors, der eine sie beinahe erschreckend ernste Miene machte.

„Entschuldigen Sie mich, gnädigste Comtesse," begann er im Tone der größten Hochachtung, „wenn ich mir gegen Sie ohne Aufforderung eine Bemerkung erlaube, die mir mein Gewissen als Arzt zur Pflicht macht."

Feodora, die vielleicht eine ganz andere Einleitung erwartet hatte, schlug die gesenkten Augen verwundert fragend zu ihm auf, in ihrem Blicke lag eine gewisse Aengstlichkeit.

„Sollte ich etwa wider Willen mir in der Behandlung der Kranken Etwas haben zu Schulden kommen lassen, Herr Doktor?" fragte sie.

„Gott bewahre, verstehen Sie mich nicht falsch! Sie haben dieses heilige Amt, das die Frau so schön kleidet, wenigstens in meinen Augen, mit einer Hingebung und Selbstaufopferung ohne Gleichen erfüllt, Ihr feiner Takt, Ihr ächt weibliches Gefühl haben Sie mit diesem schweren Berufe vom ersten Augenblicke an, wo Sie ihn freiwillig übernahmen, so vollständig vertraut gemacht, daß man glauben könnte, sie seien dazu besonders herangebildet worden —"

Ein Ausdruck freudigen Stolzes flog über das Antlitz der Comtesse, und ihre bleichgewordenen Wangen rötheten sich wieder.

„Aber," fuhr der Doktor fort, „eben diese edle Hingebung und Selbstaufopferung sind es, die mich beunruhigen, denn als Arzt sehe ich deutlich, daß Sie solchen Anstrengungen nicht gewachsen sind."

„Ich?“ stammelte Feodora. „Aber ich fühle mich ganz wohl dabei; dieser Beruf macht mir Freude, ich möchte ihn nicht aufgeben.“

„Letzteres glaube ich Ihnen, aber in Ihren ersten Worten waren Sie nicht ganz aufrichtig — verzeihen Sie mir meine Offenheit. Sie leiden.“

Das junge Mädchen erbleichte wieder und fand nicht sogleich ein Wort der Erwiederung.

„Sehen Sie, daß ich mich nicht getäuscht habe?“ meinte der Doktor, leicht lächelnd. „Erlauben Sie mir doch einmal Ihre Hand, meine gnädigste Comtesse.“

Er nahm die leise zitternde Hand und fühlte den Puls.

„Sie haben jetzt schon ein leichtes Fieber,“ sagte er nach einer kleinen Weile sehr ernst. „Wenn Sie sich nicht schonen, so werden Sie wirklich ernstlich krank werden. Vergessen Sie nicht, daß Sie noch nähere Pflichten als für diese armen Leute haben, die an Ihnen allerdings einen Schutzengel verlieren, nämlich für Ihre Eltern und für sich selbst. Was mich betrifft, so kann ich nicht länger zugeben, daß Sie Ihr eigenes Wohl auf das Spiel setzen, und muß Sie ernstlich bitten, sich sofort nach Hause zu begeben, um die Ihnen so nöthige Ruhe zu suchen.“

Feodora wollte noch einige Einwendungen machen, aber sie war ganz aus der Fassung gekommen; sie schien wirklich einem leichten Fieberanfalle zu unterliegen und mußte sich gegen die Fensterbrüstung lehnen; Thränen standen ihr in den Augen.

Der Doktor betrachtete sie mit besorgten Blicken; dann sagte er rasch:

„Es ist die höchste Zeit, daß Sie diesen Ort verlassen, Sie sind furchtbar aufgeregt. Ich werde sogleich einen Wagen anspannen lassen, der Sie nach Hause bringt.“

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor; ich fühle mich stark genug, um zu gehen,“ meinte Feodora, sich zusammenraffend, und über ihr Gesicht flog der Ausdruck verletzten Stolzes.

Letzteres entging übrigens dem Doktor, denn ohne auf ihre Einwendung zu achten, war er schon fortgeeilt, um seine Absicht in's Werk zu setzen.

Als er zurückkehrte, fand er zu seiner großen Verwunderung die Comtesse nicht mehr in dem Krankenzimmer. Die Soldaten sagten ihm mit trüben Mienen, sie habe von ihnen Abschied genommen und versprochen, weiter für sie zu sorgen, aber selbst wiederkehren werde sie nicht.

Dr. Reichardt schüttelte den Kopf.

„Sie kann ernstlich krank werden, das arme Mädchen!" dachte er. „Ich hätte früher einen entscheidenden Schritt thun sollen; wer weiß, wie sehr sie zu Hause verwöhnt worden ist! dieser schwere Beruf ging über ihre Kräfte, und sie hat sich ihm mit beinahe demselben Eifer hingegeben wie Minna."

Seine Gedanken gingen einstweilen auf die Letztgenannte über, dann war er wieder ganz bei seinem Dienste.

Indessen war Feodora, wie sie gewöhnlich that, zu Fuß nach Hause zurückgekehrt, aber sie suchte nicht die Eltern auf — die Mutter war an diesem Tage bei ihrem Gatten geblieben — sondern begab sich sogleich auf ihr eigenes Zimmer, das in dem oberen Stockwerke des Hauses lag.

Mit einer ihr sonst fremden Heftigkeit warf sie Hut und Shawl ab und ließ sich auf das Sopha niedersinken. Beide Hände über das Gesicht deckend, schluchzte sie leise:

„Er achtet mich also nicht einmal! Er hält mich für unfähig, diese Pflicht, die mir so leicht und lieb geworden ist, zu erfüllen; denn er als Arzt kann mich unmöglich für körperlich krank halten, wenn ich es nicht bin. Es war nur ein Vorwand, mich fortzuschicken!"

Und sie ließ ihren Thränen freien Lauf.

VIII.

Feodora.

Die Comtesse Feodora von Herrendorf war auf dem Gute ihres Vaters bei Mitau geboren worden und wuchs dort, von der zärtlichsten Liebe der Eltern geschützt, heran. In ihren ersten Kinderjahren wurde Alles, was sich nur thun ließ, für ihre körperliche Entwickelung angewandt, und wenn die Mutter auch sehr geneigt war, sie zu verzärteln, so war der Vater doch ganz anderer Ansicht, und da er, ohne jede Tyrannei, entschieden Herr im Hause war, so fiel ihre Erziehung ganz in diese Richtung hinein.

Dagegen überließ er es vollständig seiner Gattin, deren sanften und edlen Charakter er täglich höher schätzen lernte, das Gemüth der Tochter zu bilden und ihr alle die Grundsätze einzuflößen, deren Inbegriff man die wahre Weiblichkeit nennt. Und darin war die Gräfin eine meisterhafte Lehrerin, Feodora eine gefügige Schülerin; sie erfüllte vollkommen die Erwartungen und Wünsche ihrer Mutter, an der sie, ebenso wie an dem Vater, mit der innigsten Liebe hing.

Bis zu ihrem zehnten Jahre führte Feodora ein vollständig freies Leben; bei der Mutter lernte sie nur die einfachsten wissenschaftlichen Vorbegriffe und das Fortepiano zu spielen.

„Erst muß der Körper sich entwickeln, dann der Geist,“

pflegte Graf Herrendorf zu sagen; „mein Kind soll einmal Etwas lernen, um seine Stellung in der Welt behaupten zu können, aber seine Gesundheit steht mir noch höher; ein zu frühzeitig angespannter Geist führt nur zu oft das Siechthum des Körpers herbei."

Feodora durfte also frei in Garten und Feld umherspringen, sich mit ihren Puppen und anderem Spielzeuge beschäftigen, so lange sie daran Gefallen fand, ja selbst ein kleines zahmes Pferd reiten, das ihr der Vater gern auf ihre Bitten gekauft hatte.

Sie blühte dabei wie eine Rose.

Vom zehnten Jahre an erhielt sie eine verständige, nicht übergelehrte Gouvernante, die sie stets in Gegenwart der Gräfin unterrichtete. Der Vater hatte Recht gehabt; sie holte schnell nach, was sie scheinbar versäumt hatte, denn ihr Geist war klar und frisch, und da ihr die anderen Vergnügungen auch nicht ganz entzogen wurden, behielt sie Lust und Liebe zum Lernen. Ein vortrefflicher Musiklehrer wurde ihr gehalten, und auch in diesem Fache machte sie bedeutende Fortschritte. Mit sechszehn Jahren überragte sie an Kenntnissen und Geistesbildung die meisten um mehrere Jahre älteren Mädchen ihres Standes.

Das gräfliche Haus war stets sehr gastfrei gewesen; man stand im besten Einvernehmen mit den Nachbarn, gab und besuchte Gesellschaften. Feodora durfte bis zu jener Periode an den letzteren nicht theilnehmen, ihre einzige Freundin und Spielgenossin war die etwa in gleichem Alter mit ihr stehende Tochter des Gutsinspektors, ein braves, bescheidenes Mädchen, das auch die Lehrstunden mit ihr theilte.

Jetzt nun hielt der Vater ein förmliches Examen mit ihr ab und erklärte sie feierlichst als reif für die große Welt, d. h. sie sollte von nun an in die Gesellschaftskreise eintreten, um den letzten Cursus ihrer Ausbildung durchzumachen. Die Eltern machten mit ihr bei allen Nachbarn Visite; überall wurden die Schönheit und der richtige Takt der jungen Comtesse bewundert,

und bald fühlte sie sich in diesen neuen Verhältnissen ganz zu Hause.

Ein paar Jahre später trat sie sogar, wie schon früher erwähnt, am Petersburger Hofe auf, fand auch dort allgemeinen Beifall und wäre beinahe für immer dort gefesselt worden, denn eine kaiserliche Prinzessin fand so großes Wohlgefallen an ihr, daß sie das junge Mädchen in sehr ehrenwerther Stellung in ihren Hofstaat aufnehmen wollte; aber damit waren beide Eltern nicht einverstanden, die Mutter nicht, weil sie sich von ihrer Feodora nicht trennen wollte, der Vater nicht, weil er für die noch zu junge Tochter die Verführungen eines so glänzenden Lebens fürchtete.

Die Familie kehrte also wieder nach ihrem Landsitze zurück, wo es in gesellschaftlicher Beziehung auch geräuschvoll genug herging. Man könnte sagen, daß Feodoraa bald die Königin aller Feste war; ihre vortreffliche Bildung und die so gut geleiteten Gemüthseigenschaften trugen sie indessen über die Gefahr fort, dadurch eingebildet und anmaßend zu werden, und bei allen ihr dargebrachten Huldigungen dachte sie nicht daran, ihr Herz zu verschenken, das ganz ihren Eltern gehörte.

So schmerzlich es zärtlichen Eltern auch immer sein wird, an die Trennung von ihrem einzigen Kinde, besonders einer Tochter — der Sohn muß allerdings, um ein tüchtiger Mann zu werden, frühzeitig in das Leben hinaus — zu denken, so werden sie, wenn die Jahre dazu herangekommen sind, sich doch des Wunsches nicht enthalten können, seine Zukunft auch nach ihrem Tode sicherzustellen, d. h. die Tochter an einen braven Mann, den sie selbst geprüft haben, zu verheirathen.

Der Graf haßte besonders alles Altejungfernwesen, und mehr als einmal schüttelte er heimlich den Kopf dazu, daß das Herz seines Töchterchens gar nicht Feuer fangen zu wollen schien, sprach sich wohl auch zuweilen mit seiner Gattin unter vier Augen darüber aus. Die Gräfin seufzte dann, eben weil

sie an die Trennung dachte, aber im Geheimen theilte sie doch die Wünsche ihres Gemahls.

Feodora merkte davon Nichts. Vor der großen Welt war sie die liebenswürdige Gesellschaftsdame, zu Hause das frohe, unbefangene, oft muthwillige Kind; sie liebte den Ballsaal, aber noch mehr ihre Pferde, auf denen sie sich oft stundenlang wie eine wahre Amazone umhertummelte.

Einer der nächsten Nachbarn des Grafen Herrendorf und einer seiner ältesten Freunde, der früher mit ihm zusammen in einem Regimente gedient hatte, war der Baron von Ronnow, jetzt ebenfalls ein sehr wohlhabender Mann. Er war schon seit vielen Jahren Wittwer und hatte nur einen einzigen Sohn, der, nachdem er auf einer landwirthschaftlichen Akademie studirt hatte, jetzt das Gut des kränklichen Vaters bewirthschaftete.

Der junge Baron Theodor — er zählte vier Jahre mehr als Feodora — war ein ebenso hübscher und eleganter als ehrenwerther Mann, gebildet und heiteren Temperaments. Als Knabe war er oft im gräflichen Hause gewesen, nannte noch jetzt den Grafen und die Gräfin „Onkel" und „Tante" und Feodora, mit der er damals oft gespielt, „Cousine".

Nachdem er jahrelang von Hause abwesend gewesen war, kehrte er als stattlicher Jüngling zurück, und es dauerte auch gar nicht lange, so bemerkten die Eltern zu ihrer Befriedigung, daß er sich für seine „Cousine" mehr als gewöhnlich interessire. Darauf wurde nun von den beiden alten Herren ein Luftschloß gebaut, in das sich bald auch die Gräfin hineinträumte, nämlich ihre beiden Kinder mit einander zu verheirathen. Wir wollen nicht behaupten, daß es dabei auch einigermaßen in das Gewicht fallen mochte, daß die beiden nahe an einander liegenden Güter nach ihrer Vereinigung eine imposante Herrschaft abgegeben haben würden.

Der junge Baron hätte gegen eine solche Verbindung gewiß Nichts einzuwenden gehabt, aber Feodora's Herz blieb allem Anscheine nach — und zu einer guten Schauspielerin hatte sie

gar keine Anlagen — kalt wie zuvor; sie benahm sich freundlich gegen den „Cousin", sie scherzte und lachte mit ihm, aber gerade diese Unbefangenheit eines Mädchens in ihren Jahren einem jungen und schönen Manne gegenüber ließ mit Gewißheit voraussetzen, daß er ihr ziemlich gleichgültig sei oder daß sie wenigstens in ihm nicht mehr als einen Freund sehe.

Endlich hatte die Gräfin sich einmal ein Herz gefaßt und so deutlich auf die allseitigen Wünsche angespielt, daß Feodora sie verstehen mußte. Da kam das junge Mädchen aber durchaus nicht in Verlegenheit, sondern rief, in ein helles Gelächter ausbrechend, während sie den Arm um den Hals der erschrockenen Mutter schlang:

„Ich den Cousin Theodor heirathen? — Davon habe ich noch nie geträumt. Wenn ich einmal heirathen sollte, müßte ich vorher lieben, und den Cousin liebe ich wahrhaftig nicht!"

Die Gräfin wagte Nichts mehr zu sagen; es hatte ja auch nie in ihrer oder ihres Gemahls Absicht gelegen, die Tochter zu einer Heirath ohne Liebe nöthigen zu wollen.

Sie theilte ihrem Gatten diese Unterredung mit; auch er war sehr bestürzt darüber, indessen meinte er in nur schlecht verhehltem Aerger:

„Ach, Feodora hat ihre Launen!" — er wußte recht gut, daß dem jungen Mädchen ein solcher Vorwurf gerade nicht zu machen war — „Sie kokettirt wohl auch ein bischen. Warum sollte sie Theodor nicht lieben können? Was fehlt dem Jungen? Er würde einen vortrefflichen Gatten für sie abgeben. Ihre Weigerung ist nur mädchenhafter Eigensinn; wir wollen sie ruhig gehen lassen und sehen, wie die Sache im nächsten Jahre steht."

So geschah es auch; Cousin Theodor blieb der treue Anbeter Feodora's, sie seine gute Freundin, aber weiter kam dieses Verhältniß nicht um einen Schritt.

In dem nächsten Jahre, dessen der Graf erwähnt hatte — es war 1866 — bereiste die gräfliche Familie einen Theil von

Deutschland und gedachte sich etwa sechs Wochen lang im Bade Kissingen aufzuhalten. Die Hälfte dieser Zeit ungefähr war abgelaufen, als sich die Ereignisse zutrugen, die in dem vorigen Kapitel geschildert worden sind; Graf Herrendorf gehörte auch zu den Kurgästen, welche sich zum Bleiben hatten überreden lassen. —

Wir kehren nun wieder zu Feodora zurück, die wir auf ihrem Zimmer, in Thränen schwimmend, verlassen haben.

Konnte es sie denn wirklich so tief ergreifen, wenn der Dirigent des Lazareths ihre wohlgemeinten Bemühungen nicht anerkannte, sie nicht geschickt genug zur Krankenpflegerin hielt? Sie war ja zur Letzteren nicht förmlich herangebildet worden, sie hatte keine direkten Pflichten zu erfüllen; mochte sie sich durch die Zurückweisung ihrer Dienste — angenommen nämlich, daß sie sich nicht über die Absichten des Doktors täuschte — auch verletzt fühlen, so lag darin doch immer kein Grund zu einem beinahe verzweiflungsvollen Schmerze, wie sie sich ihm jetzt überließ.

Das Räthsel war wohl nicht so schwer zu lösen, aber wer hätte es lösen sollen, da Niemand die junge Comtesse weinen sah? —

Ungefähr um elf Uhr war sie aus dem Lazarethe nach Hause zurückgekehrt; um drei Uhr pflegte die Familie in ihrer Wohnung zu speisen, seitdem das Kurhaus, wo dies früher geschehen, geschlossen worden war.

Gegen zwei Uhr wurde plötzlich an Feodora's Zimmerthür, die sie verriegelt hatte, geklopft; sie fuhr erschrocken zusammen und trocknete schnell ihre Thränen.

„Bist Du zu Hause, mein liebes Kind?" fragte die sanfte Stimme ihrer Mutter.

Feodora zögerte einen Augenblick mit der Antwort, aber sie konnte der Mutter gegenüber eine Unwahrheit nicht über ihr Herz bringen.

„Ja, theure Mutter. Ist es schon Zeit zum Mittagessen?

Ich fühle mich nicht recht wohl, deshalb bin ich schon so früh aus dem Lazareth zurückgekehrt."

„Aber so öffne doch die Thür, liebes Kind; Dein Benehmen macht mich ganz unruhig."

„Sogleich; ängstige Dich nur nicht, es hat gar keine Bedeutung."

Feodora brauchte nur wenige Sekunden, um ihre ganze Selbstbeherrschung wiederzugewinnen und selbst ihrem Gesichte einen möglichst ruhigen Ausdruck zu geben. Als sie der Mutter die Thür geöffnet hatte und diese sie ängstlich forschend anblickte, verrieth Nichts mehr ihre große Aufregung, nur sah sie noch ein bischen angegriffen aus.

„Was fehlte Dir denn, Feodora?" fragte die Gräfin besorgt.

„Ach, nur ein leichtes Unwohlsein, liebe Mutter; sprechen wir gar nicht mehr davon! Ich gebe Dir meine heilige Versicherung, daß ich mich körperlich jetzt ganz wohl befinde. Aber wolltest Du mir eine Neuigkeit bringen?"

„Ja, eine sehr große," erwiederte die Gräfin lächelnd und doch etwas zaghaft.

„Nun, Du spannst meine Neugierde auf die Folter."

„Wir haben Besuch bekommen und ich wollte Dich bitten, hinunterzukommen."

„Wer sind denn die Besucher?"

„Es ist nur Einer."

Feodora dachte unwillkürlich an Dr. Reichardt und erröthete ein wenig. War er ihr vielleicht gefolgt, um sich nach ihrem Gesundheitszustande zu erkundigen? — Kaum denkbar!

„Und dieser Eine ist?"

„Ein guter alter Bekannter."

„Aber, liebe Mama, Du sprichst heute wirklich so geheimnißvoll, daß ich bald anfangen werde, mich zu fürchten. Darf ich denn den Namen nicht erfahren? Ich liebe die Ueberraschungen gar nicht."

„Nun, wenn Du es im Voraus zu wissen verlangst: es ist der Cousin Theodor.“

„Theodor?“ rief das junge Mädchen, ungläubig die Mutter anstarrend. „Ach, Du scherzest!“

„Aber warum soll denn Theodor nicht auch nach Kissingen reisen? Er hat uns allerdings hier gesucht und viel Mühe gehabt, durch die preußischen Truppen hierherzugelangen. Das ist ein Beweis großer Anhänglichkeit von ihm.“

„Gewiß,“ erwiederte die Comtesse ganz zerstreut, und dabei seufzte sie heimlich.

„Du wirst Dich gewiß recht freuen, ihn wiederzusehen?“

„O ja; er ist ja ein alter Freund des Hauses.“

Die Gräfin machte eine schmerzliche Miene, denn diese gleichgültigen Antworten sagten ihr schon genügend, daß in dem Herzen ihres Töchterchens immer noch kein Platz für den jungen Baron von Ronnow offen geworden sei, und andererseits zweifelte sie nicht, der Letztere sei ihnen nur deshalb nach Kissingen nachgereist, um diese Angelegenheit seines Herzens zur Entscheidung zu bringen; vielleicht sprach er jetzt schon mit dem alten Grafen darüber.

„Willst Du nicht noch etwas Toilette machen, liebe Feodora?“ fragte sie, als diese zum Gehen bereit schien.

„Wozu? des Cousins wegen? — er gehört ja gewissermaßen zur Familie, und übrigens steht mir dieses Kleid, wie ich glaube, gar nicht schlecht.“

Feodora war noch in dem Anzuge, in dem sie gewöhnlich nach dem Lazareth ging, im einfachen schwarzen Tibetkleide; auch so sah sie immer noch vortheilhaft genug aus.

Die Gräfin machte keine Einwendung und ging mit ihrer Tochter nach den Wohnzimmern hinab. Die Familie wohnte hier in dem fremden Badeorte natürlich bedeutend beschränkter, als auf dem heimathlichen Schlosse, aber sie disponirte doch über eine für die Bequemlichkeit hinreichende Anzahl von Zimmern.

In einem derselben unterhielten sich Graf Herrendorf und der junge Baron sehr lebhaft, wenn auch mit etwas gedämpften Stimmen. Beide saßen sich gegenüber an einem Fenster.

Der Graf, der, wie schon gesagt, sich nicht recht wohl befand, war im Schlafrock, Cousin Theodor noch in seinem übrigens sehr eleganten Reiseanzuge; er war in einem Gasthause abgestiegen, hatte sich aber, wie er sagte, nicht die Zeit gelassen, Toilette zu machen, um seinen theuren Onkel, Tante und Cousinchen so schnell als möglich wiederzusehen.

Baron Theodor von Ronnow, damals sechsundzwanzig Jahr alt, war eine sehr angenehme Erscheinung. Seine Figur reichte etwas über die Mittelgröße und verrieth große Gewandtheit ohne überflüssige Beweglichkeit; seine Haltung war stets eine würdevolle, aristokratische, und dabei doch leicht und zwanglos. Den Kopf trug er frei und vornehm, aber nicht stolz, und derselbe Ausdruck lag auf allen den edelgeschnittenen Zügen seines Gesichts, besonders in den großen, klaren Augen. Das leicht gelockte, ziemlich lange Haar und der kleine Schnurrbart, der die frischen Lippen nicht bedeckte, waren von dunkelblonder Farbe.

Die Gräfin hatte sich in ihren Vermuthungen über den Grund der Reise Cousin Theodors keineswegs getäuscht.

Der junge Mann fand keine Ruhe mehr im väterlichen Hause, seitdem die Nachbarn ihre Reise angetreten hatten; er fühlte sich überaus unglücklich, war stets zerstreut, beinahe tiefsinnig. Sein Vater verstand ihn und hielt es für das Beste, sich offen mit ihm auszusprechen. Das Resultat dieser Unterhaltung war, Theodor müsse zu seiner Zerstreuung eine größere Reise machen. Aber wohin? — Wer Zerstreuung finden will, geht am besten nach Paris; überdies waren die Kriegsverhältnisse in Deutschland jetzt auch gar nicht anlockend.

Theodor trat also seine Reise an. Er wußte, daß die gräfliche Familie sich zur Zeit in Kissingen aufhalte, und als er in das westliche Deutschland gekommen war, wurde es ihm auf

einmal zur Unmöglichkeit, Kissingen seitwärts liegen zu lassen. Er besaß eine gewisse Energie, und so faßte er den Entschluß, sich nach Süden zu wenden und, ehe er die deutsche Grenze überschritte, sich Gewißheit zu verschaffen, ob er seine höchsten Wünsche erreichen könne. Das Gefecht bei Kissingen war schon seit beinahe vierzehn Tagen vorüber, es machte ihm daher nicht so viel Schwierigkeiten, wie die Gräfin zu ihrer Tochter gesagt hatte, die Stadt zu erreichen.

Von dem alten Grafen und dessen Gattin wurde er mit offenen Armen empfangen, und sobald er sich mit dem Ersteren allein sah, beeilte er sich, ihm offen mitzutheilen, welche Absicht ihn hierhergeführt habe.

„Weiß Gott, mein lieber Theodor," erwiederte ihm der Graf, treuherzig seine Hand schüttelnd, „daß ich meine Feodora keinem anderen Manne lieber anvertraue, als Dir, und ich bin überzeugt, daß diese Ehe eine glückliche sein würde, denn der Segen der Eltern ruhte darauf. Aber zwingen kann und will ich das Mädchen nicht, Du mußt selbst bei ihr werben; ich gebe Dir Vollmacht dazu. Lasse Dich nicht durch ihre erste Antwort abschrecken, sprich vernünftig mit ihr, wiederhole Deine Besuche und bleibe so lange, wie Du willst, in Kissingen — in unserem Hause wirst Du immer ein lieber Gast sein. Aber da kommt sie selbst mit der Mutter; ich will es nach Tische so einzurichten suchen, daß Ihr möglichst lange ungestört bleibt."

Cousin Theodor war sehr blaß geworden, als sich die Thür öffnete und die Damen in das Zimmer traten. Er hatte sich schnell erhoben, aber es schien ihm in diesem Augenblicke an Muth zu fehlen, seiner Cousine entgegenzugehen.

Feodora dagegen kam schnellen Schrittes auf ihn zu, und freundlich lächelnd bot sie ihm die Hand mit den Worten:

„Nun, das ist hübsch von Dir, Theodor, daß Du uns seit den drei oder vier Monaten nicht ganz vergessen hast. Wer hätte Dich hier wiederzusehen geglaubt? — Ach, lasse doch das langweilige Handküssen! Sei lieber nicht so stumm und erzähle,

auf welche Weise Du in diesen bösen Kriegszeiten zum fahrenden Ritter geworden bist."

In Feodora's Tone lag auch nicht eine Spur von Spott, der überhaupt ihrem edlen Herzen immer fremd gewesen war; sie sprach so ruhig und heiter, wie man es einem alten Freunde gegenüber zu thun pflegt. Dennoch blickte Theodor etwas ängstlich zu ihr auf, aber er konnte sich nur überzeugen, daß er sich in seinem Verdachte geirrt habe.

Nachdem der Cousin die Neugierde seiner Cousine, freilich nicht in ganz wahrheitsgetreuer Weise, befriedigt hatte, ging man zu Tisch, bei dem eine ganz muntere Unterhaltung geführt wurde; nur der junge Baron war ziemlich einsylbig und mußte sich dafür manche Neckerei Feodora's gefallen lassen.

Er blieb dabei, daß er sich in Kissingen nur einige Tage aufhalten und dann seine Reise nach Paris fortsetzen wolle; selbstverständlich wäre aus der letzteren Nichts geworden, wenn er Feodora's Jawort erhalten hätte. Sie versuchte auch gar nicht einmal, ihn in seinem Plane wankend zu machen.

Als man sich von Tische erhoben hatte, sagte der Graf, daß er nun sein gewöhnliches Mittagsschläfchen in seinem Zimmer machen wolle, und gab auch seiner Gattin einen Wink, unter irgend einem Vorwande das junge Pärchen allein zu lassen.

Bei ihrer genauen Bekanntschaft, die ja beinahe als Verwandtschaft betrachtet wurde, war dabei nichts Auffälliges.

Feodora setzte sich sehr bequem in den großen Lehnstuhl am Fenster und forderte Theodor auf, sich ihr gegenüber auf einen Stuhl niederzulassen und sie durch Erzählungen aus der Heimath oder von seiner Reise zu unterhalten. Der Cousin gehorchte, aber er machte dabei die Figur eines armen Sünders; noch nie hatte er Mangel an Muth gezeigt, aber seiner schönen Herzenstyrannin gegenüber fühlte er sich kraft- und muthlos. Ein Wort von ihr konnte ja alle seine Hoffnungen für immer

zerstören, und darin sieht die Jugend stets den vollständigen Untergang ihres Glückes; er zagte vor dieser Entscheidung.

Theodor gehorchte also und erzählte, was Feodora wissen wollte, aber er spürte dabei eine Art von Fieber in sich und wußte manchmal selbst nicht, was er sprach. Jedenfalls aber wußte dies Feodora noch weniger, denn sie hörte höchstens den Schall seiner Worte, ihren Sinn verfolgte und verstand sie nicht. Nach der heftigen Gemüthserregung, der sie am Vormittage im Lazareth und auf ihrem Zimmer ausgesetzt gewesen war, hatte sie fast übermenschliche Kräfte aufgeboten, um ihre Empfindungen zu verbergen, und jetzt fühlte sie sich dadurch auf das Aeußerste erschöpft. Ihre Gedanken waren auch jedenfalls an einem ganz anderen Orte, und wenn sie zuweilen, um nicht ganz theilnahmlos zu erscheinen, Theodor durch eine Frage unterbrach, so paßte dieselbe gewöhnlich durchaus nicht zu dem Thema, das er gerade in seiner Erzählung behandelte.

Der junge Mann übersah dies aber auch; er kämpfte fortwährend mit der Absicht, plötzlich kurz abzubrechen, sich dem Mädchen zu Füßen zu werfen und ihr ein leidenschaftliches Geständniß seiner Liebe zu machen, wenn er aber in ihr kaltes Auge mit dem zerstreuten Blicke sah, entsank ihm die Hoffnung wieder gänzlich.

So vergingen ein paar Stunden, während deren der alte Graf nicht schlief, sondern sich voll Ungeduld auf dem Sopha hin und her warf; daß die beiden jungen Leute ihn nicht störten, nicht selbst kamen, um ihm die Nachricht ihrer Verlobung zu bringen und um seinen Segen zu bitten, schien ihm kein gutes Zeichen zu sein. Endlich mochte er nicht länger warten, stand auf und ging in das Zimmer, in dem er sie zurückgelassen hatte.

Nichts hatte sich verändert, wie er auf den ersten Blick sah. Er warf Theodor einen beinahe ärgerlichen Blick zu und schickte seine Tochter mit irgend einem Auftrage an die Mutter fort.

Der Cousin mußte wohl oder übel beichten, daß er nicht einmal den Versuch gewagt habe, dem Mädchen sein Herz zu

öffnen; der Alte schalt ihn dafür kräftig, d. h. in der väterlichsten Weise, aus und erklärte dann, er selbst wolle die Werbung übernehmen; Theodor möge unter dem Vorgeben, daß er von seiner Reise sehr ermüdet sei, bald nach eingenommenem Thee aufbrechen, und er werde dann den Abend benutzen, um mit Feodora ein ernstes Wort zu sprechen.

So geschah es auch. Der junge Baron küßte der Gräfin und seiner Cousine beim Abschiede ehrerbietig die Hand und warf dabei Letzterer einen fast flehenden Blick zu, der sie im höchsten Grade überraschte und, da sie ihn halb zu verstehen glaubte, auch verwirrte.

Die große Astrallampe brannte hell in dem freundlich eingerichteten Zimmer, das Theeservice stand noch auf dem Tische, und die Gräfin, die bereits durch ihren Mann von seiner Absicht in Kenntniß gesetzt worden war, machte sich allerlei damit zu thun, während ihr Herz fast hörbar klopfte; sie wußte, daß der alte Herr zuweilen heftig werden konnte, besonders wenn er auf Widersetzlichkeit stieß; dies kam freilich nur selten vor und ging auch nicht über alles Maß hinaus, aber die zarten Nerven der Gräfin zitterten schon bei dem schwächsten Sturme — und nun gar, wo dieser ihrer Feodora gelten konnte!

Feodora saß träumerisch in einem Sessel und hatte den Arm auf die Lehne desselben, den Kopf in die Hand gestützt; sie dachte noch an den seltsamen Blick Theodor's beim Abschiede, in dem eigentlich schon eine vollständige Erklärung seiner Gefühle lag. Sie begann schon zu ahnen und fürchten, daß er ihrethalben ganz allein hierhergekommen sei, und zwar, um eine Entscheidung herbeizuführen, und daß die Eltern diese Absicht günstig aufgenommen hätten.

So blind ist ja kein zweiundzwanzigjähriges Mädchen, daß es die jahrelangen Huldigungen eines Mannes nicht richtig verstehen sollte; Feodora wußte längst, daß Cousin Theodor sie liebe, aufrichtig liebe, wenn sie sich auch stets gestellt hatte, als ob sie an einen solchen Fall noch nie gedacht habe.

Der alte Graf saß auf dem Sopha, machte ein verdrießliches Gesicht und schien nicht recht zu wissen, wie er die beabsichtigte Unterhandlung einleiten solle; sein Blick überstreifte bald die Tochter, bald wandte er sich zu seiner Gattin, als ob er sich bei derselben guten Rath holen wolle, aber die Gräfin hütete sich wohl, diesen Blicken zu begegnen.

Endlich nahm der würdige Herr einen Ansatz und sagte in so feierlichem Tone, wie man ihn selten bei ihm hörte:

„Feodora!"

Das junge Mädchen fuhr ordentlich erschrocken zusammen und blickte ihn fragend an.

„Feodora, mein Kind!" wiederholte der Graf.

„Was befiehlst Du, bestes Väterchen?"

Der alte Herr begann nun eine wohlgesetzte lange Rede, während deren Feodora bald blaß bald roth wurde; zu unterbrechen wagte sie den Vater nicht, wie sie es vielleicht, wenn auch auf die zärtlichste Weise, bei der Mutter gethan haben würde. Die wohlmeinende Herzlichkeit verleugnete sich in seinen Worten nicht, aber auch Ernst und Strenge sprachen daraus. Er begann damit, daß es der Wunsch aller Eltern sei, die Zukunft ihrer Kinder sicherzustellen, daß das Weib nach göttlichem Gesetze berufen sei, einem Manne zu folgen, und daß sie, Feodora, jetzt das Alter erreicht habe, in dem es Zeit sei, eine Wahl des zukünftigen Gatten zu treffen.

Der alte Herr redete sich selbst so in sein Thema hinein, daß er ordentlich heftig und sein Ton immer strenger wurde; die Gräfin und Feodora zitterten.

Nun sprach er gerade heraus, daß es längst sein und auch Feodora's Mutter Lieblingswunsch gewesen sei, sie möge dem jungen Baron von Ronnow ihre Hand reichen; hier böten sich alle Garantien für eine glückliche Zukunft und überdies werde sie sich nicht einmal von ihren Eltern zu trennen brauchen. Er hob alle guten Eigenschaften des projektirten Bräutigams hervor und schloß endlich mit der ziemlich barschen Frage:

„Hast Du irgend eine Einwendung dagegen zu machen?"

„Nein," stammelte das arme, bis zum Tode erschrockene Mädchen.

„Nun gut, Theodor ist nur hierhergekommen, um Deine Hand von mir zu erbitten; was soll ich ihm darauf antworten?"

Eine peinliche Pause trat ein. Die Gräfin ging zu ihrer bleichen, zitternden Tochter, umschlang zärtlich deren Hals und bickte ihr, während sie sie küßte, mit inniger Bitte in das Auge.

„Nun?" meinte der Graf, der, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit heute ein wenig den Tyrannen spielte, „ich kann und will Dich nicht zwingen, aber Du kennst die Wünsche Deiner Eltern."

„Ich kann Theodor's Frau nimmermehr werden," erwiederte das junge Mädchen beinahe flüsternd.

„Aber warum nicht?"

„Weil ich ihn nicht liebe."

„Thorheit! Ihr seid von Jugend auf immer gute Freunde gewesen; Du beurtheilst Deine Gefühle für ihn nicht richtig, — was Du heute Freundschaft nennst, wird bald Liebe sein, wenn Ihr erst in einem näheren Verhältnisse zu einander steht. Es scheint, daß Du Dir sehr schwärmerische Begriffe von der Liebe machst, und ich weiß wahrhaftig nicht, wie Du bei der Erziehung, die Du erhalten hast, dazu gekommen bist. Solche romantische Ueberschwänglichkeiten führen zu nichts Gutem, und ich warne Dich davor, Kind."

Die Comtesse war blutroth geworden.

„Brechen wir aber für heute von diesem Thema ab," schloß der alte Herr, indem er sich rasch erhob, „es ist Zeit, sich zur Ruhe zu legen, und Du, Feodora, bedarfst einer gründlichen Prüfung Deiner selbst, ehe Du mir Antwort giebst. Ich verlange diese morgen bestimmt und entschieden, denn der arme Junge, der Theodor, der Deiner gewiß werth ist, verzehrt sich in Sehnsucht und Ungeduld. Bedenke, daß eine mit dem Segen der Eltern geschlossene Ehe mehr Glück verspricht, als eine Wahl,

der die Herzen und die Einsicht der Eltern nicht zustimmen; in Deiner Hand liegt es, die letzten Tage Deiner Eltern zu glücklichen oder trüben zu machen. Gute Nacht!"

Der Graf nahm ein Licht und ging schnellen Schrittes in sein Schlafzimmer, ohne, wie es sonst geschah, sein Töchterchen auf die Stirn zu küssen. Das konnte als ein sicheres Zeichen gelten, daß er erzürnt, mindestens heftig aufgeregt sei.

Als Mutter und Tochter allein waren, brach Letztere in Thränen aus, und die sanftesten und liebevollsten Zureden der Gräfin vermochten dieselben nicht zu stillen.

„Ich kann Theodor nicht heirathen, sollte ich auch mein Leben hingeben müssen!" klagte Feodora an dem Busen ihrer Mutter.

„Aber, Kind, folge dem Rathe Deines Vaters, und prüfe in dieser Nacht Dein Herz noch einmal genau. Du weißt, wie zärtlich ich Dich liebe, daß Dein Glück mein vorzüglichster, fortwährender Gedanke ist, und, weit entfernt, Dich überreden zu wollen, muß ich Dir doch gestehen, daß ich die Wünsche Deines Vaters theile und nicht begreife, was Dir einen solchen Widerwillen gegen den edlen jungen Mann einflößt."

„Widerwillen? — o nein! Wenn mein Herz nun aber nicht mehr frei wäre?"

Feodora hatte die letzten Worte wohl nur in der Uebereilung gesprochen und bereute sie zweifellos sogleich wieder, denn sie zuckte zusammen und biß sich auf die Lippen. Die Gräfin war heftig erschrocken und starrte ihre Tochter angstvoll an.

„Was sagtest Du da, meine Tochter?" fragte sie mit zitternder Stimme.

„Ich setzte nur einen Fall, theure Mutter," entgegnete Feodora tief aufathmend, „der, Gott sei Dank, noch nicht eingetreten ist; ich wollte Dich nur daran erinnern, daß es Umstände geben kann, unter denen selbst der kindliche Gehorsam eine Grenze haben muß."

„Feodora, hast Du kein Vertrauen zu mir?" fragte die Gräfin in dem früheren Tone, ihre Tochter fest an sich ziehend. „Wenn Du schon eine Wahl getroffen hättest, so kann sie keine unwürdige sein, und dann wäre es Deine Pflicht, Dein Herz Deinen Eltern zu öffnen, die ihm nicht grausam versagen werden, was es beglücken kann."

Ein etwas bitteres Lächeln flog über das schöne Gesicht des jungen Mädchens, aber die Gräfin bemerkte dies nicht.

„Nein, theure Mutter," sagte sie, „ich habe nicht um Euren Segen für ein anderes Herzensbündniß zu bitten, sonst wäre dies bereits geschehen."

„Kann ich mich darauf verlassen?"

„Habe ich je gelogen?"

„Nein, mein Kind, aber Deine Worte versetzten mich in eine unbeschreibliche Angst. Geh' nun nach Deinem Zimmer. Glaube mir, daß der Vater nicht so hart ist, von Dir Etwas zu verlangen, was Du unmöglich erfüllen kannst; er hängt jetzt nur mit aller Lebendigkeit seines Geistes und der festen Ueberzeugung, daß es sich um Dein Lebensglück handle, an seinem Plane, und wie glücklich würden wir Alle sein, wenn er zur Ausführung käme!"

Die Gräfin küßte zärtlich ihre Tochter und verließ sie.

Also auch die Mutter hatte Feodora gegen sich! Sie stürmten Alle auf ihr Herz ein, und wie gut sie es auch meinen mochten, so peinigten sie dieses arme Herz doch furchtbar.

Sie stieg jetzt nach ihrem Zimmer hinauf, aber sie dachte nicht daran, sich auszukleiden und sich zur Ruhe niederzulegen, sondern sie setzte sich, wie am Vormittage, auf das Sopha und dachte nach. Keine Thräne kam dieses Mal in ihr Auge, aber hin und wieder entflog ihr ein tiefer Seufzer, oder einzelne halblaute Worte gingen über ihre Lippen.

„Ich kann es nicht und sollte auch der beste der Väter mir fluchen! — Theodor ist gut und edel, ich bin überzeugt, daß er mich aufrichtig liebt, und vielleicht würde es mich gerührt

haben, daß er uns hierher gefolgt ist, wenn inzwischen nicht — — Habe ich denn meine gute Mutter belogen, als ich sie versicherte, ich denke nicht daran, ein neues Verhältniß zu schließen? — Ach nein, mein armes Herz — freilich ist es nicht mehr frei, so voll, so voll! — hat ja keine Hoffnung; es muß seinen Schmerz stumm in sich begraben, kein Mensch, am allerwenigsten Er selbst, darf ahnen, was hier brennt und pocht. O, wenn der Vater wüßte, daß ich dieses berauschende Gift der Liebe schon eingesogen habe, daß ich mich nicht über meine Gefühle mehr täuschen kann! Aber ich würde nie den Muth haben, ihm dies zu gestehen; freilich, wenn meine Liebe erwiedert würde, dann wollte ich sie stolz vor der ganzen Welt bekennen, aber jetzt, wo sie zurückgestoßen wird, möchte ich vor Scham in die Erde sinken. Der Vater ist aufgebracht, ich kann ihm morgen nur meine heutige Antwort wiederholen, und ich fürchte mich vor der Scene, die sich dann entwickeln kann."

Stundenlang phantasirte Feodora in ähnlicher Weise, und mit jeder Minute stieg sichtlich ihre Aufregung. Schlaf kam natürlich nicht in ihre Augen, und als der anbrechende Tag sie daran erinnerte, daß die Stunde nun nahe sei, in der sich Alles entscheiden müsse, warf sie sich in ihrer Angst auf die Knie und flehte Gott an, ihr zu Hülfe zu kommen.

Plötzlich sprang sie mit leuchtenden Blicken auf und rief beinahe laut:

„Ich habe es! Ich will seinem Edelmuthe vertrauen!"

Sie setzte sich sogleich an ihren Schreibtisch und schrieb ohne Besinnen nieder, was sie auf dem Herzen hatte. Der Brief war an den Cousin Theodor gerichtet. Auf die rührendste und gefühlvollste Weise stellte sie ihm ihre grausame Lage vor, die Unmöglichkeit, seine Gattin zu werden, obgleich sie immer seine Freundin bleiben wolle — sie ließ ihn sogar ahnen, daß ihr Herz nicht mehr frei sei — die Zerwürfnisse, die in ihrem sonst so friedlichen Familienleben eintreten müßten, wenn er seinen Antrag nicht zurückzöge.

„Meine letzte Hoffnung beruht auf Deinem Edelmuthe," schrieb sie; „entsage, wo Du Nichts gewinnen kannst, opfere Deine Herzenswünsche meinem Glücke, aber handle schnell, damit Du mir die bittere Erklärung mit meinem Vater ersparst."

Schon am frühen Morgen schickte sie das Kammermädchen mit diesem Billete an den Baron Theodor. Den Morgenkaffee nahm sie öfter allein auf ihrem Zimmer ein, so auch heute, wo sie sich mit einer schlaflosen Nacht entschuldigen ließ; selbst die Mutter ließ sie bitten, sie nicht zu besuchen, versprach aber, bei'm Mittagstische zu erscheinen. In Todesangst darüber, wie Theodor sich benehmen werde, brachte sie die Vormittagsstunden zu.

Kurz vor Mittag, als sie sich herzklopfend ankleidete — denn es schien doch, als habe Theodor von ihrem Briefe keine Notiz genommen, kam die Gräfin dennoch zu ihr. Sie war sehr blaß und verstört.

Ihrer Tochter wollte eine Frage nicht über die Lippen gehen.

„Der Vater hat soeben einen Brief von Theodor erhalten," sagte die Gräfin mit matter Stimme.

„Was schreibt er darin?" fragte Feodora heftig.

„Er nimmt von uns Abschied, denn er ist bereits heute Vormittag nach Paris abgereist. Den Antrag um Deine Hand zieht er zurück, weil er überzeugt sei, daß Du seine Liebe nie erwiedern würdest."

„Gott sei Dank!" entrang sich fast jubelnd der gepreßten Brust Feodora's. „Und was sagt der Vater dazu?" setzte sie schnell hinzu.

„Er schüttelte den Kopf und murmelte in den Bart: Es soll also nicht sein! Der Theodor ist ein braver Junge, aber er hat zu wenig Selbstvertrauen. Denken wir nicht mehr an die Sache!"

Feodora fiel ihrer Mutter weinend um den Hals.

IX.

Der Rittmeister.

In der Festung Olmütz befanden sich nur einzelne versprengte Sachsen; wie es hieß, war die Armee nach Süden auf Wien gegangen, ein Theil sogar nach Ungarn. Nach einer von beiden Richtungen hin zu folgen, schien für den Augenblick dem Ober-Lieutenant gar nicht rathsam, denn gegen Wien hatten die Preußen den Weg schon verlegt, und Niemand wußte, wo sich zur Zeit die Truppen in Ungarn befänden.

Rittmeister von Tannenburg war übrigens ein äußerst freundlicher Wirth und liebenswürdiger Gesellschafter; er duldete nicht, daß Hermann sich in ein Gasthaus einmiethe, bis er militairisch einquartiert sein würde; und letzteres erfolgte, da die Kommandantur mit Geschäften überhäuft war, erst nach mehreren Tagen.

Inzwischen schlossen die beiden Wohnungsgenossen eine Art von Freundschaft. Der Rittmeister machte den Gast mit den übrigen Kameraden der Garnison bekannt, an deren Tische er speiste und in deren Gesellschaft er sich überhaupt einen großen Theil des Tages lang befand. Der angenehme Umgang mit diesen Offizieren, die durchaus nicht das hin und wieder in der kaiserlichen Armee aufgetauchte ungerechte Urtheil gegen die Sachsen theilten, entschädigte Hermann einigermaßen für die

gezwungene Unthätigkeit, denn auf seine Bitte, Dienste bei den Besatzungstruppen der Festung thun zu dürfen, war noch keine Antwort erfolgt, und es schien auch, als ob die oberen Befehlshaber dies nicht wünschten.

Im Ganzen fühlte er sich doch tief niedergedrückt; es machte ihm große Sorge, ob seine beiden Briefe in Emma's Hände gekommen sein würden. Auf eine Antwort von ihrer Seite konnte er natürlich nicht rechnen, und nachdem er von Isaak Wolff getrennt worden, sah er auch keine Möglichkeit, sie durch einen dritten Brief davon in Kenntniß zu setzen, daß er sich zur Zeit in Sicherheit in Olmütz befinde.

Wo der junge Jude bei dem Ueberfalle auf Schloß Glücksburg geblieben sei, wußte er nicht und machte sich auch seinethalben Sorge. Als er das Zimmer der schönen Wittwe so eilig verließ, um dem Rittmeister zu folgen, hatte er Isaak Wolff dicht hinter sich zu erblicken geglaubt und, vor dem Schlosse in finsterer Nacht angekommen, sogar seinen Namen gerufen; Antwort hatte er nicht erhalten, und eine Weile vergaß er den Juden, da er nur an sein eigenes trauriges Schicksal, wenn er den Preußen in die Hände fallen sollte, dachte. So glimpflich, wie damals in Dresden, wo der Krieg noch gar nicht in rechtem Gange war, wäre man jetzt wohl schwerlich mit ihm verfahren, und seine Verkleidung mußte ihm sehr gefährlich werden.

Isaak Wolff war schlau, er hatte die Papiere, die ihn gefährden könnten, schon an Frau von Liebow abgegeben, er konnte sich daher wohl durchhelfen; aber ein Zufall konnte ihn verrathen, und dann war ihm der Strick ziemlich gewiß. Hermann würde den Juden, der sich so brav gegen ihn benommen, und die arme Sarah tief bedauert haben.

Der Rittmeister, mit dem er oft stundenlang plauderte, erzählte unter Lachen auch von dem Abenteuer, das er auf Schloß Rosenau erlebt hatte, aber er nannte dabei nicht den Namen des Lieutenants von Mohrfeldt, vielleicht nur deshalb, weil er diesen Namen wie seinen Träger zu sehr haßte.

Aus dieser Erzählung können wir für unsere Leser noch aufklärend hinzufügen, daß der Rittmeister, der in der ganzen Umgegend von Josephstadt schon seit Jahren wohlbekannt war, nicht versäumt hatte, alle möglichen Vorsichtsmaßregeln für den Fall, daß eines seiner Wagestücke mißlingen sollte, zu treffen. Bereitwillige Unterstützung fand er überall bei den Bauern und Ortsvorständen, und auch der Schulze von Swicin war schon wochenlang vorher vorbereitet worden. Die Frau, die den verkleideten Rittmeister für ihren Gatten ausgab, hatte ebenfalls ihre Weisungen erhalten und war gut bezahlt worden; der Ortsvorsteher hatte sie dem Rittmeister, der übrigens in gar keinem Verhältnisse zu ihr stand, als die Gewandteste und Zuverlässigste im Dorfe vorgeschlagen.

Lange hatte sich der Rittmeister damals übrigens nicht in Swicin aufgehalten, denn es drängte ihn, die Nachricht, daß die Preußen so plötzlich aufgebrochen seien und eine große Schlacht zu erwarten schienen — er hatte davon vielfach im Bivouak sprechen gehört — nach Josephstadt zu bringen. Seine Nachricht kam nun freilich zu spät, nachdem er die Festung wirklich mit Lebensgefahr wieder erreicht hatte, denn um diese Zeit donnerten schon die Kanonen auf dem Schlachtfelde von Königgrätz, an welchem blutigen Kampfe theilzunehmen er nicht Gelegenheit fand.

Diese Erzählung gab Hermann Günther Veranlassung zu der Mittheilung des Abenteuers, das ihm bald nach dem Einrücken der Preußen in Dresden zugestoßen war. Der Rittmeister hörte ihm mit vielem Interesse zu und lachte herzlich darüber, daß er den Preußen eine Nase gedreht habe, wie er sich ausdrückte, denn bei seinem entschiedenen Preußenhasse wollte er Hermanns Ansicht, daß man ihm den Weg zur Flucht geebnet habe, nicht gelten lassen.

„Sie sind also auch verlobt, Herr Kamerad?" fragte er.

„Ja," antwortete Hermann, „mit der Tochter eines Obersten von Mohrfeldt."

Bei Nennung dieses Namens zuckte der Rittmeister heftig zusammen, und seine Augen sprühten ein düsteres Feuer. Diese sonderbare Bewegung entging Hermann allerdings, da er gerade durch das Fenster, an dem sie, ihre Cigarren rauchend, saßen, auf die Straße hinabblickte, aber der Ton, in dem der Rittmeister wiederholte: „Mohrfeldt?" fiel ihm auf, und als er sich zu ihm wandte, sah er sein vorher ganz heiteres Gesicht tief verfinstert.

„Aber was haben Sie denn, Herr Rittmeister?" konnte er sich nicht enthalten zu fragen.

„Sehen Sie da drüben auf der Straße nicht den Husaren mit dem Arm in der Binde? Er ist von meiner Schwadron, einer der bravsten Kerle, und diese verd— Preußen haben ihn mir bei Tobitschau zum Krüppel gehauen! Darüber fuhr mir soeben wieder der Aerger durch den Kopf."

Hermann mußte diese Erklärung gelten lassen, aber er wunderte sich doch über die heftige Erregung des Rittmeisters, der noch immer, wie in stiller Verbissenheit, an seinem Schnurrbarte kaute. Erst nach einer ganzen Weile schien er wieder Herr seiner selbst geworden zu sein, denn sein Gesicht klärte sich allmälig auf.

„Verzeihen Sie, bester Kamerad," sagte er freundlich, „daß ich über meinen Unmuth vergaß, auf Ihre Mittheilung Ihnen meine Gratulation abzustatten; ich hoffe, daß Sie dem Ziele Ihrer Wünsche schon so nahe stehen wie ich, denn nach Beendigung des Krieges denke ich sofort zu heirathen."

Der Oberlieutenant seufzte heimlich; er durfte sich einer solchen Hoffnung nicht hingeben, denn triumphirte Preußen, so ließ sich noch gar nicht absehen, welches das Schicksal der sächsischen Armee sein werde, ob er nicht seine ganze Lebensstellung und alle Aussichten für die Zukunft verlieren würde, und blieb Oesterreich Sieger, so fühlte sich der alte Oberst von Mohrfeldt gewiß so tief erbittert, daß er Alles angewandt haben würde, um das Verhältniß seiner Tochter zu Einem Derer, die sein

geliebtes Vaterland zu Boden zu werfen geholfen hatten, zu lösen. Hermann sah also seine Zukunft nach allen Richtungen hin durch trübe Wolken verschleiert, und seine Mienen wurden so trübe, daß der Rittmeister dies wohl bemerken mußte.

„Ich will nicht indiskret sein," sagte er in theilnehmendem Tone, „aber es scheint, daß mein herzlicher Wunsch einen wunden Fleck in Ihrem Herzen berührt hat; ich bitte dann um Entschuldigung."

„Ich darf mich allerdings nicht so schönen Hoffnungen wie Sie hingeben, doch sehe ich keinen Grund, ein Geheimniß aus diesen unglücklichen Verhältnissen zu machen, an denen weder meine Braut noch ich eine Schuld tragen. Der Oberst von Mohrfeldt, ein weitläufiger Verwandter von mir und übrigens ein Ehrenmann, der durch keinen Anderen auf der Welt übertroffen werden kann, ist geborener Preuße und hat fast sein ganzes Leben in preußischen Militairdiensten zugebracht; er hängt mit schwärmerischer Liebe an seinem Vaterlande, hat noch einen Sohn als Offizier unter Preußens Fahnen — Sie werden sich nun selbst sagen können, wie schlecht meine Aussichten sind, mögen die Würfel des Krieges fallen, wie sie wollen."

„O, das sind traurige Verhältnisse!" meinte der Rittmeister kopfschüttelnd, „und ich bedaure Sie aufrichtig, Herr Kamerad. Da stehen Sie ja Ihrem zukünftigen Schwager in offenem Felde gegenüber, und gewiß wird er die Abneigung des Vaters gegen diese Verbindung seiner Schwester unterstützen."

„O nein, Sie würden das nicht sagen, wenn Sie Hugo von Mohrfeldt kennen gelernt hätten. Er ist einer der edelsten Charaktere und mir persönlich befreundet; gewiß wünscht er ebenso sehnlich wie ich, daß wir uns in diesem Bruderkriege nie begegnen mögen, und auf ihm vorzüglich beruht meine Hoffnung, nach Abschuß des Friedens den alten Herrn wieder vollständig zu versöhnen."

„Lieutenant von Mohrfeldt," sagte der Rittmeister lächelnd, „kennt ohne Zweifel auch schon diesen ebenso beseligenden als

mit seinen Pfeilen tief verwundenden kleinen Dämon des Herzens, um die lebhafteste Theilnahme für Sie zu fühlen?"

Die Frage war jedenfalls etwas sonderbar, wirklich indiskret zu nennen, aber Hermann übersah dies, denn er konnte unmöglich auf den Gedanken kommen, daß sie einen hinterlistigen Zweck habe.

„Ich bin beinahe vom Gegentheil überzeugt," erwiederte er im Tone leichten Scherzes; „mein Schwager ist bei aller inneren Gediegenheit doch in dieser einen Beziehung ein Schmetterling, der wohl hier und da an einer schönen Blume nippt, sich aber wohl hütet, den bunten Staub von seinen Flügeln daran abzustreifen. Er hat noch nie ernstlich geliebt, und behauptet, es auch niemals zu können.

Der Rittmeister biß sich auf die Lippen. Er hatte seine Frage nicht umsonst gethan, aber die Antwort enttäuschte ihn auf unangenehme Weise; hätte er erfahren können, daß der Lieutenant von Mohrfeldt in irgend einem ernsteren Verhältnisse zu einer Dame stehe, so würde er nicht gezögert haben, Frau von Liebow davon schleunigst Nachricht zu geben, denn trotz jener Unterredung mit ihr war seine Eifersucht doch noch nicht vollkommen erloschen.

Wenn er nun aber auch scherzhafte Bemerkungen machte, wie: „O, stille Wasser sind tief!" und Aehnliches, so versicherte der Oberlieutenant doch ganz ernsthaft, daß dieses Sprüchwort auf seinen zukünftigen Schwager durchaus nicht passe, denn derselbe sei nichts weniger als „still", im Gegentheil eine der heitersten, von Frohsinn übersprudelnden jugendlichen Naturen. Er hatte Hugo allerdings seit langer Zeit nicht gesehen.

Der Rittmeister erfuhr mit Leichtigkeit von ihm Alles, was er über Hugo wissen wollte; zu seinem Aerger war dies aber nur Vortheilhaftes und er brach dieses Gespräch deshalb bald ab. Daß er den Lieutenant persönlich kennen gelernt habe, verrieth er natürlich nicht.

In den nächsten Tagen erhielt der sächsische Oberlieutenant

ein Bürgerquartier in der Stadt. Seine Quartiergeber waren einfache Leute aus dem Handwerkerstande, die ihm sehr freundlich entgegenkamen und ihm den Aufenthalt in ihrem Hause so angenehm wie möglich zu machen suchten; da sie aber an Bildung tief unter ihm standen, trat er in keinen näheren Umgang mit ihnen, sondern bewegte sich sehr viel in der Gesellschaft der österreichischen Offiziere. Mit dem Rittmeister blieb er im besten Einvernehmen, sah ihn aber natürlich seltener wie bisher. —

Der Rittmeister Freiherr von Tannenburg hatte nie Vermögen gehabt, aber schon als junger Offizier immer recht flott gelebt; seine Verwandten unterstützten ihn vielfach, besonders der verstorbene Oberst von Tannenburg hatte viel für ihn gethan und es ihm auch möglich gemacht, seinem Wunsche gemäß bei der Kavallerie zu dienen; der junge Lieutenant verstand dem alten Onkel zu schmeicheln und war ein Liebling desselben gewesen.

Als er später in die Rittmeister-Charge rückte — und dies geschah schon früh, denn er hatte sich in dem italienischen Feldzuge ausgezeichnet — bekam er nicht mehr so hohe Zuschüsse, besonders fielen dieselben ganz fort, als der Oberst auf dem Felde der Ehre geblieben war; die Tante, die Oberstin, beschenkte ihn zwar häufig, genirte sich aber, ihm Geld anzubieten, und er andererseits, solches von ihr zu fordern. Dennoch wurde sein Leben immer luxuriöser, und seine Kameraden wunderten sich manchmal heimlich, wie er dasselbe mit seiner Gage bestreiten könne. Daß er Schulden habe, konnte Niemand mit Bestimmtheit behaupten; das wußten nur seine Gläubiger und Isaak Wolff, der in Josephstadt bei solchen Geschäften seinen Vermittler gespielt hatte.

Aber der Letztere hatte damals dem Oberlieutenant die Wahrheit gesagt: der Rittmeister hatte gewaltig viel Schulden, und eine reiche Heirath, auf die er auch seine zahlreichen Gläubiger zu vertrösten pflegte, schien seine einzige Rettung zu sein. Geflissentlich hatte er es deshalb, ungeachtet seiner Abmachung

mit Frau von Liebow, als Beide sich verlobten, unter die Leute zu bringen gewußt, daß und wen er nächstens zu heirathen gedenke.

An dem Abende, als Hermann seine Wohnung verlassen hatte — Dienst gab es zu dieser Zeit nicht für ihn — kleidete er sich sehr sorgfältig an, als ob er in eine große Gesellschaft gehen wolle, verwandte besondere Sorgfalt auf Haar und Bart, und lächelte dann sehr zufrieden, als er sein Bild im Spiegel musterte.

Es war in der zehnten Stunde und draußen sehr finster. Obgleich die Nacht warm und schön war, schlug er doch einen großen Mantel um, aber nicht seinen weißen Reitermantel, der ihn sofort als Offizier verrathen haben würde, sondern einen unscheinbaren, dunkeln. Den Säbel hielt er fest in der Hand, damit er nicht in der Stahlscheide klappere.

Rittmeister von Tannenburg schien also auf heimlichen Wegen gehen zu wollen, und diese Vermuthung erwies sich draußen auf der Straße als Gewißheit, denn er vermied sorgsam die noch brennenden Straßenlaternen und machte jedesmal einen Umweg nach der anderen Seite der Straße, wenn er bemerkte, daß ihm ein anderer Offizier entgegenkam; mit wahren Luchsaugen spähte er um sich.

Als er aus den belebteren Straßen in die stilleren Seitengassen einbog, verstärkte er seinen Schritt und schien weniger Vorsicht zu beobachten. Endlich blieb er in einer Straße, die gerade nicht zu den eleganten gehörte, aber auch nicht den Namen „Gasse" verdiente, vor einem kleinen zweistöckigen Hause stehen.

Dieses Haus war etwas zurückgebaut und hatte einen kleinen Blumengarten vor sich, welchen in der Front der übrigen Häuser ein eisernes Gitter abschloß. Am Tage mußte es einen recht freundlichen Eindruck machen, denn, obgleich von der einfachsten Bauart, war es doch sauber abgeputzt und hatte große Fenster mit klaren Scheiben; viel Räumlichkeiten konnte es wohl

nicht enthalten, denn es besaß eine Front von nur vier Fenstern.

An der Gitterthür befand sich ein Klingelzug, der in der Finsterniß wohl dem Auge jedes hier Unbekannten entgangen wäre. Der Rittmeister aber fand ihn sogleich und läutete; dann wartete er geduldig.

Ein paar Minuten später wurde die Hausthür geöffnet, und eine weibliche Gestalt kam durch den Garten auf die Gitterthür zu.

„Sind Sie es, Herr Rittmeister?" fragte eine gerade nicht wohlklingende Stimme, die einer älteren Frau anzugehören schien.

„Ja, Frau Barbara; Sie erwarten doch nicht etwa anderen Besuch?"

„Die heilige Jungfrau soll mich bewahren! Wer Anderes könnte wohl um diese Stunde kommen, als Sie?"

Dabei steckte Frau Barbara den Schlüssel in das Schloß, drehte ihn um und öffnete die Thür, die sich laut knarrend auf ihren Angeln bewegte.

„Sie würden sehr gut thun, wenn Sie den Angeln da gelegentlich etwas Oel zukommen ließen," meinte der Rittmeister, der seine Stimme gedämpft hatte, in einem Tone, der ziemlich befehlshaberisch klang, „denn es liegt mir gar nichts daran, daß die Nachbarn auf meine Besuche aufmerksam werden."

„Das soll morgen sofort geschehen, lieber Herr Rittmeister, verlassen Sie sich darauf. Sie wissen, daß ich eine pünktliche Frau bin; wenn man aber so viel mit dem kleinen Schreihalse zu thun hat —"

„Schon gut; schwatzen Sie nicht so viel auf offener Straße, Frau Barbara," unterbrach sie der Rittmeister unmuthig, „Sie kreischen beinahe ebenso, wie die Thürangeln."

Dabei trat er in den Garten und ging an der Frau vorüber gerade auf das Haus zu. Während sie die Thür wieder verschloß, brummte sie vor sich hin:

„Gott schütze mich! Der scheint ja heute wieder in seiner Husarenlaune zu sein. Und man darf nicht einmal den Mund dagegen aufmachen, denn er ist ein gar gestrenger Herr und — bezahlt gut."

Der Rittmeister mußte in dem Hause, das er betreten hatte, vollkommen bekannt sein, denn er stieg die nur matt erleuchtete Treppe ohne Zögern hinauf und öffnete dann, ohne anzuklopfen, die Thür, die ihm gerade gegenüber lag und an der man ein Porzellanschild mit vergoldetem Rande und der Aufschrift Ninon Lafleur sah.

Zunächst trat er in ein kleines Vorgemach, das einfach, aber recht hübsch möblirt war. Es schien als Wartezimmer für Besucher zu dienen, denn das Meublement bestand nur in zwei kleinen, mit schwarzem amerikanischen Leder bezogenen Sophas, einigen eben solchen Stühlen, einem Ständer von Mahagoniholz zum Aufhängen von Kleidern und Hüten, und endlich einem Tische, auf dem es zur Zeit fast mehr als bunt aussah, was gar kein günstiges Zeugniß für die Ordnungsliebe und Pünktlichkeit der Frau Barbara, die hier offenbar das Amt einer Wirthschafterin bekleidete, ablegte.

Auf diesem Tische sah man nämlich im schönsten Vereine Schüsseln und Teller, deren einige noch die Reste einer Mahlzeit enthielten, silberne Löffel, Gabeln und Messer, Flaschen und Gläser und einen ganzen Haufen schmutziger Kinderwäsche. Das Ganze wurde durch eine von der Decke herabhängende Glaskugel, die eine ziemlich düster brennende Lampe umschloß, beleuchtet.

Der Rittmeister würdigte dies Alles keines Blickes, während er Mantel, Säbel und Mütze an den Kleiderrechen hängte, und wandte sich dann sofort nach der links gelegenen Thür, an die er nur flüchtig klopfte und sie dann schnell öffnete, bevor noch eine silberhelle Stimme drinnen im anderen Zimmer mit ganz französischem Accente gerufen hatte:

„Entrez!"

Er befand sich jetzt in einem zweifenstrigen, recht geräumigen und hohen Zimmer, das man auf den ersten Blick als das sogenannte Boudoir einer Dame erkannte, und zwar zweifellos einer sehr launischen und den Luxus liebenden Dame, denn es herrschte hier ein ebenso buntes, nur eleganteres Durcheinander, wie auf dem Tische im Vorzimmer.

Die Wände dieses Gemaches waren mit einer kostbaren Tapete bekleidet, die auf hellem Grunde eine dichte Verschlingung von farbenprächtigen tropischen Blumen zeigte, der Fußboden war mit einem dicken weichen Teppich bedeckt und vor den Fenstern hingen grünseidene Gardinen, die durch goldene Schnüre und Quasten in phantastische Falten gelegt worden waren. Das Meublement war sehr schön von Polysander gearbeitet, Sophas und Sessel mit grünem Sammet überzogen; es gab da so viele Chiffonieren, Servanten, Tischchen mit Marmorplatten, vergoldete Consolen an den Wänden u. s. w., daß man fast Gefahr lief, anzustoßen, wenn man nur ein paar Schritte machte. Besonders in die Augen fiel ein sehr schöner Flügel, der jetzt geöffnet stand und mit Notenheften beinahe ganz bedeckt war. Auf einem großen runden Tische, der mitten im Zimmer stand, brannten zwei helle Astrallampen, und dazwischen lag, wie auf allen anderen Tischchen und Stühlen, selbst theilweise am Boden, eine Menge so verschiedener Dinge, daß sich die einzelnen kaum aus dem Gewirre herauserkennen ließen; da fand man sehr elegant eingebundene Bücher, Toilettengegenstände, angefangene Handarbeiten aller Art, kurz unbeschreiblich Viel. Diese Unordnung konnte wirklich etwas mehr als genial genannt werden.

Als der Rittmeister die Thür geöffnet hatte, fuhr ihm klaffend ein kleiner, seidenhaariger Bologneserhund entgegen, der nicht übel Lust zu haben schien, ihm in die Beine zu beißen; er aber gab dem zarten Thiere ganz rücksichtslos einen Fußstoß, daß es sich überschlug und winselnd unter das nächste Sopha kroch.

„Mais, Charles, qu'est ce que vous faites là?"*) fragte eine helle, wohllautende Stimme aus dem Hintergrunde des Zimmers, d. h. von dem Sopha her, welcher an der der Thür gegenüberliegenden Wand hinter dem großen runden Tische stand und den man nicht sogleich erblicken konnte, weil sich das blendende Lampenlicht gerade vor ihm befand. Einen so reinen, lieblichen Klang diese Stimme auch hatte, drückten sich in dem Tone, mit welchem diese Worte gesprochen wurden, doch ebenso viel Unmuth, als eine Art Schläfrigkeit aus.

Der Rittmeister sprach ebenfalls ein gutes Französisch, die fernere Unterhaltung wurde aber auch stellenweise in deutscher Sprache geführt, die Ninon Lafleur, eine der ersten Tänzerinnen vom Theater — unsere Leser werden wohl nicht mehr zweifelhaft gewesen sein, daß die Bewohnerin dieses Boudoirs und die Besitzerin des Bologneser keine Andere war — ziemlich gebrochen redete. Wir ziehen es vor, die Unterredung durchweg in deutscher Sprache wiederzugeben.

Der Rittmeister, der wirklich herzlich schlechter Laune zu sein schien, gab auf die an ihn gerichtete Frage gar keine Antwort, sondern nachdem er seine ziemlich finsteren Blicke über den heillosen Wirrwarr im Zimmer hatte schweifen lassen, fragte er seinerseits mit gerunzelter Stirn:

„Du willst doch nicht etwa verreisen, Ninette? Es sieht hier gerade so aus, als ob Du beim Einpacken begriffen wärest."

„O nein, mein Lieber, Du weißt ja, daß mich zu süße Bande an Olmütz fesseln, und wenn Du hier eine kleine Verwirrung findest, so darfst Du nicht vergessen, daß Du Dich in dem Boudoir einer Künstlerin befindest; Barbara war soeben mit dem Aufräumen beschäftigt. Aber willst Du nicht näher treten, mein Lieber?"

Der Rittmeister gelangte nicht ohne Mühe um den Tisch

---

*) „Aber, Karl, was machst Du da?"

herum und konnte nun seine Geliebte in der klarsten Beleuchtung erblicken.

Mademoiselle Ninon Lafleur war eine tiefe Brünette von ganz französischem Typus; sie konnte durchaus nicht eine regelmäßige Schönheit genannt werden, aber in dem etwas dunkeln sammetweichen Teint, den blitzenden rabenschwarzen Augen, über denen die schmalen Brauen, vielleicht durch Kunst etwas nachgeholfen, genau zwei Halbzirkel beschrieben, dem etwas aufgestülpten feinen Näschen, den schwellenden Lippen, die, gewöhnlich halb geöffnet, die herrlichsten Perlenzähne sehen ließen, in den vollen Körperformen endlich, die erst recht vortheilhaft hervortraten, wenn sie fast auf den Zehenspitzen wie eine Sylphe dahinschwebte und dann auf so unnachahmlich graziöse Weise den Oberkörper wiegte, lag etwas ungemein Pikantes, man möchte sagen Bezauberndes, das man eben nur bei einer koketten Französin findet — und diese war ja obenein gelernte Tänzerin.

Die Anwendung von Toilettenkünsten schien sie noch nicht nöthig zu haben, und wenn sie sich derselben wirklich bediente, so war dies wenigstens mit so großer Geschicklichkeit geschehen, daß auch das schärfste Auge es nicht bemerken konnte. Ihr Alter ließ sich auf vierundzwanzig Jahre schätzen.

Sie ruhte jetzt in nachlässiger Haltung auf dem Sopha. Ein weißseidener Morgenrock mit ponceaurothen Schleifen verbarg die üppigen Formen des Körpers durchaus nicht; die schönen runden Arme waren bis beinahe zu den Achseln von den griechischen, aufgeschlitzten und lang herabhängenden Aermeln entblößt, und etwas mehr als ein wirklich reizender Kinderfuß, mit einem rothen, goldgestickten Sammetpantoffel bekleidet, war von der langen Robe unbedeckt geblieben. Mademoiselle Ninon wußte schon verführerische Stellungen anzunehmen. Ihr schwarzes, glänzendes Haar war mit einer Schnur weißer imitirter Perlen durchflochten.

Die gefaltete Stirn des Rittmeisters wurde wieder klar und sein Blick freundlich, als er die interessante Französin deutlich

vor sich sah. Was sie anbetraf, so nickte sie ihm mit einem etwas gleichgültigen Lächeln — man hätte darin auch ein leichtes Schmollen finden können — zu und reichte ihm ihre kleine Hand, die er zwar nicht küßte, aber sanft drückte.

„Es ist nicht hübsch von Dir, Karl, daß Du Dich tagelang nicht um mich bekümmert hast," sagte sie, ihm einen vorwurfsvollen Blick zuwerfend.

„Das hat seinen guten Grund gehabt, liebes Kind," erwiederte der Rittmeister, indem er sich auf den Rand des Sopha's setzte und mit den seidenen Schleifen an ihrem Morgenrocke zu spielen begann. „Ich hatte Besuch in meiner Wohnung und konnte unmöglich eine Nacht ausbleiben, ohne mich bei demselben zu verdächtigen und die Pflichten des Wirthes zu verletzen."

„So? Darf ich fragen, ob dieser Besuch ein männlicher oder ein weiblicher war?"

„Sei keine Närrin, Ninette, und spiele nicht die Eifersüchtige! Ich weiß doch, daß Du diese Leidenschaft nicht kennst. Es war ein sächsischer Offizier, den mir ein verteufelter Zufall an den Hals geworfen hatte!"

„Ein verteufelter Zufall?"

„Ja, ich hatte vor einigen Tagen eine Patrouille außerhalb der Festung zu machen, und dabei hätten mich die Preußen bald aufgefangen oder niedergesäbelt."

„Heiliger Gott, Karl, so erzähle doch!" rief Ninon, sich mit etwas mehr Feuer, als sie bisher gezeigt hatte, halb erhebend und auf den Ellenbogen stützend.

„Ach, es ist eine einfache Geschichte, kaum der Rede werth, da sie so gut abgelaufen ist."

Der Rittmeister schickte sich dennoch an, zu erzählen, als ihn seine Geliebte, einen sehr weichen Ton annehmend, unterbrach:

„Willst Du nicht erst unsern kleinen Charles sehen?"

„Es ist nachher noch Zeit genug dazu," meinte der Rittmeister kurz; — „vorläufig könntest Du aber Barbara beauftragen, daß sie uns eine Flasche Wein bringe."

Man sah es Mademoiselle Ninon an, daß sie in ihrem Muttergefühle verletzt war, aber sie gab keine herbe Antwort, sondern ergriff eine kleine silberne Glocke, die auf einem Tischchen zu Kopfenden ihres Sopha's stand, und schellte. Sogleich steckte Frau Barbara — beiläufig gesagt, eine wohlbeleibte Person von etwa funfzig Jahren, mit einem sehr häßlichen und gewöhnlichen Gesichte — ihren mit einer großen Haube verzierten Kopf durch die halbgeöffnete Thür und fragte, was Mademoiselle befehle. Als sie die Bestellung empfangen hatte, verschwand sie und kehrte nach wenigen Minuten mit einem silbernen Theebrette, auf dem sich das Gewünschte und zwei geschliffene Kelchgläser befanden, zurück.

„Was macht Charles, Barbe?" fragte die zärtliche Mutter.

Man könnte glauben, sie kehrte jetzt nur die Zärtlichkeit besonders heraus, weil der Rittmeister, der Vater des hoffnungsvollen Kindes, zugegen war, denn seit mehreren Stunden schlummerte sie, da sie an diesem Abende nicht im Ballet auftrat, auf dem Sopha, ohne sich um den Kleinen zu bekümmern, der überhaupt gänzlich Frau Barbara's Sorgfalt überlassen blieb.

„Er schläft so süß, Mademoiselle," erwiederte die Alte mit einem süßlichen Seitenblicke auf den Rittmeister.

„Dann stören Sie ihn um Gotteswillen nicht, Frau Barbara," sagte Dieser, — „und nun brauchen wir Sie hier nicht mehr."

Frau Barbara verschwand wieder.

Der Rittmeister begann nun von Neuem, nachdem er für sich und Ninon zwei Gläser vollgeschenkt, sie dieselben angestoßen und geleert hatten:

„Ich sagte Dir schon, mein Schatz, daß ich am letzten Sonnabend den Befehl erhielt, mit vierzig Pferden eine Patrouille außerhalb des Festungsrayons zu machen, um in Erfahrung zu bringen, wie weit die Preußen wohl vorgerückt seien. Der Auftrag war mir gerade recht, denn ich beabsichtigte sofort, Schloß Glücksburg einen Besuch abzustatten, um meine schöne

Braut wegen ihres Briefes, den ich Dir ja vorgelesen habe, zur Rechenschaft zu ziehen."

„Ah!" machte die Französin, ihre großen Augen noch weiter öffnend, — „bist Du wirklich auf Schloß Glücksburg gewesen und hast Du sie gesprochen?"

„Höre mich nur geduldig an, beste Ninette. Als ich am Nachmittage dort ankam, war der Vogel aus dem Neste geflogen, d. h. Therese machte einen Besuch bei meiner Tante auf dem Bergschlosse; ein Esel von Bedienter sagte mir aber, daß sie gegen Abend zurückerwartet werde. Ich mußte mir das zärtliche Rendezvous daher bis zu der Zeit, wann ich zurückkehren würde, verschieben. Nachdem ich von den Preußen genug gesehen hatte, um eine Meldung machen zu können, machte ich mich auf den Heimweg und ritt natürlich an dem Schlosse nicht vorüber, denn jetzt, wo wir hier in der Festung eingesperrt sind, wie die Ratten in der Falle, ließ sich eine so günstige Gelegenheit, sie Auge in Auge zu sprechen, so bald nicht wieder erwarten."

„Und Du fandest sie?" fragte Ninon, die immer ungeduldiger wurde.

„Ja wohl, ich fand sie und habe mich stundenlang mit ihr ausgesprochen."

„Und was war das Resultat?"

„Hm!" meinte der Rittmeister, die Augen abwendend, als ob er sich in einiger Verlegenheit befinde, — „sie hat mich überzeugt, daß meine Eifersucht ungerecht war."

Die Französin stieß ein lautes, beinahe krampfhaftes Gelächter aus; es lag ebenso viel Spott als Bitterkeit darin.

„Was soll das heißen, Ninon?" fragte der Rittmeister streng, indem er sich wieder zu ihr wandte und seine funkelnden Augen drohend auf sie richtete. „Ich hoffe nicht, daß Du mich verlachst."

Die Tänzerin mochte einsehen, daß sie zu weit gegangen sei; sie schlang den schönen Arm um den Hals ihres Geliebten, zog ihn sanft zu sich herab und flüsterte:

„Sei mir nicht böse, lieber Karl; ich bin doch eifersüchtiger, als Du denkst, und ich hätte gewünscht, daß es Dir unmöglich geworden wäre, Dich mit ihr zu versöhnen."

Der Rittmeister war durch die Liebkosungen schon wieder beruhigt, dennoch klang seine Stimme noch grollend, als er entgegnete:

„Du weißt ja, Ninette, daß ich Dich allein liebe; was sollte aber aus mir, aus uns Beiden, aus unserem Kinde werden, wenn diese Heirath nicht zu Stande käme? Du kennst meine Verhältnisse, Du weißt, daß meine Schulden mir den Hals zuschnüren wie eine Hanfschlinge; wenn Therese nicht meine Frau wird, verliere ich Dich, Stellung, Ehre und riskire noch mehr. So blind mich die Eifersucht — d. h. die Eifersucht auf ihr Vermögen, nicht auf ihre Person — auch gemacht hatte, bedachte ich doch noch bei Zeiten, daß die Versöhnung nothwendig sei, und drückte, wenn ich so sagen soll, ein Auge zu. In der That aber halte ich sie für unschuldig und glaube, daß sie keine anderen Beweggründe, als die, welche sie selbst angiebt, veranlassen, den preußischen Offizier an sich zu fesseln."

„Nun, dieses Verhältniß kann vielleicht wider ihren Willen gefährlich werden," meinte Ninon hämisch.

„Therese ist zu stolz dazu; sie hat sich auch zu abhängig von mir gemacht, als daß sie zurücktreten könnte; ich habe meine Berechnungen nicht umsonst gemacht, und ich versichere Dich, daß sie meine Gattin werden wird, sobald der Krieg vorüber ist."

Die Französin ließ etwas trübe den Kopf hängen und fragte nach einer Pause mit gepreßter Stimme:

„Und dann?"

„Kleine Närrin!" meinte der Rittmeister zärtlich. „Zweifelst Du denn noch immer an meiner beständigen Liebe zu Dir? — Dann werde ich von ihrem Vermögen zunächst meine Schulden bezahlen und Dich in die glänzendste Lage versetzen. Du verlässest dann die Bühne und es wird sich wohl irgendwo ein

reizendes Landhaus finden, in dem ich Dich und den kleinen Charles recht häufig besuchen kann. Wird es Dir, die Du an das geräuschvolle Leben gewöhnt bist, liebe Ninette, dort zu einförmig, so machst Du Reisen in die große Welt hinaus — Theresen's Vermögen ist unerschöpfbar."

„Und wenn sie von unserem Verhältnisse Kenntniß erhalten sollte?"

„O, wir werden vorsichtig sein — und im schlimmsten Falle bin ich dann der Herr im Hause."

„Aber wenn Du meiner überdrüssig würdest?"

„Welch' thörichter Gedanke! Fesselt mich nicht das Kind für immer an Dich?"

„Du liebst es jetzt schon nicht, Karl."

„Du täuschest Dich, ich habe jetzt nur zu viel andere Gedanken im Kopf, um ein zärtlicher Vater sein zu können; Du weißt, daß ich auf einer Pulvermine stehe. Aber wozu diese Träumereien? Laß uns mit Vertrauen in die Zukunft blicken und den Augenblick genießen, mein süßes Kind!"

Und das saubere Pärchen überließ sich ganz seiner Zärtlichkeit.

Welche bittere Strafe für Therese von Liebow wäre es gewesen, wenn sie Zeugin dieser Scene hätte sein können!

X.

Selma.

Das Bataillon Majors von B— war wirklich in seinen alten Standquartieren geblieben, er selbst mit seinem Adjutanten auf dem Bergschlosse.

Sie wußten, daß Schloß Glücksburg von ihren Truppen besetzt worden sei — es lag in der äußersten Vorpostenlinie — aber Hugo's Hoffnung, daß der Zufall ihm wieder so günstig wie bisher sein und ihn näher mit Therese zusammenbringen, vielleicht gar auf das Schloß selbst führen werde, hatte ihn dieses Mal getäuscht. Indessen war es jetzt doch mit keiner Gefahr mehr verknüpft, das Schloß zu besuchen, und voraussichtlich fand sich dazu auch öfter eine dienstliche Veranlassung; Major von B— unterstützte ihn darin gewiß nach Kräften.

Auf dem Bergschlosse ging inzwischen Alles seinen alten Gang fort. Man wußte noch nicht, ob man den Besuch Frau von Liebow's bald wieder erwarten dürfe, da sie jetzt wohl durch die Pflichten der Wirthin auf Schloß Glücksburg zurückgehalten wurde, und für Hugo fand sich in den ersten Tagen auch noch keine Gelegenheit, dorthin zu reiten.

Die vier Personen brachten den größten Theil des Tages beisammen zu, wodurch sich natürlich die gegenseitige Vertraulichkeit erhöhte. Es war wohl selbstverständlich, daß der Major

sich hauptsächlich an die alte Dame wandte, so daß Hugo auf Selma's Gesellschaft und Unterhaltung angewiesen blieb.

Es kommt oft vor, daß zwei Menschen ganz gleichgültig neben einander hergehen, ohne sich gegenseitig mehr als die durchaus nothwendige Aufmerksamkeit zu schenken, und daß dann plötzlich das Wort eines Dritten ihre Augen schärfer auf einander lenkt; dann erst gewinnen sie sich ein Interesse ab, das nicht selten sehr schnell bis zu einem hohen Punkt steigt.

So erging es auch dem Fräulein von Tannenburg und dem Lieutenant von Mohrfeldt.

Selma hatte Frau von Liebow recht gut verstanden; aus den spitzen Worten derselben leuchtete eine Art Eifersucht hervor, und wo Eifersucht ist, da muß doch jedenfalls auch eine Art von Interesse, mag man dasselbe auch gerade nicht mit dem Namen „Liebe" bezeichnen, vorhanden sein. Das junge Mädchen machte, trotz aller jugendlichen Unschuld, diese einfache Betrachtung, hütete sich aber wohl, zu ihrer Tante ein Wort davon zu erwähnen. Um dieses Geheimniß zu ergründen — welche Frau könnte es über sich gewinnen, ein Geheimniß unaufgeklärt zu lassen? — wandte sie dem Lieutenant mehr Aufmerksamkeit als bisher zu; sie dachte nicht daran, ihn auszuhorchen oder zu belauschen, aber sie hätte doch gar zu gern gewußt, ob er zu der schönen Therese in irgend einem Verhältnisse stehe.

Die zweite Frage, die sie sich vorlegte, war: Wie kam Frau von Liebow nur dazu, auf sie, die doch gewiß keine wissentliche Veranlassung dazu gegeben hatte, eifersüchtig zu werden, wenn davon überhaupt die Rede war, jedenfalls sich aber dadurch unangenehm berührt zu fühlen und hämische Bemerkungen darüber zu machen, daß, ihrer Meinung nach, der Adjutant seiner Hausgenossin kleine Aufmerksamkeiten erwies? — Und hatte der Lieutenant dies denn wirklich gethan, ohne daß sie es bisher bemerkt haben sollte? Es lohnte doch wahrlich der Mühe, sich durch eine genauere Beobachtung davon zu überzeugen.

Von diesen Gedanken, die sich ihr unwillkürlich aufdrängten oder die vielmehr durch Therese gewaltsam in ihr angeregt worden waren, kam Selma auf Träumereien, die zwar noch kein bestimmtes Ziel hatten, die ihr aber doch sehr gefährlich werden konnten. Sie war jetzt in den Jahren, wo dem jungfräulichen Herzen die Knospen der ersten Liebe zu entsprießen pflegen, wo es ein noch unverstandenes Sehnen in sich trägt, wo der Funke zu glimmen beginnt, aus dem sich oft blitzschnell eine verzehrende Flamme entwickelt.

Wer kennt nicht Friedrich Rückert's schönes Lied:

„Grün ist der Jasminenstrauch
Abends eingeschlafen;
Als ihn dann im Morgenhauch
Sonnenlichter trafen,
Ist er schneeweiß aufgewacht:
Wie geschah mir über Nacht?
So ergeht es Bäumen,
Die im Frühjahr träumen.“

So weit war es nun mit dem Engelsfräulein allerdings noch nicht gekommen; die Blüthenknospen hatten sich noch nicht erschlossen, aber die Sonne stand schon am Horizonte; — noch träumte Selma.

Auch in Hugo von Mohrfeldt hatte die kleine Eifersuchtsscene, die ihm Therese auf dem Bergschlosse gespielt, eine eigenthümliche Bewegung erweckt. Die schöne Wittwe wollte bemerkt haben, daß Selma ihm ein besonderes Interesse zuwende, sie hatte sogar ausgesprochen: „Ich habe gestern von Selma Aeußerungen über Dich vernommen, die —“. Weiter hatte sie allerdings Nichts sagen wollen, aber gab das nicht genug Stoff zum Nachdenken? Kein Mensch ist wohl so ganz frei von Eitelkeit und Neugierde, daß ihm das Urtheil, besonders das günstige, eines Anderen, den er zu achten Grund hat, gleichgültig sein sollte — und nun gar das Urtheil eines schönen jungen Mädchens über einen jungen Mann!

Hugo fragte sich ebenso wie Selma: „Sollte ich denn wirklich nicht bemerkt haben, daß sie sich mehr als gewöhnlich für mich interessirt? Ich möchte doch wissen, ob dem so ist? Denn dann," setzte er zu seiner eigenen Rechtfertigung hinzu, da er es doch für bedenklich hielt, als der Verlobte einer Anderen sich solchen Gedanken hinzugeben, „ist es meine Pflicht, sie ahnen zu lassen, daß mein Herz nicht mehr frei ist, dann muß sie bei Zeiten eine so hoffnungslose Leidenschaft aus ihrem Herzen reißen, ehe dieselbe darin feste Wurzeln geschlagen hat."

Kurz, das Resultat von Frau von Liebow's Bemerkungen — die sie gewiß unterlassen haben würde, hätte sie gerade diese Folgen geahnt — war, daß die beiden jungen Leute auf dem Bergschlosse sich auf einmal mit ganz anderen Augen zu betrachten anfingen, als bisher geschehen war.

Wenn Hugo in das Zimmer trat oder dem Fräulein im Hause begegnete, erröthete Letzteres jedes Mal, und weil Selma dies fühlte, stieg ihre Verlegenheit nur noch mehr und sie zeigte sich auch in der Unterhaltung befangener als sonst.

Das konnte Hugo unmöglich entgehen, denn auch er beobachtete ja jetzt scharf; seine Mienen mochten dies wider seinen Willen verrathen und Selma sie sich ganz anders auslegen. Ein peinlicher Bann lastete auf Beider Herzen.

Die Oberstin und der Major merkten nicht das Geringste von Alledem; Erstere hielt ihre Nichte für ein Kind, das sich von der Liebe noch gar Nichts träumen lasse, und der Major vertraute wieder zu fest auf die Anhänglichkeit seines jungen Freundes an Frau von Liebow. Sie nahmen deshalb keinen Anstand, die Beiden öfter allein zu lassen, und dann traten die sehr gefährlichen Momente ein, wo sie, außer Stande, eine leichte, unbefangene Unterhaltung zu führen, in ein Schweigen versanken, das den Gedanken freien Spielraum ließ.

Hugo war noch weit von einer Untreue gegen Frau von Liebow entfernt, die, wie er sich jetzt gestehen zu müssen glaubte, mit ihren Andeutungen gar nicht so sehr Unrecht gehabt hatte,

aber er fand Selma doch viel schöner und lieblicher, als sie ihm anfänglich erschienen war, und der Reiz dieser vollkommenen Unschuld machte doch einen Eindruck auf sein Herz.

Dieses Mal vertraute er sich dem Major nicht an, obgleich es ihm selbst an gutem Rathe fehlte, denn er fürchtete zu sehr, daß auch nur der leiseste Schatten auf Selma fallen könne.

„Das darf so nicht länger fortgehen," sagte er zu sich selbst; „dieses junge edle Herz verstrickt sich in Fesseln, die sich später so leicht nicht wieder lösen lassen; ich muß eine Gelegenheit suchen, mich mit ihr auszusprechen, ohne Therese dadurch bloßzustellen."

Die Gelegenheit dazu fand sich wohl häufig, aber dem Lieutenant wollten dann die Worte nicht von der Zunge gehen. Unter diesen Umständen war es ihm beinahe lieb, daß Frau von Liebow in den nächsten Tagen ihren Besuch auf dem Bergschlosse, jedenfalls durch ihre Gäste zurückgehalten, nicht wiederholte. —

Man weiß bereits durch den Mund jener Frau, die Hugo bei seiner ersten Ankunft in dem Dörfchen Tyschnowitz gesprochen, wodurch Selma von Tannenburg sich im Volksmunde den Namen „das Engelsfräulein" erworben hatte.

Seitdem aber die Offiziere im Hause einquartiert waren, sah es die Tante nicht gern, wenn sie dasselbe auf längere Zeit verließ, und die Schicklichkeit gab dies den Gästen gegenüber auch nicht recht zu; obenein lagen nun auch noch Soldaten dort im Quartier, was sie genirte; deshalb hatte sie es in letzter Zeit aufgegeben, die Kranken und Hülfsbedürftigen in Person zu besuchen, dieselben aber keineswegs vergessen, denn eine zuverlässige Magd des Schlosses mußte täglich mit einem großen Korbe, den das Fräulein eigenhändig vollgepackt hatte, nach dem Dorfe hinabgehen und daselbst nach erhaltener Weisung die milden Spenden vertheilen.

Da kehrte auf einmal ein böser Gast in Tyschnowitz ein, den man schon längst gefürchtet hatte, weil er sich in den meisten

Ortschaften der Umgegend und besonders bei dem Militair umhertrieb, nämlich die Cholera.

Als Hugo eines Tages aus dem Gesellschaftszimmer zu seinem Major kam, machte dieser ein ganz grimmiges Gesicht und schien sich in der schlechtesten Laune zu befinden.

„Nun haben wir es mit zwei Feinden zu thun," rief er seinem Adjutanten ärgerlich entgegen, „und ich will darauf wetten, daß der zweite schlimmer als der erste wird. Das ist eine ganz verteufelte Geschichte!"

„Die Franzosen?" fragte Hugo, ganz erstaunt über die große Aufregung des alten Herrn.

„Ach, mit den Rothhosen wollten wir auch schon fertig werden, aber gegen Gottes Arm läßt sich nicht ankämpfen; mir kommt es vor, als wolle er ein Strafgericht darüber abhalten, daß wir, Söhne eines Volkes, uns hier gegenseitig massakriren! Soeben bekomme ich die Meldung, daß im Bataillon die Cholera ausgebrochen ist, und zwar zuerst in Tyschnowitz. Ein Mann ist nach kurzem Kampfe schon gestorben, zwei andere liegen bedenklich krank. Lassen Sie nur sogleich satteln, lieber Mohrfeldt, wir müssen dorthin und nach den anderen Quartieren, um alle möglichen Vorsichtsmaßregeln anzuordnen."

Der Lieutenant schüttelte den Kopf und that, wie ihm befohlen worden; die Nachricht war ihm auch sehr fatal. Den muthigsten Mann kann ein leises Frösteln überlaufen, wenn er eine solche ansteckende Seuche sich nähern und unter seinen Genossen ihre Opfer fordern sieht.

Der Major und der Adjutant thaten ihre Schuldigkeit; sie beritten alle Ortschaften, in denen das Bataillon vertheilt lag, und nachdem Ersterer mit den Aerzten Rücksprache genommen, ertheilte er seine Befehle. Leider fanden sie an den verschiedenen Orten schon viele Kranke.

Auch in dieser Gegend trat die Krankheit mit ungewöhnlicher Heftigkeit auf, und in dem Dörfchen Tyschnowitz, dessen feuchte Lage im Walde sie besonders begünstigte, sah es bald

übel aus, denn auch unter den Einwohnern kamen Erkrankungs- und Sterbefälle vor. Die Noth wurde dort bei den armen Leuten sehr groß.

Selma, die immer den Drang in sich gefühlt hatte, zu helfen, und die vielleicht von heimlicher innerer Erregung jetzt noch mehr zur Thätigkeit angespornt wurde, lag die Oberstin nun fortwährend mit Bitten an, ihr zu erlauben, daß sie ihre früheren Schützlinge wieder besuchen dürfe. Hugo bewunderte diesen Muth des schwachen Mädchens, und abermals gewann sie viel in seinen Augen.

Die Oberstin verweigerte zwar anfänglich ihre Erlaubniß, endlich aber konnte sie den dringenden Bitten ihrer Nichte nicht länger widerstehen. Was hätten auch die Leute denken sollen, wenn das Engelsfräulein sie in dieser schweren Noth verließ?

In Begleitung des alten Hausmeisters, der ihr sehr zugethan war, oder einer Magd ging Selma nun täglich nach dem nahen Dorfe und betrat ohne Furcht die Hütten, in denen ein Kranker lag oder aus denen der Tod den Ernährer fortgeholt hatte, um zu trösten, stärkende Speisen und Arzneien zu bringen, mit Wäsche und Geld zu unterstützen; selbst die Soldaten schloß sie von dieser Theilnahme nicht aus.

Ueberall wurde sie gesegnet, überall flossen ihr Thränen des Dankes. Es waren ein Muth und eine Kraft über sie gekommen, wie sie der Himmel in schweren Zeiten oft der Seele und dem Körper seiner Auserwählten verleiht; sie sah die schrecklichsten Bilder vor sich, ohne zu schaudern, und unterzog sich den schwersten Anstrengungen, ohne daß ihre Gesundheit auch nur im mindesten darunter zu leiden schien — es war, als habe die böse Krankheit über diesen Engel keine Macht.

Dagegen strahlte ihr Auge stets von einer heiligen Begeisterung, und selbst der alte Major, der jetzt so viele andere Dinge im Kopfe hatte, machte gegen Hugo wiederholt die Bemerkung, das Fräulein habe sich seit einigen Tagen ganz ungemein zum Vortheile verändert und er wisse jetzt wahrhaftig

nicht zu sagen, ob sie nicht ebenso schön sei, als Frau von Liebow.

Hugo erröthete leicht dabei, aber der Major bemerkte es nicht; er hatte auch nicht den leisesten Verdacht von Dem, was in seinem Lieblinge vorging.

Auch Hugo mußte oft nach den verschiedenen Kantonnements seines Bataillons hinabreiten, um nach persönlicher Anschauung dem Major berichten zu können.

Als er an einem der nächsten Tage auf seinem Heimritte auch das Dörfchen Tyschnowitz besuchte, wurde ihm eine besondere Ueberraschung zu theil.

Es war schon gegen Abend, als er dort anlangte, und er suchte zunächst den daselbst stationirten Unterarzt auf, ließ sich von diesem Bericht erstatten und dann zu den einzelnen Kranken führen. Auch in dem Dörfchen war für die Schwerkranken eine Hütte als eine Art von Cholera-Lazareth eingerichtet worden, da dasselbe aber schnell gefüllt war, mußten Die, welche einen minder schweren Anfall erlitten, in ihren Quartieren bleiben.

Als Hugo mit seinem Begleiter vor einem der bescheidenen Häuschen angekommen war, in dem auch ein kranker Soldat liegen sollte, blickte der Arzt, bevor sie eintraten, durch das Fenster und flüsterte dann dem Adjutanten zu:

„Sehen Sie doch, Herr Lieutenant, das Engelsfräulein!"

Hugo blieb überrascht stehen.

„Das Engelsfräulein?" wiederholte er mit gedämpfter Stimme.

„Ja," erwiederte der Arzt, der nicht wußte, daß Hugo die Besprochene gut genug kannte, sich überhaupt um deren Verhältnisse wohl nicht viel bekümmert hatte, lächelnd, „die Leute nennen die junge Dame so, die einer vornehmen Familie hier in der Nachbarschaft angehört und wirklich ein tröstender und helfender Engel für die Kranken ist."

Auch Hugo sah durch die Fensterscheiben in das Innere des Zimmers hinein.

Das letztere war klein und ärmlich eingerichtet, aber recht sauber gehalten. Gerade dem Fenster gegenüber stand ein großes, breites Himmelbett mit zurückgeschlagenen bunten Kattunvorhängen, in dem ein Kranker lag. Vor diesem Bette, zu Kopfenden desselben, saß Selma von Tannenburg im einfachsten Anzuge, dem Fenster den Rücken zukehrend, so daß sie die Lauscher nicht bemerken konnte, und war gerade im Begriff, Jenem mit einem Löffel Arzenei oder ein kühlendes Getränk einzuflößen; eine ältere Frau, wahrscheinlich die Besitzerin der Hütte, hielt sich etwas weiter zurückgezogen und beobachtete mit einer Miene voll Sorge und Aengstlichkeit die Bemühungen des Fräuleins, während sie das Glas mit der Medizin in der Hand hielt.

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne fielen durch die Fensterscheiben gerade auf Selma's schöne dunkelblonde Flechten und umstrahlten ihr Haupt wie ein Heiligenschein.

„Ein schönes Bild!" flüsterte der Doktor.

Das empfand Hugo wohl noch deutlicher; in diesem Augenblicke erschien ihm Selma bezaubernd und er begriff recht deutlich, wie die Leute dazu gekommen seien, ihr den Namen „Engelsfräulein" zu geben.

„Dürfen wir wohl stören?" fragte er unentschlossen den jungen Arzt.

„Warum nicht? Das Fräulein kennt mich, ich habe sie schon öfter an den Krankenlagern getroffen."

Hugo sagte nicht, daß Selma ihm wohl noch besser bekannt sei, sondern folgte Jenem, der bereits in das Vorhaus getreten war.

Der Arzt klopfte leise an die Thür des vorerwähnten Zimmers und öffnete sie vorsichtig; Beide traten ein. Bei dem leichten Geräusch, das dies verursachte, wandte Selma den Kopf um; sie erblickte zuerst den Doktor und grüßte ihn mit einer freundlichen, aber gemessenen Kopfneigung, gleich darauf aber erkannte sie den Adjutanten, und nun färbten sich in einem

Augenblicke ihre Wangen purpurroth, und die Hand, die den Löffel zum Munde des Kranken führte, begann merklich zu zittern.

Hugo, der näher getreten war, grüßte sie mit einer gewissen Ehrerbietung und fühlte dieselbe wirklich; wenn er auch schon gewußt hatte, daß sie Krankenbesuche im Dorfe abstatte, so ergriff ihn das Bild, das er eben vor sich sah, jetzt doch auf's Tiefste.

Der Doktor wollte ihn vorstellen, aber er winkte lächelnd mit der Hand, und Jener bemerkte jetzt erst zu seiner Verwunderung, daß der Lieutenant und das Fräulein alte Bekannte seien.

Es war hier nicht der Ort, eine lange Unterhaltung anzuknüpfen, denn der Kranke, der allerdings schon den schlimmsten Anfall überstanden hatte, befand sich noch in einem großen Schwächezustande, und sein Gesicht war so entstellt, daß selbst Hugo leise schauderte. Welche Ueberwindung hatte es das zarte Mädchen mit dem weichen Herzen nicht kosten müssen, diesen Anblick zu ertragen!

Als ob sie nöthig hätte, ihre Anwesenheit an diesem Orte zu entschuldigen, flüsterte sie Hugo zu, sie habe die Magd, die sie begleitet, nach dem Bergschlosse zurückgeschickt, um noch einige Sachen, die dem Kranken von Nutzen sein könnten, zu holen, dieselbe lasse aber so lange auf sich warten, daß sie noch nicht habe zurückkehren können, obgleich sie fürchte, ihre Tante möge sich wegen ihres langen Ausbleibens beunruhigen.

„Und die Nachtluft im Walde ist Ihnen auch schädlich," setzte Hugo hinzu; „wollen Sie mir nicht gestatten, Sie nach Hause zu begleiten?"

Selma erröthete abermals auffällig und schien unentschlossen; jedenfalls wünschte sie, aus Rücksicht für die Oberstin, bald zurückzukehren, und nahm andererseits Anstand, den, wenn auch nur kurzen Weg in Hugo's Gesellschaft zu machen.

Aber der Wunsch, sie allein zu sprechen, um seinen längst

gehegten Vorsatz auszuführen — denn er sagte sich: „Es wäre eine unverzeihliche Sünde, eine solche Heilige zu täuschen" — war jetzt zu lebhaft in ihm, als daß er seine Bitte nicht noch einmal hätte wiederholen sollen, und er that dies in so zarter, bescheidener Weise, daß sie einwilligte.

Ihr Kranker war eingeschlafen; sie erhob sich leise, wechselte noch einige Worte mit der alten Frau, worin sie ihr die sorgsamste Pflege des Patienten anempfahl, und nahm dann Hut und Shawl. Hugo hatte indessen einen Soldaten beordert, sein Pferd nach dem Bergschlosse zu bringen.

Es war ein köstlicher, milder Sommerabend; aber der Lieutenant hatte Recht gehabt: eine Stunde später mußten die Nebel in dem Walde aufsteigen, und diese konnten, gerade bei der herrschenden Epidemie, gefährlich werden.

Gern hätte er dem Fräulein seinen Arm angeboten, aber er wagte es nicht. Beide gingen eine ganze Weile schweigend neben einander her; sie vermochten keine Worte zu finden, obgleich sie das Drückende dieser Situation vollkommen fühlten. Fade Schmeicheleien über ihre aufopfernde Mildthätigkeit wollte ihr der Lieutenant nicht machen.

Endlich eröffnete Selma das Gespräch. In etwas befangener Weise sprach sie von dem schönen Abende, von dem herrlichen Waldesgrün, endlich von der Nothwendigkeit, sich zu beeilen, da die Oberstin schon mit Ungeduld warten würde.

Aber Hugo's Schritt wurde dadurch doch nicht beschleunigt; er wollte die Unterhaltung noch in die Länge ziehen und auf ein anderes Thema hinüberspielen. An Selma's Bemerkungen anknüpfend, sprach er über die Natur seines nordischen Vaterlandes, für das er wirklich eine kleine Schwärmerei hegte, dann von den eigenen Verhältnissen, in denen er dort gelebt hatte, und von seiner Hoffnung, bald dahin zurückzukehren.

„Es gefällt Ihnen also nicht in unserem schönen Lande, das die Meisten, die ich gesprochen habe, doch dem Norden vorziehen?" fragte das Fräulein.

„Das wollte ich nicht sagen; das Klima ist hier angenehmer, die Vegetation reicher, und an Romantik übertreffen Ihre Gebirgslandschaften gewiß unsere herrlichen lithauischen Seen und Wälder, aber das Vaterland bleibt uns doch immer das Liebste und Höchste, zumal wenn uns noch andere innige Seelenbande daran knüpfen."

Selma entfärbte sich ein wenig und warf einen heimlichen Seitenblick auf ihn.

„Sie erzählten mir einmal," meinte sie nach einer kleinen Pause, „daß Ihre einzigen Verwandten, Vater und Schwester, in Dresden wohnten."

„Ganz richtig, aber ich habe dort oben auch noch Wesen, mit denen mein Herz auf das Innigste verknüpft ist. Aber warum sollte ich ein Geheimniß daraus machen?" setzte er entschlossen hinzu, denn er glaubte, der Herzensruhe Selma's in diesem Falle auch die Wahrheit zum Opfer bringen zu dürfen, „— ich bin verlobt."

Hugo hatte so viel Zartgefühl, das junge Mädchen nicht anzusehen, um sich von dem Eindrucke zu überzeugen, den seine Worte auf dasselbe gemacht hätten. Selma antwortete nicht sogleich. Er hörte nur ihren leichten Tritt auf dem Waldwege, aber es war ihm doch vorgekommen, als ob sie einen Moment gestutzt hätte, sobald er das verhängnißvolle Wort aussprach.

„Verzeihen Sie," begann sie nach einer Weile mit gepreßter Stimme, in welcher die innere Erregung durch die erzwungene Ruhe hindurchzitterte, „daß ich Ihnen nicht sogleich meinen Glückwunsch aussprach, aber Ihre Mittheilung überraschte mich, da wir weder von Ihnen noch von dem Herrn Major je eine Andeutung darauf erhalten hatten."

„Ich bin von Ihrer Theilnahme überzeugt, mein gnädigstes Fräulein. Sie werden sich nun gewiß auch manche finstere oder träumerische Miene bei mir erklären können; die Erinnerung an ein Glück, das mir augenblicklich fern liegt, brachte sie hervor. Ich liebe meine Braut von ganzer Seele."

„Aber," unterbrach er sich selbst, ordentlich erleichtert dadurch, daß er ausgeführt, was ihm schon so lange das Herz bedrückt hatte, „da sind wir schon beim Bergschlosse angekommen; ich bin wirklich in Versuchung, zu bedauern, daß der Weg von Tyschnowitz bis hierher so kurz ist."

„Es fängt schon an, kühl zu werden," sagte Selma nur, ihren Shawl fester um sich ziehend.

Man hörte deutlich, daß ihr die Worte kaum über die Lippen gehen wollten.

Hugo fühlte Mitleid für sie; er machte sich den Vorwurf, ihr jene Mittheilung, die sie tief erschüttert zu haben schien, nicht vorsichtiger gemacht zu haben, aber er sagte sich auch zum Troste, ihre Neigung könne in der kurzen Zeit noch nicht so tiefe Wurzeln geschlagen haben, daß dieselben nicht ohne allzu große Schmerzen wieder auszurotten seien.

Auf der kurzen Strecke bis zum Schlosse wechselten Beide kein Wort mehr, sondern beschleunigten nun wirklich ihre Schritte.

Hugo konnte jetzt nicht mehr unterlassen, seine Begleiterin heimlich zu betrachten. Sie war sehr blaß, hielt die Augen zu Boden niedergesenkt und die Lippen fest auf einander gepreßt. Er bedurfte keiner Beweise mehr dafür, daß es hohe Zeit gewesen sei, sie von einer verderblichen Leidenschaft, die vielleicht das Unglück ihres ganzen Lebens hätte werden können, zu retten.

Auf dem Hausflur empfahl er sich ihr mit einigen herzlichen Worten; sie neigte zur Antwort nur den Kopf, sah ihn aber nicht an. Erzürnt schien sie nicht, die engelgleiche Sanftmuth, die jetzt eine Beimischung von etwas Schmerzlichem hatte, lag noch immer auf ihrem Antlitze.

Das Fräulein begab sich sogleich zu der Oberstin, die anfänglich über ihr langes Ausbleiben ein wenig schmollte, sich aber bald beruhigen ließ; Selma verschwieg ihr auch keineswegs, daß Lieutenant von Mohrfeldt sie nach Hause begleitet habe, worin ihre Tante durchaus nichts Auffälliges fand. Von der Mittheilung, die ihr Hugo gemacht, erwähnte Selma kein Wort,

dagegen bat sie um die Erlaubniß, sich jetzt schon auf ihr Zimmer zurückziehen und niederlegen zu dürfen, da sie der Gang nach dem Dorfe und die Behandlung der Kranken sehr ermüdet habe und sie einen leichten Kopfschmerz fühle.

„Du wirst Dich selbst noch aufreiben oder uns gar die böse Krankheit in das Haus schleppen, mein Kind," meinte die Oberstin, scherzweise mit dem Finger drohend.

„Alle Aerzte versichern, daß die Cholera nicht ansteckend sei," erwiederte Selma, „und wenn dies doch der Fall wäre, so müßte ich schon längst davon ergriffen worden sein. Mir ist es Bedürfniß, zu helfen, da ich mich immer mehr überzeuge, wie viel ich dadurch nützen kann. Die Leute im Dorfe waren zuerst von panischem Schrecken ergriffen, wenn die Krankheit in ihrem Hause oder in ihrer Nachbarschaft ausbrach, und ließen die armen Kranken fast ohne Hülfe; die Furcht allein führte auch zuweilen das Uebel herbei; seitdem ich ihnen aber vernünftig zugeredet habe — und ich kann ohne Eitelkeit behaupten, daß sie mehr Vertrauen zu mir als zu dem fremden jungen Arzte haben, der übrigens ein ganz tüchtiger Mann in seinem Fache ist — und ihnen mit gutem Beispiele vorangegangen bin, haben sie einigen Muth gefaßt und ergeben sich mit Gottvertrauen in das Unabänderliche."

Die Oberstin erwiederte Nichts, aber sie blickte ihre Nichte zärtlich an und küßte sie auf die Stirn; dann wünschte sie ihr eine gute Nacht, und Selma ging nach ihrem Zimmer.

Inzwischen war Hugo bei seinem Major eingetreten und stattete demselben kurz seine Meldung ab.

„Ich habe auch etwas Neues für Sie, das Ihnen vermuthlich nicht unangenehm sein wird," sagte der Major. „Vor zwei Stunden etwa ist der Befehl eingetroffen, daß unser Bataillon morgen früh ausmarschiren soll, um die äußersten Vorposten auf achtundvierzig Stunden zu beziehen; dann kehren wir wieder in die alten Quartiere zurück. Die bezüglichen Befehle habe ich in Ihrer Abwesenheit selbst ausgefertigt und durch Or-

donnanzen abgesandt; wir haben also nur noch für unsere eigenen Personen zu sorgen; das Fouragiramt habe ich meinem alten Johann übertragen, und die Frau Oberstin wird ihn wohl nicht im Stiche lassen."

Hugo war die Nachricht aus doppeltem Grunde wirklich angenehm; einmal mußte er ganz in die Nähe von Schloß Glücksburg kommen und durfte hoffen, Therese in diesen achtundvierzig Stunden öfter und ganz ungenirt zu sehen und zu sprechen, dann war es ihm aber auch willkommen, daß er dem Bergschlosse auf kurze Zeit den Rücken kehren konnte, damit Selma Zeit gewönne, sich wieder vollständig zu fassen und ihm mit der alten Unbefangenheit entgegentreten zu können.

Die beiden Herren kleideten sich nun an, um zum Thee in das Gesellschaftszimmer hinabzugehen. Sie fanden daselbst dieses Mal die Oberstin allein und hörten von ihr, daß Selma sich Unwohlseins halber schon zur Ruhe begeben habe.

Hugo fühlte sich einigermaßen beunruhigt darüber; das arme Mädchen mußte doch schwer leiden, wenn es nicht so viel Kraft bewahren konnte, ihm an diesem Abende noch einmal unter die Augen zu treten; aus dem unbefangenen Wesen der Oberstin schloß er übrigens bald mit Gewißheit, daß Selma ihr Nichts von seiner überraschenden Mittheilung gesagt habe, wie er es auch erwartet hatte.

Die alte Dame hatte schon durch die dritte Hand, d. h. durch ihren alten Hausmeister Franz Welker, mit dem sich Johann wegen der „Fourage", wie es der Major nannte, in Verbindung gesetzt, erfahren, daß sie ihre Gäste auf zwei Tage verlieren werde; der Major brachte ihr daher keine neue Nachricht.

Sie bedauerte, daß die Herren in dieser Zeit wieder größeren Strapazen ausgesetzt sein würden, und sprach auch die Befürchtung aus, daß sie in so großer Nähe der Festung Gefahr laufen könnten, worüber Beide sie scherzend zu beruhigen suchten. Uebrigens stellte sie ihnen Alles, was ihr Haus besaß, zur Disposition, um es sich draußen im Bivouak so bequem als

möglich zu machen, und ließ sich nicht davon abbringen, ihnen am zweiten Tage neue Vorräthe senden zu wollen. Der Major warf seinem Adjutanten einen schmunzelnden Seitenblick zu und machte nicht viel Einwendungen.

Da der Aufbruch der Offiziere schon am frühen Morgen erfolgen mußte, trennte man sich bald, nachdem Erstere von der Oberstin gleich Abschied genommen hatten; für das Fräulein konnten sie nur eine gehorsamste Empfehlung hinterlassen.

Hugo konnte noch lange Zeit, nachdem er sich niedergelegt hatte und während Major von B— längst schnarchte, nicht einschlafen, denn seine erregte Phantasie führte ihm Selma vor, wie sie in ihrem Stübchen stille, bittere Thränen weinte und unter schmerzlichen Kämpfen mit dem ersten süßen Traume abschloß, der ihr jungfräuliches Herz so lebhaft bewegt hatte.

Man könnte glauben, Hugo von Mohrfeldt sei ein bischen zu sehr auf seine eigenen Vorzüge eingebildet gewesen, um solche Schlüsse zu ziehen; aber man kennt ja jetzt schon genügend seinen Charakter, der ihn vor einer solchen Verdächtigung schützen sollte, und übrigens hatte er gar nicht Unrecht — es war gerade so, wie er es sich dachte.

XI.

Bei den Vorposten.

Am nächsten Morgen in aller Frühe stiegen der Major und Hugo zu Pferde, während im ganzen Hause noch Niemand wach war, als der alte Hausmeister Franz, der ihnen viele gute Wünsche auf den Weg mitgab, und ritten, gefolgt von Johann, der einen mächtigen Korbsäbel an der Seite hatte und den Klepper seines Herrn, mit zwei großen ledernen Packtaschen beladen, am Zügel führte, sowie den auf dem Bergschlosse einquartierten Ordonnanzen, nach dem Rendezvousplatze des Bataillons.

Der Major war vortrefflicher Laune, denn der Himmel war klar und die Sonne ging herrlich auf, man konnte also einen schönen Tag erwarten, und überdies hatte Johann ihm vor dem Aufbruche einen so genügenden Rapport über die eingepackte Fourage machen können, daß ihm Nichts mehr zu wünschen übrig blieb.

Hugo war etwas tiefer in sich gekehrt, aber die Scherze seines alten Freundes und Vorgesetzten, die Aussicht, Therese wiederzusehen, und die erfrischende Morgenluft verfehlten doch nicht ihre Wirkung auf ihn, und allmälig trat das trauervolle Bild des Engelfräuleins in den Hintergrund.

Am Fuße der Hügelkette, auf der das Bergschloß lag, war der Sammelplatz für das Bataillon bestimmt worden; der Major

fand dasselbe bereits zur Stelle und wurde mit einem donnernden, freudigen „Guten Morgen, Herr Oberstwachtmeister!“ begrüßt. Kurz darauf kam auch noch eine Dragonerschwadron dazu, die ebenfalls in der Vorpostenstellung verwandt werden sollte, und nun setzte sich die ganze Kolonne auf dem Wege in Marsch, auf welchem Hugo damals das Abenteuer mit den Haller-Husaren erlebt hatte, das ihm beinahe so schlecht bekommen wäre.

Die Soldaten waren guten Muthes und sangen ihre Lieder. Glücklicherweise kam auch kein Erkrankungsfall vor, der die heitere Laune gestört haben würde, denn alle Schwachen und Kränklichen waren in den Quartieren zurückgelassen worden. In der Unterhaltung mit seinen Kameraden, die ihn herzlich begrüßten und sich unter munteren Scherzen auf die Abenteuer freuten, die sie auf Vorposten erleben könnten, oder auf die launigste Weise über ihre oft sehr schlechten Quartiere berichteten, verflog bei Hugo auch die letzte Spur von Trübsinn.

Etwa auf dem halben Wege bis zum Ziele passirte man ein größeres Dorf, das stark besetzt war und in dem auch ein höherer Stabsoffizier im Quartier lag. Der Major mußte demselben natürlich seine Meldung abstatten, und Hugo begleitete ihn dabei.

„Ich habe vor wenigen Stunden erst Nachrichten aus dem Hauptquartier erhalten,“ sagte er zu ihnen, „und dieselben scheinen mir für uns Alle von großer Wichtigkeit zu sein; ich will sie Ihnen deshalb mittheilen. Am 18. Juli Nachmittags hat Se. Majestät der König das Hauptquartier von Brünn nach Nikolsburg verlegt. Kurz vorher waren sehr günstige Nachrichten von der Main-Armee eingetroffen.“

Der Oberst nahm den Brief, den er erhalten hatte, und las den ausführlichen Bericht vor. Unsere Leser wissen bereits, was sich bis zu jener Zeit im westlichen Deutschland zugetragen hatte.

„Vor seiner Abreise aus Brünn sprach sich Se. Majestät

noch sehr befriedigt gegen den Bürgermeister dieser Stadt, Dr. Giskra, aus; er sagte ihm nämlich:

„„Ich freue Mich, daß Meine Erwartungen und Ihre Zusagen bei Meiner Ankunft so vollständig in Erfüllung gegangen sind. Sie sind Meinen Truppen freundwilligst entgegengekommen, obgleich Ihnen das bei der großen Zahl derselben schwer geworden sein muß. Dafür danke Ich der Stadt Brünn. Aber Sie werden sich auch überzeugt haben, daß Ich Recht hatte, als Ich Ihnen sagte, daß Meine Truppen nichts Unbilliges fordern würden. Ich kenne Meine brave Armee! Das Nöthige soll und muß ihnen aber werden, wo es auch sei! Sagen Sie das mit Meinem Danke den Bewohnern Brünns!""

„Der König hat in Nikolsburg das Schloß der Gräfin Mensdorff-Pouilly bezogen, und zwar hat er sich zu seiner Wohnung dasselbe Zimmer gewählt, das Napoleon nach der Schlacht bei Austerlitz im Jahre 1805 inne hatte und von wo aus er als Sieger in Wien einzog. Eine gute Vorbedeutung! nicht wahr, meine Herren?

„Alle Truppenkorps sind nun in raschem Vordringen begriffen und schon weit über die Demarkationslinie hinaus, die unser königlicher Herr dem Kaiser von Oesterreich als Grundlage zu Waffenstillstandsverhandlungen angeboten hatte. Wie stark sie nun auch Wien verschanzt haben und welche Truppenmassen, zum großen Theile schon geschlagene und entmuthigte, sie dort zusammenziehen, so muß dem Kaiser selbst seine Sache doch sehr bedenklich erscheinen, denn am 17ten d. Mts. hat er schon einen Nothruf an die Ungarn erlassen und in allen übrigen Provinzen den Landsturm aufgeboten.

„Nun, meine Herren, nach allen diesen freudigen Nachrichten kommt aber der hinkende Bote, wenn ich so sagen soll," meinte der alte Herr mit etwas saurem Gesichte. „Unsere Armeen stehen jetzt schon fast im Angesichte der österreichischen

Hauptstadt — nur noch wenige Tage, noch eine kühne That, ein großer, fast gewisser Sieg, und Oesterreich ist auf das Tiefste gedemüthigt. Da drängt sich nun dieser verteufelte — Gott verzeihe mir den Ausdruck! — Franzose, der Botschafter Benedetti, der sich schon neulich so viel Mühe um den Waffenstillstand gegeben hat, in unseren Siegeslauf und befürwortet auf's Neue einen Waffenstillstand, der zu Friedensunterhandlungen führen soll, und man sagt, daß Se. Majestät nicht abgeneigt sei, darauf einzugehen, vermuthlich, weil Verwickelungen mit Frankreich zu befürchten sind. Ist das alte Wort nicht wahr: Was das Schwert erkämpft hat, verdirbt wieder die Feder der Diplomatie? — Was sagen Sie dazu, meine Herren?"

Der alte Herr war ganz in Feuer und Flammen gerathen und machte ein bitterböses Gesicht. Der Major und Hugo stimmten ihm wirklich aus vollem Herzen bei, und es wurde zwischen ihnen noch eine ganze Weile hin und her disputirt, während das Bataillon und die Schwadron sich vor dem Dorfe ausruhten.

Nach einer halben Stunde empfahl sich der Major, und seine Kolonne setzte ihren Marsch fort.

Derselbe führte so nahe an Schloß Glücksburg vorbei, daß man dasselbe deutlich erblicken konnte; jetzt hatte Hugo, so schnell und laut sein Herz auch klopfte, doch nicht Zeit, Therese zu begrüßen.

Eine kurze Strecke weiter lagerte in einer Vertiefung dicht an der Straße das Gros der Vorposten, das der Major jetzt ablösen sollte. Weiter vorwärts gegen die Festung hin waren Replis aufgestellt, davor die Feldwachen, und den äußersten Umkreis bildeten die Doppelposten, theils Infanterie, theils Kavallerie, je nachdem das Terrain der Anwendung jeder dieser Waffengattungen günstig war.

Die alten Vorposten waren gerade nicht übermäßig ermüdet, aber doch herzlich froh, nach achtundvierzig Stunden abgelöst zu werden, denn sie hatten schreckliche Langeweile ausgestanden, da

die Oesterreicher, obgleich man die Festung deutlich vor sich erblickte, Nichts von sich sehen und hören gelassen hatten; höchstens war von den äußersten Posten einmal auf eine kleine Schleichpatrouille Feuer gegeben worden, die sich dann sogleich schleunigst zurückzog, ohne sich auf einen Kampf einzulassen.

„Es ist weiter Nichts, wir üben nur Felddienst, wie auf dem Exerzierplatze," sagten die Soldaten zu ihren sie ablösenden Kameraden. „Da drüben liegt die Festung, aber es sieht beinahe aus, als ob kein lebendiges Wesen darin wäre."

Die Ablösung erforderte mehrere Stunden Zeit, und der Major, der sich von der ganzen Aufstellung genaue Kenntniß verschaffen mußte, pustete bei der starken Hitze auf seinem alten Braunen nicht wenig und wischte sich ein über das andere Mal mit dem buntseidenen Taschentuche die über das volle rothe Gesicht perlenden Schweißtropfen ab, wobei er seinem Adjutanten gewöhnlich einen wahrhaft verzweiflungsvollen Seitenblick zuwarf.

Auch Hugo war schon längst ungeduldig geworden, denn er sehnte sich nach Beendigung des Dienstes, um nach Schloß Glücksburg hinüberreiten zu können. Aber der Dienst ist eisern streng: unsere beiden Offiziere mußten aushalten, bis sie allen seinen Formen genügt hatten.

Als sie zurückkehrten und sich von den fröhlich abziehenden Kameraden verabschiedet hatten, suchten sie das Plätzchen auf, das ihnen während achtundvierzig Stunden als Wohnung dienen sollte.

Die Soldaten hatten es sich schon bequem gemacht; für Holz und Stroh war von den Intendanturbeamten gesorgt worden, da hier Alles Tag für Tag seinen regelmäßigen Gang hatte. Die Gewehre waren zugweise nach der Lagervorschrift in Pyramiden zusammengesetzt, das Lederzeug und die Seitengewehre hingen an den Bayonneten, die Tornister waren dahinter in schnurgraden Linien auf dem Boden gereiht. Hinter dem Bataillon waren die Trommeln zu einer Pyramide auf

einander gesetzt, und dazwischen steckte die Fahne in ihrem wachstuchenen Ueberzuge.

Seitwärts der Gewehre lagerten die Soldaten auf Stroh; sie hatten in den eine Strecke weiter zurück angelegten Kochgräben schon ihre Rationen abgekocht und waren jetzt beim Verspeisen derselben; auch die Offiziere, die sich ein schattiges Plätzchen unter einigen Bäumen ausgesucht hatten, nahmen mit großem Appetite ihre Mahlzeit ein, die eigentlich eine Art Pickenick war, da ein Jeder dazu die Vorräthe lieferte, die er in seinem Quartiere hatte auftreiben können.

Der Rest der Dragoner-Schwadron, der nicht auf Feldwache war, hatte sein Bivouak neben dem Füsilier-Bataillon aufgeschlagen, und die in langen Reihen an den Piquetpfählen und Fouragirleinen befestigten gesattelten Pferde, die jetzt ihre Nasen tief in die leinenen Futterbeutel hineingesteckt hatten, gaben ein recht hübsches lebendiges Bild ab.

Der alte Johann hatte mit Hülfe einiger Füsiliere für seinen Herrn schon die möglichste Fürsorge getroffen. Der Major nannte ihn scherzweise, aber mit Recht, oft seine gute Fee, die nur zu sagen brauchte: „Tischchen, deck' Dich!"

Wirklich stand, wie durch Zauberei, schon eine ganz hübsche kleine Strohhütte da, die für zwei Personen in liegender oder sitzender Stellung hinreichenden Platz gewährte und gegen Wind und nicht allzu starke Regengüsse recht gut zu schützen vermochte. Vor dieser Hütte, deren Fußboden mit wollenen Decken und den Mänteln der Herren belegt war, hatte Johann aus Strohbunden, deren er sich eine reichliche Anzahl zu verschaffen gewußt, einen ganz guten und weichen Sitz mit Rücklehne bereitet und davor auf der Erde ein weißes Tuch ausgebreitet, welches als Speisetisch dienen sollte, der jetzt schon zum Theil servirt war.

Johann besaß nicht allein ein großes Talent zum Fouragiren, sondern war auch ein vortrefflicher Koch, zwei Eigenschaften, die ihn, neben der Sorgfalt für seinen Herrn und dessen Pferde, dem Ersteren ganz unentbehrlich machten.

Der Major und sein Adjutant gingen zunächst zu den übrigen Offizieren, die gerade bei Beendigung ihres Diners waren, und wechselten einige Worte mit ihnen, und als sie dann nach ihrer Strohhütte zurückkehrten, hatte Johann bereits alle Herrlichkeiten servirt, die er dieses Mal zu bieten vermochte; man mußte gestehen, daß er die Speisekammer des Bergschlosses tüchtig gebrandschatzt hatte.

Major von B— rieb sich vergnügt die Hände und entwickelte einen vortrefflichen Appetit, was sich von seinem Adjutanten weniger sagen ließ, da derselbe von Ungeduld fast verzehrt wurde. Dem alten Herrn fiel dies endlich doch auf, so sehr er auch mit sich selbst beschäftigt war, und als seine wiederholten Einladungen und Ermahnungen Nichts fruchteten, meinte er endlich, sich den grauen Schnurrbart mit der Serviette abwischend:

„Ich weiß schon, was Ihnen fehlt, lieber Mohrfeldt; Ihre Gedanken sind auf Schloß Glücksburg. Nun, ich will Sie nicht länger auf die Folter spannen. Wir haben am Nachmittage Nichts zu thun, denn ich gedenke die Posten erst bei Einbruch der Dunkelheit zu bereiten, wo einige Aufstellungen zu verändern sein werden, und bis dahin gebe ich Ihnen Urlaub. Sollte, wider alles Erwarten, Etwas vor der Festung passiren, so werde ich Ihnen eine Kavallerie-Ordonnanz schicken, Glücksburg ist ja kaum eine gute Viertelstunde weit entfernt."

Hugo dankte seinem Major herzlich und ließ sich sogleich sein Pferd vorführen. Bei den übrigen Offizieren hieß es, er habe einen dienstlichen Auftrag zu vollführen.

Bald hatte er den Bivouakplatz hinter sich gelassen, und nun ging es spornstreichs auf Schloß Glücksburg zu, das er schon nach wenigen Minuten zu Gesicht bekam.

Die dort einquartierten Offiziere waren ihm, obgleich sie nicht zu seinem Regimente gehörten, größtentheils persönlich, wenn auch nur flüchtig, bekannt, und es genirte ihn eigentlich, mit ihnen zusammenzutreffen, da sie sein Verhältniß zu der

schönen Wittwe leicht durchschauen, wenigstens argwöhnen konnten; außerdem mußte ihre Gegenwart ihn auch in der Unterhaltung mit ihr stören. Dagegen ließ sich nun aber einmal Nichts thun, und er mußte Alles auf sein gutes Glück ankommen lassen.

In der Nähe des Schlosses zügelte Hugo seinen wie der Wind dahinbrausenden Ungar — der sich übrigens bisher als ein ganz vortreffliches Pferd erwiesen hatte — um durch seine Ankunft nicht allzu großes Aufsehen zu erregen. Im Schritt ritt er auf den Hof, und der Erste, der ihm hier entgegenkam, war das Faktotum Frau von Liebow's, der verschmitzte Johann, der sich mit Hülfe seiner Geliebten, der Kammerzofe, schon eine ziemlich richtige Vorstellung von ihren Verhältnissen zu machen gewußt hatte.

Er lächelte deshalb auch sehr freundlich, als er den preußischen Offizier erblickte, und eilte dienstfertig herbei, um ihm das Pferd abzunehmen.

„Ist Frau von Liebow zu Hause?" war Hugo's erste rasche Frage.

Sein Herz klopfte, wenn er daran dachte, daß er umsonst gekommen sein könne.

„Ja wohl, Euer Gnaden."

„Vielleicht gerade bei Tafel?"

„Nein, die Herren Offiziere, die hier in Quartier liegen, sind schon Vormittags bis auf den einen Herrn Lieutenant, der sich unpäßlich fühlte und auf seinem Zimmer geblieben ist, nach einem der nächsten Dörfer hinübergefahren, um dort ihre Kameraden zu besuchen; die gnädige Frau ist ganz allein, und ich will Sie sofort anmelden, sobald ich das Pferd einem Knechte übergeben habe. Soll es in den Stall gebracht werden?"

„Ja, ich werde mich wahrscheinlich einige Stunden hier aufhalten, aber sattelt mir das Pferd nicht ab, denn es könnte kommen, daß ich schnell wieder aufbrechen muß."

Johann rief einen Knecht herbei, übergab ihm das Pferd

mit seinen Instruktionen und sprang dann wie eine Katze, um seine Dienstfertigkeit zu zeigen, vor Hugo die Treppe hinauf; er wußte oder vermuthete wenigstens ziemlich sicher, daß er seiner gnädigen Frau eine angenehme Meldung bringe.

Hugo folgte ihm etwas langsamer; es galt ja nur noch eine kurze Probe für seine Ungeduld zu bestehen. Welch' glücklicher Zufall, daß er Therese allein traf! Er hatte sich schon so lange nach einer zärtlichen Schäferstunde gesehnt!

Oben im Korridor kam ihm Johann schon mit strahlenden Blicken entgegen.

„Die gnädige Frau erwartet den Herrn Lieutenant,“ sagte er, auf eine Thür deutend.

Diese führte in dasselbe Zimmer, in dem wir die schöne Wittwe mit dem Rittmeister und den beiden böhmischen Juden zum letzten Male gesehen haben.

Als Hugo eintrat, flog sie ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen; ihre leuchtenden Augen, die frisch getötheten Wangen und das holdseligste Lächeln verriethen ihre freudige Ueberraschung, die dieses Mal wohl keine Verstellung war.

„Sehe ich Dich endlich wieder, mein Geliebter?“ rief sie unter beinahe wilden Liebkosungen, die er, von ihrer Schönheit und diesem herzlichen Empfange hingerissen, in gleicher Weise erwiederte. „Wie gern wäre ich nach dem Bergschlosse hinübergekommen, aber Du weißt jedenfalls schon, daß ich uneingeladene Gäste habe, die uns heute, Gott sei Dank, nicht stören werden, denn sie gedenken erst in später Nacht zurückzukehren. Aber wie kommst Du hierher, Hugo?“

Sie zog ihn mit sich zum Sopha fort, setzte sich dicht neben ihn und behielt ihren schönen Arm um seinen Hals geschlungen.

Er erzählte ihr, daß er in kurzer Entfernung vom Schlosse mit seinem Bataillon im Bivouak liege, da dasselbe die Vorposten gegen die Festung ausgestellt habe.

Bei diesen Worten erglänzten die Augen der schönen Frau noch heller.

„Major von B— ist also auch hier?“ fragte sie lebhaft.

„Gewiß, er kommandirt die Vorposten.“

„O, das ist prächtig! Dann soll er mir sein Versprechen einlösen, mich auf seinem Rundritte mit sich zu nehmen, damit ich einmal, wie ich schon längst gewünscht habe, ein solch' interessantes Kriegsbild kennen lerne.“

Hugo gestand sich heimlich, seinem Major werde diese Zumuthung nicht gerade sehr willkommen sein, zumal sich ihre Ausführung auch nicht recht mit seiner Pflicht vertrug; aber er gedachte Therese noch später von diesem Gedanken, der vielleicht nur eine flüchtige Laune war, abzubringen.

„Wie lange,“ fragte sie, schnell wieder überspringend, „werde ich denn heute das Glück Deiner Gesellschaft genießen dürfen?“

„Wenn es zu dunkeln beginnt, muß ich zurückkehren, vorausgesetzt, daß ich nicht durch eine Ordonnanz schon früher abberufen werden sollte, falls etwas Außergewöhnliches vorfällt.“

„Ach Gott, das ist ja nur eine kurze Spanne Zeit!“ seufzte Therese.

„Ich werde Dich vielleicht morgen und übermorgen noch einmal wiedersehen können.“

„Vielleicht! Das ist für ein liebendes, sehnsuchtsvolles Herz ein bedeutungsloses Wort! Und dann werden wir morgen durch die übrige Gesellschaft sehr genirt sein. Dieser Tag gehört uns ganz, und ich will sein Glück bis auf die Hefe genießen; ich kann mich nicht wieder so schnell von Dir trennen, nachdem ich Dich so lange entbehrt habe.“

„Ich bin Dir für diese Worte über Alles dankbar, geliebte Therese, aber der Dienst und die Pflicht sind unerbittliche Gebieter.“

Frau von Liebow ließ einen Augenblick traurig den Kopf hängen, dann erhob sie sich schnell wieder und rief in freudiger Bewegung:

„Wir werden uns noch nicht so früh trennen, theurer Hugo; um ein paar Stunden wenigstens will ich unser Zusammensein verlängern. Ich werde Dich nachher, wenn die Zeit zum Aufbruche für Dich gekommen ist, zu Pferde begleiten, und der Major soll uns Beide auf seinem Rundritte mit sich nehmen. Das muß ein herrlicher, romantischer Spazierritt werden in der stillen, sternenklaren Nacht, an der Seite des Geliebten, wenn man die seltsamen, noch unbekannten Bilder vor Augen hat!"

„Du bedenkst nicht, liebe Therese," meinte Hugo kopfschüttelnd, „daß ein solcher Ritt in der äußersten Vorpostenlinie vor einer feindlichen Festung leicht Gefahren mit sich führen kann."

„Desto besser! Meinst Du, daß ich an Deiner Seite irgend eine Furcht kennen würde? Diese Unsicherheit führt eine angenehme kleine Nervenspannung herbei; sie erhöht die Romantik. Uebrigens behaupten meine neuen Gäste mit der größten Sicherheit, es werde der Besatzung gar nicht in den Sinn kommen, einen Ausfall zu machen, da derselbe ganz zwecklos und sie zu entmuthigt sei."

„Das können meine guten Kameraden ebenso wenig mit Bestimmtheit behaupten, als ich. Eine einzige Kugel, von einer kleinen Patrouille, die sich vorgeschlichen, abgesandt, kann aber schon großes Unglück anrichten."

„Ach!" rief Frau von Liebow scherzend, „ich habe Eure Soldaten hier im Schlosse oft singen hören: Eine jede Kugel die trifft ja nicht."

„Nein, Therese, ich bitte Dich, diesen Gedanken aufzugeben; ich würde die größte Angst Deinethalben ausstehen —"

„Du wirst sie vergessen, wenn wir glücklich sind," unterbrach sie ihn. „Vielleicht erleben wir wieder so ein interessantes Abenteuer wie in dem Walde bei Rosenau. Denkst Du noch daran, Geliebter? Ist uns da aus der Gefahr nicht das schönste Glück erblüht?"

Sie überhäufte ihn mit neuen schmeichelnden Liebkosungen und Bitten, ihr den Willen zu lassen. Hugo fühlte, daß er schwach wurde; er versuchte noch eine letzte Einwendung.

„Ich muß Dir aufrichtig gestehen," sagte er, „daß Major von B— es nicht gern sehen würde, wenn Du mich nach dem Bivouak begleitetest; Dein Verlangen würde ihn in Verlegenheit setzen, denn es verträgt sich nicht mit einem so ernsten Dienste, wie wir ihn augenblicklich haben."

„Aber der Major hat mir die Erfüllung meines Wunsches bereits zugesagt!"

„Das war nur Höflichkeit, Galanterie, eine bloße Redensart des alten Herrn; er hat jedenfalls gedacht, daß Du diesen Einfall wieder vergessen würdest, und sich auch in diesem Sinne zu mir ausgesprochen."

„O, da kennt er Therese von Liebow schlecht! Ich habe keine weibischen, flüchtigen Launen, ich spreche und handle stets mit Ueberlegung. Nun gerade muß ich ihm den Beweis dafür liefern, indem ich ihn auffordere, sein Versprechen zu erfüllen. Nein, lieber Hugo, hier kommt mein Ehrgefühl mit in das Spiel, und ich muß nun darauf bestehen, daß Du mir keine Hindernisse in den Weg legst."

Theresens Wangen glühten, obgleich sie mehr im Scherz als im Ernst gesprochen hatte, und lachelnd setzte sie hinzu:

„Jetzt darf ich noch eigensinnig sein, Hugo, und es wäre sehr ungalant von Dir, wenn Du Deiner Braut eine so dringende Bitte abschlagen wolltest; wenn ich erst einmal Deine Gattin bin, ist es an mir, zu gehorchen."

Hugo mochte noch einwenden, was er wollte, selbst die Stirn kraus ziehn, Frau von Liebow blieb bei ihrem Eigensinn und begann schließlich ordentlich empfindlich zu werden. Da blieb ihm denn endlich doch Nichts übrig, als einzuwilligen.

„Ich wasche meine Hände in Unschuld," sagte er resignirt; „leider kann ich mit ziemlicher Gewißheit voraussetzen, daß mir Major von B— nachher Vorwürfe machen wird."

„Fürchte das nicht; ich will ihm zuvorkommen und mich als die allein Schuldige bekennen.“

Die beiden Liebenden plauderten noch lange in der heitersten und zärtlichsten Weise — denn Hugo's kleiner Unmuth war durch die Liebenswürdigkeit Theresens bald zerstreut worden — über alle möglichen Dinge, die sich natürlich meistens auf sie selbst bezogen. Selma's erwähnte Frau von Liebow nur einmal, als sie sich nach dem Befinden der Damen auf dem Bergschlosse erkundigte; so scharf sie aber auch beobachten mochte, konnte sie doch glücklicherweise auf Hugo's Gesicht nicht die geringste Veränderung bemerken, denn er war auf diese Frage schon vorbereitet gewesen und fühlte ja übrigens sein Gewissen seiner Braut gegenüber jetzt ganz rein.

Eine Ordonnanz kam nicht, um den Adjutanten abzurufen, aber mit dem Eintritte der Dämmerung wurde es für ihn Zeit zum Aufbruche.

Therese ließ ihn auf kurze Zeit allein und erschien bald wieder in dem Reitkleide, das ihr so reizend stand und in ihm die seligsten Erinnerungen erweckte; seit jenem Abende auf Rosenau hatte er sie nicht wieder in diesem Kostüme gesehen.

Die Pferde standen schon vor der Thür. Frau von Liebow nahm wieder keinen Diener mit sich, dem es wohl auch nicht hätte erlaubt werden können, den Ritt mitzumachen, und auf Hugo's Frage, ob sie denn ohne Begleitung zurückzukehren gedenke, da er in der Nacht den Bivouakplatz nicht werde verlassen dürfen, antwortete sie lachend, daß sie schon oft, auch zur Nachtzeit, allein geritten sei und dies auch heute thun könne.

Es dunkelte bereits, als sie bei dem Lagerplatze des Bataillons anlangten; die sonderbare Erscheinung einer Dame zu Pferde an diesem Orte entging daher den Meisten, zumal die Füsiliere gerade mit dem Anzünden ihrer Wachtfeuer und dem Abkochen ihrer Abendrationen beschäftigt waren und die Offiziere sich an ihrem alten, seitwärts gelegenen Versammlungsorte bei einer Bowle wieder zusammengefunden hatten. Nur Majors

Johann stand eine Weile vor Staunen ganz starr da und machte ein Gesicht, als ob er ein Gespenst erblicke, worüber Frau von Liebow, die jetzt die Heiterkeit selbst war, herzlich lachte.

Hugo war schon aus dem Sattel gesprungen und warf seinem herbeieilenden Burschen die Zügel zu; dann eilte er zu Therese und half ihr vom Pferde.

„Wo ist der Herr Major, Johann?"

„Drüben bei den Herren Offizieren, Herr Lieutenant; er wartete nur auf Sie, um die Ronde zu reiten."

Hugo sagte Theresen, daß er den Major holen wolle, und sie setzte sich auf die Strohschütten vor der kleinen Hütte, während er davoneilte. Johann stand noch immer mit dem Kochlöffel in der einen Hand — er war gerade bei Bereitung der Abendmahlzeit gestört worden — an dem Eingange der Hütte in steifer militairischer Positur; es ließ sich, wenn man ihn ansah, schwer entscheiden, ob er das drinnen aufbewahrte Heiligthum, die gefüllten Packtaschen, gegen einen etwaigen räuberischen Ueberfall der fremden Dame zu vertheidigen gedenke oder in Demuth auf deren Befehle warte, nachdem er Zeuge der Höflichkeit des Adjutanten gegen sie gewesen war.

Frau von Liebow bemerkte ihn mehrere Minuten lang gar nicht. Alle ihre Sinne schienen von dem eigenthümlichen Bilde, das sich rings um sie her entrollte, in Anspruch genommen zu sein. Dieses Bild war aber auch schön.

Der Abend war milde, und an dem sich immer mehr verdunkelnden Himmel, an welchem sich kein Wölkchen blicken ließ, tauchte ein glänzender Stern nach dem andern auf; Alles versprach eine köstliche Nacht. Nach der Flußseite zu, wo das Terrain ganz flach war, hüllte sich die Gegend in einen immer tiefgrauer werdenden Schleier; in der entgegengesetzten Richtung erblickte man nur noch undeutlich, wie eine schwarze dicht über dem Horizonte lagernde Wolkenmasse, die bewaldeten Anhöhen, die das Thal der March einschlossen. Die Festung Olmütz war nicht mehr zu erkennen, aber man sah in jener Gegend viele

kleine Lichtpünktchen, die man für Leuchtwürmchen hätte halten können, wären sie nicht so unbeweglich geblieben.

Auf dem Lagerplatze loderten jetzt die ersten Wachtfeuer hell auf, und über ihnen wälzten sich röthlich gefärbte Rauchsäulen fort; die Bayonnete der zusammengesetzten Gewehre funkelten in dem zuckenden Lichtscheine, und das Gewirre dunkler Gestalten, die sich besonders um die Feuer drängten, gab diesem düsteren Bilde einen höchst lebendigen Charakter.

Dabei summte es rings umher wie ein Bienenschwarm, Pferde wieherten, von Zeit zu Zeit sprengte ein Kavallerist, der eine Meldung von oder nach den Feldwachen brachte, im langen Galopp über den Lagerplatz zu den Offizieren, hier und da ertönte ein lustiges oder schwermüthiges Soldatenlied, zuweilen wohl auch ein derber Fluch oder ein Kommandowort — überall Geräusch und Leben!

Frau von Liebow saß ganz in Anschauen und Nachdenken versunken da und spielte mechanisch mit ihrer zierlichen Reitpeitsche.

Es war gerade neun Uhr, die Zeit, zu der in den Lagern der Zapfenstreich geschlagen zu werden pflegt; hier auf Vorposten geschah dies aber nicht, um durch das Geräusch der Trommeln und den Klang der Hörner dem Feinde nicht die Aufstellung zu verrathen. Dagegen blieb man der in der preußischen Armee Jahrhunderte alten Sitte und Dienstvorschrift getreu, daß die Truppen zum Gebete antraten. Die Kompagnien stellten sich auf ihren Sammelplätzen in Reih' und Glied, nahmen die Mützen ab und sprachen ein stilles Vaterunser.

In einem großen Lager, wo der Zapfenstreich und die Retraite der Kavallerie von ganzen Musikkorps ausgeführt werden und die Letzteren einen Choral blasen, ist dieser Moment äußerst feierlich und ergreifend, aber auch hier machte er einen erhebenden Eindruck.

Therese begriff anfänglich nicht, was dies bedeute. Sie wandte sich um, da sie sich jetzt erst wieder des alten Johann

erinnerte, um denselben um Auskunft zu bitten; da sah sie den alten Soldaten, der jetzt in der Halblivree steckte, in betender Stellung noch immer vor dem Eingange der Hütte stehen. Sie verstand jetzt, was vorging, aber sie erhob sich nicht; unwillkürlich recitirte sie sich ein paar Strophen aus dem ihr bekannten Gaudy'schen Lagerliede:

„Die Sterne stehn am Himmel,
Im Lager ist es stumm,
Es geht mit Trommeln und Pfeifen
Der Zapfenstreich herum.

Und lautlos stehn die Rotten,
Den Tschakot in der Hand,
Ein Vaterunser murmelnd,
Den Blick zum Himmel gewandt.

Es betet wohl so Mancher
Sein letztes Abendgebet,
Der erst zu der Reveille
Des jüngsten Tages ersteht.

Gar Mancher am nächsten Morgen
Ruht blutig hingestreckt,
Der jetzt auf feuchter Erde
Sich mit dem Mantel deckt."

Eine Art von Schwermuth überkam sie; sie ließ das Haupt sinken und stützte es in die Hand.

Das Gebet war schnell beendigt, die Kompagnien lösten sich wieder auf, und das bisherige Lagergeräusch begann auf's Neue.

Auch die schöne Wittwe warf den Kopf in den Nacken zurück und machte eine Miene, als ob sie sich ihrer augenblicklichen Rührung schäme.

Der alte Johann, der überhaupt kein Freund von Frauen war und beobachtet hatte, daß sie während der heiligen Hand-

lung sitzen geblieben war, betrachtete sie mit mißtrauischen, finsteren Blicken.

Jetzt kamen Schritte schnell auf die Hütte zu. Therese wandte sich lebhaft um und erkannte den Major und Hugo; sie stand sogleich auf und reichte Ersterem, der sie sehr höflich begrüßte, die Hand.

In der That war der alte Herr keineswegs angenehm überrascht gewesen, als sein Adjutant ihm unter vier Augen Mittheilung von der Anwesenheit und Absicht Frau von Liebow's gemacht hatte, aber die Galanterie erforderte, gute Miene zum bösen Spiele zu machen. Major von B— fühlte sich insgeheim auch ein wenig geschmeichelt dadurch, den Besuch einer so schönen Frau zu erhalten, obgleich er sich wohl sagen konnte, daß sie weniger seinet- als Hugo's wegen gekommen sei. Er faßte die Sache nicht von einer so bedenklichen Seite wie der Letztere auf und erwiederte auf dessen Entschuldigungen lächelnd:

„Beruhigen Sie sich nur, lieber Hugo; schöne Frauen sind gewöhnlich eigenwillig, und Ihre verehrte Braut schien mir schon längst keine Ausnahme davon zu machen. Ich glaube nicht, daß wir irgend eine Gefahr für sie zu befürchten haben, denn unsere Holters wagen sich so leicht nicht aus ihrem festen Neste."

Der Major bestand darauf, daß Frau von Liebow zuerst der Kochkunst seines Johann Gerechtigkeit müsse widerfahren lassen, denn dabei hatte er selbst ein sehr großes Interesse, und in Eile wurde nun auf der Strohbank vor der Hütte eine frugale Abendmahlzeit eingenommen, bei der die heiterste Laune herrschte. Therese fand Alles höchst romantisch und reizend; wie sehr sie aber auch Johanns Genie in dessen Gegenwart anerkennen und preisen mochte, behielt der Alte doch seine finstere Miene; die Dame gefiel ihm einmal nicht — für ihre Schönheit hatte er kein Auge — und als er einmal nach dem rückwärts gelegenen Kochherde gehen mußte, murmelte er zwischen den Zähnen;

„Die bringt uns Unglück, sage ich. Das Weib ist zu stolz, zu ihrem Gott zu beten, vor dem doch ein braver Soldat in Demuth die Mütze zieht — das ist ein schlechtes Zeichen.“

Als das Souper beendet war, wurden die Pferde vorgeführt und bestiegen; eine Dragoner-Ordonnanz folgte.

Therese ritt zwischen dem Major und Hugo und wandte sich mit ihrer lebendigen Unterhaltung bald an den Einen, bald an den Anderen; der Ritt schien ihr das größte Vergnügen zu machen.

XII.

Der Ronderitt.

Die Aufstellung der Vorposten und Feldwachen wird nach militairischen Grundsätzen für die Nachtzeit gewöhnlich verändert, theils, um die Beobachtungen der feindlichen Patrouillen während des Tages unschädlich zu machen, theils, um die Kette näher zusammenzuziehen, zu verstärken und den einzelnen Posten Plätze anzuweisen, von denen sie auch in der Dunkelheit den möglichsten Fernblick haben. Pflicht und Absicht des Majors war es nun, diese neue Stellung zu kontroliren und sich selbst davon in Kenntniß zu setzen.

Die kleine Kavalkade zog, manchmal einen kurzen Trab anschlagend, über Wiesen und Felder fort, um die erste Feldwache aufzusuchen, die sich hinter einem kleinen Gehölze postirt hatte. Bald entdeckte man in jener den Offizieren schon bekannten Gegend einen matten Feuerschein, der von dieser Seite aus die Lagerstelle verrieth, von der Festung aus aber nicht gesehen werden konnte, weil das Wäldchen dazwischen lag.

„Was ist das?" fragte Frau von Liebow, mit dem Knopfe ihrer Reitpeitsche auf den Feuerschein deutend.

Die schöne Wittwe interessirte sich überhaupt auf das Lebhafteste für alle die militairischen Verhältnisse, die sie jetzt um sich hatte, und stellte zuweilen Fragen, deren Beantwortung den

Major und Hugo in Verlegenheit setzte. Ersterer erklärte ihr die ganze Aufstellung, so weit er es eben für nöthig hielt, um ihr ein allgemeines Bild zu geben. Aber das genügte ihr bei Weitem noch nicht; sie wollte auch die Stärke jeder Feldwache und jedes Postens wissen und welche Instruktionen dieselben hätten, falls der Feind einen Angriff machen sollte.

Dem Major blieb endlich nichts Anderes übrig, als ihr gerade heraus zu sagen, seine Pflicht erlaube ihm nicht, solche militairische Geheimnisse zu verrathen, worauf sie lachend erwiederte, ob er sie etwa gar im Verdachte habe, die Spionin zu spielen.

Der Posten vor der Feldwache, der man jetzt schon ganz nahe gekommen war, rief die Reiter an und forderte vorschriftsmäßig einen derselben vor, während die übrigen auf der Stelle halten bleiben mußten. Der Major selbst folgte dem Rufe, und Hugo hatte Mühe, die ungeduldige und wißbegierige Amazone zurückzuhalten, Jenem zu folgen, indem er sie auf das Heiligste versicherte, die Schildwache sei dann verpflichtet, Feuer auf sie zu geben.

„Losung?" fragte der Soldat.

„Der Major murmelte den ersten Theil eines Wortes, dessen zweiten der Posten mit gedämpfter Stimme ergänzte.

„Feldgeschrei?"

Wieder eine den Zurückgebliebenen unverständliche Antwort des Majors.

„Was ist das?" fragte Frau von Liebow sehr gespannt wieder.

„Ein Erkennungszeichen unter Truppen derselben Partei, eine Legitimation für den Ankommenden," erwiederte Hugo kurz.

„Was antwortete nun der Major?"

„Liebe Therese, das ist ein Geheimniß, dessen Aufdeckung bei Offizieren und Soldaten im Kriege mit dem Tode bestraft wird, denn Du wirst leicht begreifen, daß es von der höchsten Wichtigkeit ist, den Feind diese Worte nicht erfahren zu lassen,

weil er sie zur Täuschung der Posten benutzen und sich so den Zugang zu unseren Lagerplätzen eröffnen könnte."

„Hm, ich verstehe. Aber mir kannst Du doch sagen, bester Hugo, was in dieser Nacht Losung und Feldgeschrei ist."

„Gewiß nicht, mein Engel, ich würde dadurch eine gröbliche Pflichtverletzung begehen."

„Aber ich werde doch Nichts verrathen!"

„Davon bin ich überzeugt, indessen wirst Du die Nothwendigkeit einsehen, daß ich schweige."

„Aber ich bitte Dich, Hugo! Ich möchte gern ein recht klares Bild von diesem militairischen Leben haben, hauptsächlich um, wenn wir uns vielleicht bald wieder trennen müssen, mir eine ganz deutliche Vorstellung von dem Leben, das Du in der Ferne führst, machen zu können."

„Liebes Kind, dazu wird unsere heutige Losung und Feldgeschrei Nichts beitragen, denn sie wechseln mit jedem Tage."

„Nun, desto ungefährlicher ist es, wenn ich sie kenne."

„Therese, Du bist kindisch," sagte Hugo unmuthig und etwas heftig. „Wenn ich gewußt hätte, daß Du solche Zumuthungen an mich stellen wolltest, würde ich auf keinen Fall zugegeben haben, daß Du uns begleitest."

„Du bist wirklich sehr galant," schmollte die Dame.

Hugo antwortete nicht. Der Major hatte sich mit dem Posten verständigt, rief seinen Begleitern zu, sie möchten zurückbleiben, und ritt zu der Feldwache.

„Werden wir denn die Feldwache nicht in der Nähe zu sehen bekommen?" fragte Therese.

„Es scheint nicht so," erwiederte Hugo kurz. „Jedenfalls würde es auf den Major auch ein sonderbares Licht werfen, wenn er eine Dame dort einführen wollte."

„Aber weshalb bin ich denn eigentlich mit Euch geritten, wenn ich nun Nichts zu sehen bekomme?" fragte sie mißlaunig.

„Ich glaubte, um länger in meiner Gesellschaft bleiben zu

können," erwiederte der Lieutenant in etwas ironischem und empfindlichen Tone.

Therese biß sich auf die Lippen und sagte Nichts mehr. Die beiden Liebenden schienen mit einander unzufrieden zu sein.

Der Major kehrte bald zurück, und die Kavalkade setzte sich wieder in Bewegung. Der alte Herr bemerkte nicht, daß zwischen den beiden jungen Leuten nicht Alles in Ordnung sei, denn ihm gegenüber war Frau von Liebow wieder ganz die Liebenswürdige, während Hugo schweigsam und düster nebenher ritt.

Die Revision galt jetzt den in vorderster Linie gegen den Feind ausgestellten Doppelposten, die sich fast immer so gut in natürlichen Terrainvertiefungen, ausgehobenen Gruben, hinter Bäumen und Gebüschen versteckt hatten, daß man sie nicht eher bemerkte, als bis ihr lauter Anruf erschallte. Das Examiniren des Majors, der stets allein eine Strecke vorritt, ging dann ebenso wie bei der Feldwache vor sich, und nachdem der Posten seine gewöhnliche Meldung gemacht, er habe bis jetzt nichts Verdächtiges bemerkt, ritt man weiter.

Hugo war sehr verstimmt; seiner Ansicht nach mußte Therese doch einsehen, daß sie ihm Unrecht gethan habe, und nun reichte sie ihm nicht einmal die Hand zur Versöhnung, richtete kein freundliches Wort an ihn. Wenn sie neben einander hielten, beugte sie sich gewöhnlich auf den Hals ihres Pferdes nieder und verharrte in tiefstem Schweigen, während der Major mit den Vedetten unterhandelte. Sie schien ganz vergessen zu haben, daß ihr vorher selbst so viel daran gelegen hatte, das Zusammensein mit dem Geliebten zu verlängern.

Oder fühlte sie sich wirklich unglücklich über den vermeintlichen Mangel an Vertrauen von seiner Seite? Sie konnte allerdings die militairischen Gesetze und Pflichten wohl nicht richtig beurtheilen, aber Hugo's Wort hätte ihr doch genügen müssen, und daß ihr eine kindische Laune nicht befriedigt worden, konnte sie doch wahrlich weder so tief verwunden noch erbittern, daß sie ein solches Benehmen annehmen mußte — zumal

jetzt, wo die Stunden des Beisammenseins ihnen so kärglich zugemessen waren.

Aber Hugo, der sich in seinem Rechte fühlte, wollte auch nicht das erste gute Wort geben; das konnte für ihr späteres gemeinsames Leben bittere Konsequenzen hervorrufen."

Der Ronderitt war beinahe beendigt, der Major kam an die letzten Posten der linken Flügel-Feldwache. Das Terrain war hier wellenförmig, hin und wieder von Gräben durchschnitten und mit niedrigem Buschwerk besetzt.

Man war ungefähr noch zweihundert Schritte von dem Posten entfernt, als in der Gegend, wo derselbe stehen mußte, ein Gewehrschuß fiel, dem schnell ein zweiter folgte; auch hörte man den wiederholten Anruf der Schildwache; „Halt! Werda?"

Die Reiter stutzten. Hugo war blaß geworden; er dachte gewiß nicht daran, daß er selbst in Gefahr kommen könne, aber er fürchtete für die Geliebte an seiner Seite.

„Da giebt es etwas Ernstliches!" rief der Major ganz aufgeregt. „Mohrfeldt, bleiben Sie hier mit der Dame, oder reiten Sie lieber eine Strecke weit zurück — man kann immer nicht wissen, was geschieht. Ich will zusehen, was die Schüsse bedeuten. Folgen Sie mir, Dragoner!"

Der Major sprengte mit dem Dragoner davon.

Hugo sah auf Therese. Sie saß fest, fast noch stolzer als sonst, im Sattel, hatte die eine Hand über die Augen gedeckt, um besser sehen zu können, und, so viel er in der Dunkelheit zu erkennen vermochte, zeigten ihre Mienen auch nicht die geringste Bestürzung, sondern nur eine hohe Spannung. Muth besaß diese Frau, das ließ sich nicht leugnen; dieser Muth hatte ihn damals auf dem gefährlichen Spazierritte bei Rosenau mit der höchsten Bewunderung für sie erfüllt, und dasselbe Gefühl überkam ihn jetzt wieder.

Ueber die ihr drohende Gefahr hatte er schnell den Zwist, in dem sich Beide soeben befunden, ganz vergessen.

„Therese," sagte er sanft und in bittendem Tone, „wir

wollen eine Strecke zurückreiten; hinter jener Höhe dort sind wir jedenfalls in Sicherheit."

„Ich fürchte mich nicht," erwiederte sie kurz.

„Ich weiß, daß Du muthiger als mancher Mann bist, aber wir können durch unser Haltenbleiben an dieser Stelle Nichts erreichen, und unsere Gestalten zu Pferde sind selbst in der Dunkelheit weit sichtbar."

„Ich will mich überzeugen, was da vorgehen wird."

„Das könnte gefährlicher sein, als Du denkst. Ich bitte Dich herzlich, mir zu folgen."

Er faßte nach dem Zügel ihres Pferdes, aber sie wehrte seine Hand ab und antwortete in einem Tone, der Empfindlichkeit, beinahe Kälte verrieth:

„Meine Bitte wolltest Du vorher nicht erfüllen, Hugo."

Der Lieutenant hatte noch nicht Zeit gehabt, zu antworten, als sich der Hufschlag mehrerer Pferde vernehmen ließ, die von der Seite der Feldwachen her im stärksten Galopp heransprengten.

„Da sind schon unsere Dragoner!" sagte Hugo, etwas erleichtert, denn er hatte neben der Sorge um Therese auch noch die um den Major gehegt. „Aber nun ist es die höchste Zeit, Therese, daß Du Dich zurückziehst, denn es kann jetzt leicht zu einer Entwickelung kommen."

„Eben deswegen möchte ich bleiben."

Die eigensinnige Frau hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als es in gar nicht weiter Entfernung von der Postenkette aufblitzte und ein Schuß fiel. Gleichzeitig machte ihr Pferd einen langen Satz vorwärts und stürzte dann auf die Kniee nieder.

Hugo war so erschrocken, daß er einen Moment lang die Geistesgegenwart verlor, nach seinem Säbel griff und nur daran dachte, auf den oder die Angreifer loszusprengen; sogleich kehrte ihm aber die Besinnung zurück, und er sah ein, daß es viel nothwendiger sei, Theresen Hülfe zu leisten. War ihr Pferd

von der Kugel getroffen worden oder hatte es sich nur vor dem Schusse gescheut und bei seinem wilden Satze einen Fehltritt gethan?

Er gab seinem Ungarn die Sporen und war schnell neben dem gestürzten Pferde. Frau von Liebow stand bereits bei demselben festen Fußes auf dem Boden, das Thier wälzte sich auf letzterem unter krampfhaftem Röcheln; es hatte bei dem Sturze entweder ein Bein gebrochen oder war schwer verwundet worden.

„Um Gotteswillen, Therese!" rief der Lieutenant, aus dem Sattel springend und zu ihr eilend, während sein Ungar kaltblütig stehen blieb, obgleich der Reiter sich gar nicht um ihn bekümmerte, „Du bist doch nicht verletzt worden?"

Therese war doch sehr blaß geworden und zitterte an allen Gliedern.

„Nein," sagte sie, sich auf seinen Arm stützend, und der alte innige Ton war wieder zum Vorschein gekommen, — „beruhige Dich nur meinetwegen, Hugo. Aber das Pferd scheint mir verloren zu sein. Ich war eine Thörin, Deinem Rathe nicht zu folgen."

„Gott sei Dank, daß Dir nichts Böses geschehen ist; jetzt aber wiederhole ich meine Bitte und beschwöre Dich, schnell diesen gefährlichen Ort zu verlassen; für das Pferd werde ich später sorgen."

Das Letztere schien gar nicht mehr nöthig zu sein, denn das arme Thier hatte mit einem letzten schweren Schnaufen den Kopf auf die Erde niedersinken lassen und rührte sich nicht mehr.

„Es ist todt," sagte Frau von Liebow, nachdem sie sich über das Pferd gebeugt hatte, mit weicher Stimme, „und vor seiner Brust hier am Boden ist eine Blutlache; die Kugel muß es getroffen haben."

„Komm nur, beste Therese!" drängte Hugo, dessen Angst von Augenblick zu Augenblick stieg.

Er trug sie mehr, als er sie führte, bis hinter die kaum fünfzig Schritte entfernte Erdwelle, die ihnen schon vorher die

beste Deckung hätte gewähren können; Therese leistete auch keinen Widerstand. Der Ungar folgte mit gesenktem Kopfe, nachdem er seinen gefallenen Kameraden beschnüffelt hatte, gehorsam und treu wie ein Hund.

Während dieses möglichst beeilten Rückzuges fielen noch ein paar Gewehr- und Karabinerschüsse, aber Hugo hatte jetzt keine Zeit, sich nach dem umzusehen, was hinter seinem Rücken vorging, sondern war nur bestrebt, seine kostbare Last in Sicherheit zu bringen, was ihm auch gelang. Er dachte nicht einmal daran, daß er in diesem Feldzuge den Oesterreichern zum ersten Male den Rücken kehre.

Er hatte Therese, die doch mehr angegriffen schien, als sie gestehen wollte, auf den beraseten Boden an dem Hügelabhange niedergesetzt und wiederholte nun seine ängstlichen Fragen nach ihrem Befinden.

„Ich schwöre Dir zu, bester Hugo," antwortete sie, alle Fassung zusammennehmend, „daß ich mich ganz wohl befinde, nur klopft mein Herz in Folge der Ueberraschung etwas schneller als sonst, und es thut mir wehe, daß ich das gute Thier, mein Lieblingspferd, einer eigensinnigen Laune geopfert habe. Aber das Unglück hätte ja noch größer werden können, — ich bedachte nicht, daß ich auch Dich der Gefahr aussetzte. Verzeihe mir; ich verspreche Dir, nie wieder eigensinnig zu sein."

Hugo war schon längst versöhnt und drückte, durch ihre Worte auf das Tiefste gerührt, einen heißen Kuß auf ihre Lippen.

„Bleibe hier ruhig sitzen, theure Therese," bat er dann, „ich will nur ein paar Schritte weit die Höhe hinansteigen, um zu sehen, was da unten vorgeht."

„Verlasse mich nicht, Geliebter, und setze Dich nicht unnöthigerweise neuer Gefahr aus!"

Der Lieutenant hatte seinen Vorsatz schon ausgeführt und freie Aussicht gewonnen. Es fiel kein Schuß mehr. Er hörte den Major laut den Dragonern zurufen, daß sie zurückkehren

sollten, und sah die dunklen Gestalten der Reiter, etwa sechs an der Zahl, über das Feld fortstreifen; wahrscheinlich suchten sie die Angreifer, von denen sich aber Nichts erblicken ließ.

Bald darauf kam der Major mit den Dragonern angeritten und rief Hugo's Namen; der Letztere antwortete ihm sogleich.

„Die ganze Geschichte war nicht der Rede werth," sagte der alte Herr lachend, „und Keiner hat auch nur eine leichte Schmarre davongetragen. Es muß eine kleine Schleichpatrouille gewesen sein, die zufällig auf unseren Posten gestoßen ist, denn die Schüsse fielen ihrerseits sehr sparsam, und schließlich sind die Kerle verschwunden wie Spreu vor dem Winde, und unsere Dragoner haben nicht Einen zu Gesicht bekommen; wahrscheinlich haben sie sich schleunigst durch die Gräben retirirt, die unsere Pferde aufhielten."

„Aber das muß ich gestehen," unterbrach er sich plötzlich, „Sie haben sich hier gut verschanzt — das ist ja eine natürliche kleine Festung!"

„Die wir leider zu spät aufsuchten," meinte Hugo, „denn Frau von Liebow's Pferd ist erschossen worden."

„Was sagen Sie da?" fuhr der Major auf. „Unsere verehrte Freundin hat doch keinen Schaden genommen?"

„Ich danke herzlich für die Theilnahme, Herr Major," mischte sich die Dame, die der alte Herr noch gar nicht bemerkt hatte, in das Gespräch. „Ich bin ganz gut davongekommen, und auch mein gutes Pferd würde ich nicht verloren haben, wenn ich Herrn von Mohrfeldt's Rath gefolgt wäre."

„Aber so erzählen Sie doch, was hier vorgefallen ist!" rief ungeduldig der Major, der ganz bestürzt war. „Entschuldigen Sie noch einen Augenblick; ich will den Leuten hier nur meine Befehle geben."

Sich zu den Dragonern wendend, ordnete er an, daß sie hinter der Anhöhe absitzen und sich daselbst noch eine Stunde

lang aufhalten sollten, um sogleich zur Hand zu sein, falls dieser oder ein anderer Posten in der Linie noch einmal angegriffen würde. Ein Dragoner mußte sofort zurückreiten und den Offizier der Feldwache, die, durch die Schüsse alarmirt, zweifellos noch immer unter dem Gewehr stand, von dem Vorgefallenen in Kenntniß setzen.

Auf Hugo's Ersuchen sattelte und zäumte dieser Mann das gefallene Pferd ab und nahm das Zeug mit sich, damit es nach dem Lagerplatze des Gros und von da nach Glücksburg bebefördert würde.

Der Major war vom Pferde gestiegen und ließ sich von Frau von Liebow das Abenteuer, das sie bestanden hatte, erzählen; er bedauerte sie aufrichtig und setzte hinzu:

„Ich hoffe, gnädige Frau, daß Sie nun wohl nicht mehr die Lust verspüren werden, einen Ronderitt im Kriege mitzumachen."

„Ich glaube es selbst nicht," erwiederte sie, „obgleich ich Sie versichern kann, daß ich ohne diesen Unfall von dem, was ich gesehen und erlebt habe, sehr befriedigt gewesen wäre, und ich sage Ihnen meinen besten Dank für das Vergnügen, das Sie mir verschafft haben, Herr Major.".

Frau von Liebow hatte sich wieder vollkommen erholt und war ganz munter. Sie ließ es sich gern gefallen und scherzte darüber, daß Hugo sie auf seinen Ungar hob und, als man den Rückweg antrat, denselben, zu Fuß gehend, am Zügel führte. Ganz selbstverständlich war es wohl dabei, daß er, um sie auf dem flachen englischen Sattel zu erhalten, seinen rechten Arm um ihre schlanke Hüfte schlingen mußte, und der Major that, als ob er dies gar nicht sähe, obgleich er heimlich darüber lächelte.

So kam denn der kleine Zug langsam nach dem Bivouakplatze des Bataillons zurück, wo, bis auf die Schildwachen, schon Alles im tiefsten Schlummer lag; Mitternacht war vorüber, als man daselbst anlangte.

Es blieb nun nichts Anderes übrig, als daß Hugo Therese nach ihrem Schlosse geleitete, denn in der späten Nacht konnte sie den Weg, so kurz derselbe auch war, doch unmöglich allein zu Fuß machen.

Der Major empfahl sich sehr artig und war jedenfalls ganz froh, endlich in seine kleine Strohbude kriechen zu können, um nach den überstandenen Strapazen ordentlich auszuschlafen.

Von einem Streite oder auch nur einer leisen Empfindlichkeit zwischen den beiden Liebenden war jetzt nicht mehr die Rede; im Gegentheil ließen sie auf dem einsamen Wege ihrer Zärtlichkeit freien Lauf und erwähnten der kleinen Differenz mit keinem Worte mehr.

Vor dem Eingange zum Schloßhofe erfolgte noch eine recht innige Abschiedsscene, und Hugo mußte das Versprechen geben, wenn es irgend möglich sei, am nächsten Tage wiederzukehren. Da Therese aber ganz ungestört mit ihm zusammen zu sein wünschte — ein Wunsch, den er gewiß theilte — und sich nicht annehmen ließ, daß die auf dem Schlosse einquartierten Offiziere dasselbe morgen wieder verlassen würden, verabredeten sie, sich in einem kleinen Pavillon des Gartens, der im Gebüsche ziemlich gut versteckt lag, gegen Abend zu treffen.

Ganz beseligt trat der Adjutant den Rückweg an und ließ seinen Ungar tüchtig ausgreifen, während Frau von Liebow in ihr Haus eilte.

Johann und die Kammerzofe, die noch auf sie warteten und wegen ihres langen Ausbleibens in großer Besorgniß gewesen zu sein behaupteten — in der That waren sie es nicht, denn sie hatten sich mit einander die Zeit recht gut zu vertreiben gewußt — waren nicht wenig erstaunt, als sie ihre Herrin zu Fuß, ohne das Pferd zurückkehren sahen.

„Ihr werdet den Rappen nicht wiedersehen,“ sagte Frau von Liebow nur, als sie die fragenden Blicke der Beiden bemerkte; — „ich habe Unglück mit ihm gehabt, und er lebt nicht mehr.“

Zu einer weiteren Erklärung ließ sie sich nicht herab, und die Dienstboten waren viel zu gut geschult, um weitere Fragen an sie zu richten. Sie zerbrachen sich später umsonst die Köpfe über alle Geheimnisse, die ihre Herrin schon seit längerer Zeit habe.

Die gnädige Frau ließ sich von ihrem Kammermädchen auskleiden, legte sich aber trotz der späten Stunde und der Ermüdung, die sie nach dem langen Ritte wohl fühlen mußte, noch nicht nieder, sondern warf einen Morgenrock über und setzte sich an ihren Sekretär.

Wieder nahm sie ihr Tagebuch aus demselben, wie sie es allabendlich zu thun pflegte, wenn sie im Laufe des Tages etwas Besonderes erlebt hatte, und schrieb noch eine halbe Stunde lang emsig in demselben. Wir wollen unseren Lesern nur eine Stelle aus diesen Herzensergüssen mittheilen; sie lautete:

> „Ich habe durch dieses Abenteuer viel erreicht und werde es zu benutzen wissen, sobald Hugo's Bataillon abgelöst sein wird, denn ich könnte es nicht über mein Herz bringen, ihn einer Gefahr auszusetzen. Ich war thörig, mit ihm einen Streit anzufangen, weil er seine Plicht nicht verletzen wollte; jene Losungsworte hätten mir in dieser Nacht doch Nichts mehr nützen können. Wie sehr ich auch mein Ohr anstrengte, war es mir doch unmöglich, eines der Worte zu verstehen, die der Major mit den Schildwachen wechselte. Das wird nun in einer der nächsten Nächte das Geschäft Isaak Wolff's sein; er wird die Gefahr nicht scheuen, wenn man ihn gut bezahlt — für Geld thut er Alles. — —"

Als Frau von Liebow ihr Tagebuch wieder geschlossen hatte, nahm sie ein Blättchen feinen Papiers und ein Fläschchen, das sehr sorgfältig verkorkt war und eine hellfarbige Flüssigkeit enthielt, aus einem verborgenen Fache ihres Sekretärs. Den Kopf in die Hand stützend, blieb sie eine Weile in Nachdenken ver-

sunken, dann öffnete sie rasch das Fläschchen, tauchte die Feder in dessen Inhalt und begann auf dem Papiere mit großer Gewandtheit und Schnelligkeit eine Art Croquis oder Situationsplan zu entwerfen, dessen einzelne Theile sie mit Ziffern und Worten bezeichnete. Diese sonderbare Dinte, die auf dem Papiere eine hellbraune Farbe annahm, verschwand nach einigen Minuten wieder vollständig, und als die Zeichnung beendigt war, erschien das Blatt ganz weiß und unbedeckt.

„Machen wir nun die Probe," sagte die schöne Wittwe zu sich selbst, nachdem sie das Papier mit Befriedigung von allen Seiten genau betrachtet hatte, und hielt dasselbe vorsichtig über ein brennendes Licht.

Nach Verlauf einiger Sekunden trat in Folge der Erwärmung die ganze Zeichnung wieder deutlich in blau-grüner Färbung hervor.

„Sehr gut!" sagte Frau von Liebow lächelnd. „Diese sympathetische Dinte*) ist zwar keine neue Erfindung und schon vor Jahrhunderten benutzt worden, aber allgemein ist sie doch

---

*) Die sympathetische Dinte wird schon von Ovid erwähnt; er schlägt dazu vor, die Schrift mit frischer Milch aufzutragen und dann mit Kohlenstaub oder Ruß zu bestreuen, sobald sie getrocknet ist. Jetzt stellt man sie dadurch her, daß man grünen Vitriol in Wasser auflöst und etwas Alaun dazusetzt; soll die Schrift wieder schwarz hervortreten, so muß sie mit einem starken Aufguß von Galläpfeln befeuchtet werden.

Wenn man die gewöhnliche schwarze Dinte mit Salpetersäure vermischt, so wird sie beim Schreiben farblos; mit flüssigem Alkali befeuchtet, erscheint sie wieder.

Besonders interessant ist die sympathetische Dinte, die bei vorsichtiger Erwärmung des Papiers über einem Lichte oder in der Ofenröhre wieder sichtbar wird, und zwar in blau-grüner Farbe. Man stellt sie dadurch her, daß man Zaffer in Königswasser auflöst und etwas Wasser dazu setzt. Wenn das Papier erkaltet, verschwindet die Schrift oder Zeichnung wieder, bei jeder mäßigen Erwärmung tritt sie von Neuem hervor.

nicht bekannt, und ein leeres Blatt Papier findet so leicht nicht Beachtung."

Nach einer Weile war die Zeichnung wieder gänzlich verschwunden und hatte keine Spur auf dem Papiere zurückgelassen. Frau von Liebow legte das letztere wieder in das geheime Schubfach, verschloß ihren Sekretär und ging dann in ihr anstoßendes Schlafzimmer, wo sie sich auskleidete und zu Bett legte. —

Hugo von Mohrfeldt erreichte bald wieder das Lager und fand seinen Major schon im festesten Schlafe, nachdem er sein Pferd an den Burschen abgegeben hatte. Vorsichtig kroch er in die kleine Strohbude hinein, in der eine ganz angenehme Wärme herrschte, legte sich neben den alten Herrn nieder und deckte sich mit dem Mantel zu.

Beide schliefen vortrefflich, bis es mit dem Morgengrauen auf dem Bivouakplatze wieder lebendig wurde. Während des Restes der Nacht war bei den Vorposten kein Schuß mehr gefallen, kein Feind hatte sich sehen lassen.

Nachdem die Soldaten sich gereinigt hatten und ein kurzer Appell abgehalten worden war, ging es an das Aufräumen der Lagerstätten und das Frühstück. Meldungen von den Feldwachen liefen wieder ein, und Befehle wurden abgesandt; es war auf dem Platze wieder ein so bewegtes Leben wie am vergangenen Nachmittage. Die Füsiliere putzten ihre Gewehre und das Lederzeug, die Dragoner machten sich mit ihren lustig in die Morgenluft hinein wiehernden Pferden zu schaffen. In den Kochherden hinter der Front des Bataillons loderten wieder die Flammen empor, und die dazu bestellten Köche bereiteten in großen Kesseln das Mittagsmahl, das ziemlich früh eingenommen wurde, weil danach die Ablösung der Feldwachen stattfinden sollte.

Der Major und Hugo, die mit den übrigen Offizieren ein ganz vortreffliches Frühstück eingenommen hatten, — der alte Hausmeister vom Bergschlosse war, dem Versprechen der Oberstin gemäß, mit neuen reichlichen Vorräthen angelangt — beritten

noch einmal die Vorpostenkette und fanden Alles in der besten Ordnung. Bei Tage konnte man sich deutlich überzeugen, daß es der österreichischen Patrouille leicht geworden sein mußte, in dem vielfach durchschnittenen Terrain den preußischen Dragonern zu entkommen.

„Nun," meinte der Major lächelnd auf dem Rückwege zu seinem Adjutanten, „welchen Feldzugsplan gegen Schloß Glücksburg haben Sie denn heute entworfen, lieber Mohrfeldt?"

„Wenn ich wagen dürfte, darum zu bitten, daß ich gegen Abend auf kurze Zeit hinüberreiten —"

„Verstehe schon! Vorausgesetzt, daß Nichts vorfällt, mögen Sie es machen wie gestern, aber — verzeihen Sie, lieber Hugo — bringen Sie Frau von Liebow nicht wieder mit; wir hätten gestern ein schönes Unglück erleben können."

XIII.

Die Brieftasche des Adjutanten.

Der Tag war wieder glühend heiß gewesen, und erst als die Sonne tiefer gegen den Horizont hinabsank, wurde die Temperatur angenehm, und man konnte einen sehr schönen Abend erwarten.

Gleich Nachmittags hatte Hugo einen tüchtigen Ritt in dienstlichen Angelegenheiten machen müssen. Der General, dem die Vorposten besonders untergeordnet waren, lag nämlich ungefähr eine starke halbe Meile rückwärts im Quartiere, und ihm mußte der Adjutant den Rapport von dem vergangenen Tage und der Nacht überreichen und den neuen Tagesbefehl in Empfang nehmen.

In besagtem Rapporte war natürlich auch des unbedeutenden Scharmützels zwischen der österreichischen Patrouille und der Vedette erwähnt worden, und Hugo mußte darüber noch mündlich berichten; er hütete sich aber wohl, dabei anzugeben, daß eine Dame zugegen gewesen und derselben das Pferd erschossen worden sei.

Der General legte auf den Vorfall keine Wichtigkeit und entließ den Adjutanten wieder, nachdem er ihm in die Brieftasche Parole, Losung, Feldgeschrei und den Tagesbefehl diktirt hatte.

Am Nachmittage hielt er selbst eine Besichtigung der Vorpostenstellung ab, was Hugo, obgleich er fast den ganzen Tag im Sattel zubrachte, um so lieber war, als er sich nun später ohne jede Besorgniß aus dem Bivouak entfernen konnte.

Etwa um sechs Uhr Abends, der verabredeten Stunde, machte er sich auf den Weg nach Glücksburg. In der Nähe des Schlosses angekommen, wählte er dieses Mal einen anderen Weg als den gewöhnlichen, dem Hauptportale zuführenden, und gelangte in einem weiten Bogen durch den Wald an die eingezäunten Parkanlagen, die sich hinter dem Schlosse befanden.

Therese hatte ihn in der vergangenen Nacht genau instruirt, und ohne Mühe fand er die Pforte, die an diesem Tage ausnahmsweise unverschlossen war — denn dafür hatte die Herrin des Hauses gesorgt. Er stieg ab, zog seinen Ungar hinein und band ihn mit den Zügeln an einen Baumast fest; dann ging er schnellen Schrittes, aber sich vorsichtig umsehend, nach dem bezeichneten Pavillon.

Dieses kleine Gebäude war ganz aus Holz errichtet, bunt bemalt und mit einem chinesischen Dache versehen; es lag auf einer kleinen künstlichen Anhöhe und war durch hohe, dichtbelaubte Bäume und dichtes Gebüsch ganz versteckt. Auch hier war die Thür nicht verschlossen, sondern nur eingeklinkt, und Hugo trat ein.

Therese war noch nicht anwesend; ohne Zweifel wurde sie bei dem Diner der Offiziere, dem sie präsidirte, noch aufgehalten, oder Hugo war in seiner Ungeduld ein wenig zu früh gekommen.

In dem Pavillon stand ein kleiner gepolsterter Divan ohne Lehnen, und er, der sich von seiner Tagesarbeit doch ziemlich ermüdet fühlte, setzte sich darauf und hatte nun Muße genug, den kleinen Raum, in dem Frau von Liebow, wie sie gesagt, an schönen Sommertagen, wenn sie Besuch hatte, den Kaffee oder Thee einzunehmen pflegte, zu mustern.

Der Pavillon war achteckig, und jede Wand führte ein

großes Glasfenster mit bunten Scheiben. Diese Fenster waren jetzt aber, bis auf das eine, der Thür grade gegenüberliegende, von außen durch Läden verschlossen; es herrschte deshalb in dem Raume ein Halbdunkel, das durch die bunten Lichter, welche von der untergehenden Sonne durch die farbigen Scheiben jenes Fensters fielen, einen eigenthümlich zauberischen Reiz gewann. Gewiß war diese Beleuchtung, welche die Phantasie anzuregen so geeignet war, von Frau von Liebow nicht absichtslos angeordnet worden.

Der Fußboden war tafelförmig mit verschiedenen Holzarten ausgelegt, die gewölbte Decke zeigte gut ausgeführte mythologische Malereien. Außer dem erwähnten Divan, vor dem ein kleiner runder Tisch mit Marmorplatte stand, befanden sich in dem Raume nur noch einige Gartensessel von hübscher Arbeit. Das Ganze war einfach und machte dennoch einen recht gefälligen Eindruck.

Dem Adjutanten wurde bald die Zeit lang, und um sich zu zerstreuen, zog er sein Notizbuch aus der Brusttasche des Waffenrockes und blätterte die Aufzeichnungen der verschiedensten Art durch; da fand sich bald ein hübsches Gedicht, das ihn besonders angesprochen hatte, sogenannte Gedankenspähne aus lustigen und melancholischen Stunden, Parolebefehle und andere dienstliche Angelegenheiten Betreffendes, Adressen von Bekannten u. s. w.

So verging beinahe eine halbe Stunde, und Hugo's Ungeduld war schon auf den Gipfel gestiegen, als die Thür, die er hinter sich wieder geschlossen hatte, leise geöffnet wurde und Therese eintrat.

Heute hatte sie, ihrer Gäste wegen, eine glänzende Toilette gemacht, und wenn sie Hugo im Reitanzuge oder in dem einfachen Trauerkleide auch nicht minder schön gefunden hatte, so konnte er ihr doch auch in diesem Prunke seine Bewunderung nicht versagen.

Sie trug ein hellblaues, weit ausgeschnittenes Atlaskleid,

mit einer Garnitur der reichsten und kostbarsten schwarzen Spitzen besetzt, reichen Goldschmuck an Hals und Armen und auf dem sehr sorgfältig und geschmackvoll koiffürten Haar einen kleinen mit Perlen und Spitzen verzierten Aufsatz, der sie vortrefflich kleidete.

Bei ihrem Eintritte sprang Hugo, von Freuden erfüllt, rasch auf und warf die Brieftasche auf den Tisch, der vor ihm stand. Therese eilte ihm schon entgegen und zog ihn wieder neben sich auf den Divan nieder. Sie mußte sich sehr beeilt haben, denn ihre Wangen glühten.

„Heiliger Gott!" sagte sie nach der ersten zärtlichen Begrüßung, „ich habe bei dem Diner wie auf Kohlen gesessen; ich weiß nicht, ob sich Deine Kameraden nicht von mir oder der Weinflasche trennen konnten; jetzt sind sie endlich zu ihrem Dienste nach dem Dorfe hinabgegangen oder haben sich zu einem Mittagsschläfchen niedergelegt. Du hast gewiß schon recht lange und ungeduldig auf mich gewartet, theurer Hugo?"

„Seit einer halben Stunde etwa, und ich fürchtete, daß Du gänzlich verhindert werden möchtest, zu kommen."

„O, keine Macht der Erde würde mich zurückhalten gekonnt haben! Aber womit hast Du Dir denn die Zeit vertrieben, mein Geliebter?"

„Nun, ich habe zuerst die Deckenmalereien die Revue passiren lassen und dann in meiner Brieftasche geblättert."

Hugo erinnerte sich dabei wieder des kleinen Buches, das noch auf dem Marmortischchen lag, und langte danach, um es wieder einzustecken; aber Frau von Liebow, in deren Augen es plötzlich aufblitzte — was ihm indessen ganz entging, da er die Augen gerade nicht auf ihr Gesicht gerichtet hatte — kam ihm zuvor, nahm die Brieftasche in die Hand und betrachtete die zierliche Seidenstickerei auf den Außenseiten derselben sehr aufmerksam.

„Das ist wohl das Geschenk von einer Dame, Hugo?" fragte sie.

Ihr Ton, der scherzhaft klingen sollte, ließ doch die Eifersucht hindurchleuchten.

„Ja, von meiner Schwester Emma.“

„Ist das auch gewiß wahr?“ meinte sie, mit dem Finger drohend.

„Ganz gewiß,“ erwiederte Hugo lachend, „ich könnte einen Eid darauf leisten.“

Die schöne Frau hatte die Stickerei genügend betrachtet, aber sie behielt das Büchelchen noch immer in der Hand und spielte mechanisch damit, ohne es zu öffnen. Er konnte es ihr doch nicht gut aus der Hand nehmen und dachte auch nicht daran.

Sie sprachen nun zuerst von der letzten Nacht und scherzten jetzt über die Gefahr, in der sie sich befunden hatten. Man wird sich leicht denken können, daß es dabei nicht blieb und daß sie oft Pausen machten, in denen sie sich ihrer Zärtlichkeit überließen. Frau von Liebow war heute fast noch hingebender als sonst, was sich leicht daraus erklärte, daß sie nicht erwarten konnte, den Geliebten in den nächsten Tagen wiederzusehen.

Sie fragte ihn auch, wie er in der Nacht nach dem Lagerplatze zurückgekommen sei und wie er diesen Tag zugebracht habe. Er erzählte es ihr auch ohne Rückhalt.

Plötzlich zuckte sie zusammen, und ihre Mienen verriethen Unruhe; sie machte sich schnell aus seinen Armen, die sie umschlungen hielten, los und schien aufmerksam zu horchen.

„Was giebt es denn, Therese?“ fragte er etwas bestürzt.

„Still!“ gebot sie, den Finger auf die rosigen Lippen legend und ihn mit der anderen Hand zurückhaltend.

Auch Hugo lauschte, vernahm aber nicht das leiseste Geräusch.

„Du wirst Dich getäuscht haben,“ flüsterte er ihr zu; „es war vielleicht der Abendwind, der durch die Gebüsche rauschte, oder ein Vogel, der sein Nest aufsuchte.“

„Nein, ich versichere Dich, daß ich ganz deutlich menschliche

Tritte gehört habe. Ach, Hugo, wenn man uns hier belauscht hätte!"

Auch der Lieutenant war unruhig geworden.

„Ich will mich vorsichtig überzeugen, ob sich in der Nähe irgend Jemand erblicken läßt," sagte er.

„Ach nein — Deine Uniform — wenn Dich Jemand sähe! Ich selbst will gehen."

Therese war, ganz gegen ihre sonstige Art, auf's Aeußerste verwirrt und unruhig. Sie machte einen Versuch, sich von dem Divan zu erheben, aber sank wieder auf denselben zurück.

„Ich kann nicht," klagte sie, „ich zittere an allen Gliedern. Geh', bester Hugo, überzeuge Dich, aber, um Gotteswillen, sei vorsichtig! Du begreifst, daß mein Ruf auf dem Spiele steht."

Um sie zu beruhigen, erhob er sich sogleich, ging nach der Thür, öffnete dieselbe geräuschlos und schritt, vorsichtig durch das Gebüsch sich deckend, den kleinen Hügel hinab, auf dem der Pavillon stand.

Kaum hatte er die Thür wieder hinter sich geschlossen, so öffnete Frau von Liebow, deren Hände wirklich stark zitterten und deren Augen einen beinahe fieberischen Ausdruck angenommen hatten, mit fliegender Hast die Brieftasche und suchte die letzte beschriebene Seite in dieser auf.

Sie mußte gefunden haben, was sie suchte, denn sie las mit der größten Aufmerksamkeit.

Diese letzte mit Bleistift geschriebene Seite enthielt das Diktat des Generals vom Mittage her, also Parole, Losung, Feldgeschrei und den Tagesbefehl für die laufenden vierundzwanzig Stunden.

Zu dieser Lektüre brauchte die schöne Frau nur etwa zwei Minuten, während deren sie oft ängstlich nach der Thür blickte. Dann schloß sie das Buch ebenso eilig wieder und legte es vor sich auf den Tisch.

Sie war sehr blaß und athmete tief auf; in ihrem Innern schien ein schwerer Kampf vor sich zu gehen.

Noch einige Minuten verflossen, dann kehrte Hugo zurück. Er hatte ein Lächeln auf den Lippen und versicherte seine Geliebte, sie könne sich vollständig beruhigen, denn er habe sich sicher überzeugt, daß weit und breit keine Spur von einem Menschen zu finden sei.

Er setzte sich wieder neben sie, und als er seine Brieftasche bemerkte, nahm er sie ohne Argwohn und steckte sie ein.

Frau von Liebow hatte sich auf sein Zureden auch bald wieder beruhigt, und die Schäferstunde wurde ohne weitere Störung fortgesetzt. Wer die schöne Wittwe aber vorher, als sie allein war, und jetzt genau beobachtet hätte, der würde doch gefunden haben, daß in ihrem Wesen eine ungewöhnliche Hast und Erregung lagen, die sich Hugo, dem sie auch nicht ganz entgingen, dadurch erklärte, daß ihnen wieder eine längere Trennung bevorstand, und in diesem Glauben bestärkte sie ihn auch.

Es begann inzwischen immer mehr zu dunkeln, und die Abschiedsstunde war gekommen.

Therese erinnerte zuerst daran, und nach kurzem Zögern, nachdem noch einmal die heiligsten Versicherungen der Liebe und Treue ausgetauscht worden, erhoben sie sich und umarmten sich zum letzten Male. Therese zeigte dabei mehr Leidenschaftlichkeit als jemals, und diese schien ihr auch aus dem tiefsten Herzen zu kommen; Hugo sah in ihren Augen sogar Thränen.

„Aber was ist Dir, Geliebte?" fragte er besorgt. „Ich habe Dich noch nie so schwach gesehen, selbst in der gestrigen Nacht nicht, und wir haben doch die ziemlich sichere Hoffnung, uns in einigen Tagen auf dem Bergschlosse wiederzusehen."

Therese hatte nämlich fest versprochen, so bald als möglich dorthin zu kommen, sollte sie ihre Gäste auch einen Tag lang sich selbst überlassen müssen.

„Ach, theurer Hugo," erwiederte sie mit nur mühsam unterdrücktem Schluchzen, „ich weiß selbst nicht, was ich empfinde; es ist eine rastlose, herzzerreißende Unruhe — ich fürchte mich

zu sagen: eine böse Ahnung, als ob sich ein schweres Ungewitter über unseren Häuptern zusammenziehe und unsere Liebe bedrohe."

Auch dem Lieutenant wurde es bei diesen Worten unheimlich um das Herz, aber er gab sich alle Mühe, ganz gefaßt zu erscheinen, um die Geliebte nicht noch mehr zu ängstigen; deshalb sagte er lächelnd:

„Du bist doch nicht abergläubisch, Therese? — Was mich betrifft, so sehe ich, Deiner Liebe gewiß, der Zukunft mit dem größten Vertrauen entgegen und hoffe, daß wir uns recht bald froh wiedersehen werden."

„Der Himmel gebe es!" seufte sie recht tief.

Endlich trennten sie sich; sie ging schnellen Schrittes durch den Park und Garten nach dem Schlosse zurück, Hugo suchte seinen Ungar wieder auf, der mit gesenktem Kopfe geduldig wartete und über der Kantare ein paar Blätter, die er sich vom Gebüsche abgerissen hatte, kaute. Er zog ihn durch die Gartenthür hinaus, bestieg ihn und schlug denselben Umweg wieder ein, auf dem er gekommen war.

Als Frau von Liebow in ihr Schloß zurückgekehrt war, hatten sich die Offiziere noch nicht, wie allabendlich, zum Thee eingefunden. Sie rief ihre Zofe und bestellte ihr, die Herren, wenn sie kämen, wissen zu lassen, daß sie sich heute selbst bedienen und ohne ihre Gesellschaft vorlieb nehmen möchten, denn sie fühle sich nach einem Spaziergange im Parke so unwohl, daß es ihr unmöglich sei, an diesem Abende zu erscheinen.

Dann begab sie sich nach ihrem uns bekannten Zimmer.

Hier hatte die stolze und starke Frau wieder einmal einen Anfall von Schwäche, wie wir ihn schon öfter bei ihr beobachtet haben; wir brauchen diesen Zustand deshalb nicht nochmals zu schildern.

Sie setzte sich wieder an ihren Schreibtisch und nahm aus dem geheimen Fache Schreibmaterial, das in der Nacht mit der

sympathetischen Dinte bezeichnete, jetzt ganz unscheinbare Papier und endlich das Fläschchen, welches jene Flüssigkeit enthielt.

Wie oft sie aber auch die Feder in die letztere tauchte, wollte es mit dem Schreiben doch nicht so schnell von statten gehen; ein paar Mal stand sie auf und ging im Zimmer umher; ihr Busen wogte heftig, ihre Wangen glühten wie im Fieber.

„Soll ich es oder soll ich es nicht?" sprach sie flüsternd zu sich selbst. „Nie kann sich wieder eine so günstige Gelegenheit bieten, denn ich bin im Besitze unschätzbarer Nachrichten, die morgen schon gar keinen Werth mehr haben, und zum zweiten Male wird mir schwerlich das Glück in dieser Weise lächeln. Aber Hugo! Ihn in die entsetzlichste Gefahr zu bringen, zu denken, daß ich die Ursache des Todes eines Mannes werden könnte, den ich so heiß liebe, das geht fast über meine Kräfte. Aber, wer sagt mir denn, daß ihm dabei ein Unglück zustoßen muß, wenigstens das furchtbarste, nicht wieder gut zu machende Unglück? Wenn er im schlimmsten Falle gefangen genommen, wenn er leicht verwundet würde, dann wollte ich sofort zu ihm nach Olmütz eilen, ihn pflegen, dafür sorgen, daß er mit den größten Rücksichten behandelt würde — —"

„Aber," unterbrach sie sich plötzlich, sich mit der flachen Hand vor die Stirn schlagend, „wo denke ich hin? Der Rittmeister! — Und wenn ich mich auch in einer Verkleidung zu ihm schleichen müßte! — Mein Gott, mein Kopf wirbelt — ich bin kraftlos, schwach, elend! Welche Gefühle und Gedanken streiten sich in mir?"

Dieser Monolog wurde noch lange mit großer Heftigkeit fortgesetzt; plötzlich blieb sie stehen, ihre Züge nahmen wieder einen kälteren Ausdruck an, aber ihre Augen sprühten ein düsteres, glühendes Feuer.

„Es muß sein!" sagte sie mit fester Stimme; „wozu hätte ich sonst so viele Opfer gebracht, selbst das meines Herzens, wenn ich im entscheidenden Augenblicke feig zurücktreten wollte? Meine Ehre gebietet es, meine Pflicht für das Vaterland, mein

Stolz! Möge der Himmel ihn schützen; das Schicksal ist mir oft günstig gewesen, das Glück wird mich auch dieses Mal nicht verlassen!"

Rasch setzte sie sich nieder und schrieb mit jener sympathetischen Dinte einen ziemlich langen Brief, dem sie die Zeichnung beilegte, ihn aber nur einfach und nachlässig zusammenfaltete, ohne ihn zu couvertiren. Man hätte die beiden Stücke weißen Papiers schwerlich für einen Brief angesehen.

Als sie damit fertig war, befahl sie ihrer Zofe, der sie geschellt hatte, sofort den Juden Isaak Wolf zu ihr zu schicken. dann nahm sie eine gewöhnliche Börse, füllte dieselbe reichlich mit Goldstücken und legte sie neben die Papiere auf den Schreibtisch.

Nach Verlauf von etwa zehn Minuten erschien der junge Jude, der sich bisher im Schlosse sehr wohl befunden hatte, und blieb mit tiefen Verbeugungen an der Thür stehen.

„Nur näher, lieber Isaak!" rief ihm Frau von Liebow, an der man jetzt keine Spur von Unentschlossenheit mehr erblicken konnte, zu und winkte ihm mit der Hand.

Isaak gehorchte und ergriff einen Zipfel ihres Kleides, den er flüchtig an seine Lippen drückte.

„Ich rechne heute auf einen sehr wichtigen Dienst von Euch," sagte die Dame freundlich.

Der Jude machte ein Gesicht, als ob ihm diese Zumuthung gerade nicht angenehm sei, aber dieser Ausdruck ging so schnell vorüber, daß ihn nur ein sehr scharfes Auge gewahren konnte; dennoch hatte ihn Frau von Liebow bemerkt, aber sie kam dadurch keineswegs aus der Fassung.

„Dieser Dienst," fuhr sie fort, „ist ebenso gefährlich als wichtig, dafür wird er aber auch von mir vortrefflich bezahlt; seht hier, Isaak — es sind richtig abgezählte und vollwichtige fünfzig Dukaten."

Die Augen des Israeliten erweiterten sich, und man konnte

leicht errathen, daß er für eine so hohe Summe Vieles, beinahe Alles zu thun bereit sei.

„Nun, wollt Ihr das Geld verdienen, Isaak Wolff?“ fragte Therese triumphirend.

„Lassen Euer Gnaden nur hören, was es zu thun giebt; ich werde thun, was in meinen Kräften steht, denn ich brauche jetzt viel Geld zur Ausstattung der neuen Wirthschaft für meine Sarah.“

„Ihr riskirt aber möglicherweise Euren Hals, Isaak.“

„Es wäre, wie Euer Gnaden wohl wissen, nicht zum ersten Male,“ erwiederte der junge Jude, mit verächtlichem Lächeln die Achseln zuckend.

„Ja, ich weiß, daß Ihr ein muthiger und schlauer Mann seid, der ausführt, an was sich hundert Andere nicht wagen würden; deshalb möchte ich auch keinem Anderen eine so wichtige Botschaft anvertrauen.“

„Es handelt sich also um einen Botengang?“

„Ja, nach Olmütz hinein.“

Isaak fuhr überrascht ein wenig zurück, aber sein Blick heftete sich schnell wieder mit Begierde auf die Börse, die Frau von Liebow, wie zufällig, in die Hand genommen hatte und in der sie das Gold leise erklingen ließ.

„Und wann soll ich dorthin?“ fragte er.

„Sofort. Es ist jetzt finster, und meine Depesche hat die höchste Eile. Sie ist übrigens nicht allzu gefährlich; seht hier!“

Sie zeigte ihm die beiden leeren Blätter und gab sie ihm in die Hand. Eine Weile betrachtete er sie mit einiger Verwunderung und drehte die Blätter um und um, dann sagte er, ruhig lächelnd:

„Ah, ich verstehe vollkommen. Das ist gut; Jedermann weiß nicht oder denkt wenigstens nicht daran, daß man solche Briefe nur bei Licht lesen kann.“

„Ihr habt ganz recht, bester Isaak. Nun, wollt Ihr mein Bote sein?“

„An wen, wenn ich fragen darf, Euer Gnaden?"

„An den Rittmeister von Tannenburg, dem Ihr übrigens mündlich meine besten Grüße bringen mögt."

„Ach, ich dachte es mir schon!" sagte der Jude halblaut und mit etwas dreistem Lächeln.

Die schöne Frau erröthete ein wenig, dann sagte sie ernst: „Es handelt sich hier nicht um eine Privatkorrespondenz, derentwegen ich Euer Leben nicht auf das Spiel setzen würde, sondern um wichtige politische oder vielmehr militairische Angelegenheiten."

„Das ist mir gleichgültig, gnädige Frau; ich diene Ihnen für Bezahlung und aus alter Ergebenheit."

„Und Ihr habt mein Vertrauen noch nie getäuscht, lieber Isaak."

„Das verhüte der Gott meiner Väter!" erwiederte der junge Jude, die Hand auf das Herz drückend und sich von Neuem verbeugend.

„Je früher dieser Brief an seine Adresse kommt, desto besser ist es; jedenfalls muß dies aber bis Mitternacht geschehen."

„Kann es nicht um ein paar Stunden aufgeschoben werden? Gegen Morgen sind die Posten schläfrig und weniger wachsam."

„Es kann durchaus nicht anders sein, Isaak," antwortete Frau von Liebow mit großer Bestimmtheit.

„Nun gut, ich werde wie eine Katze am Boden schleichen; glücklicherweise ist der Himmel sehr bewölkt geworden und wir haben eine recht finstere Nacht."

„Werdet Ihr Euch auch Einlaß in die Festung verschaffen können?"

„Ich habe meinen Passirschein; ich trage ihn immer im Stiefel."

„Solltet Ihr im schlimmsten Falle den Rittmeister vor Mitternacht nicht auffinden können, so laßt Euch direkt vor den Kommandanten der Festung führen, übergebt ihm die beiden

Papiere und theilt ihm mit, auf welche Weise die darauf befindliche Schrift wieder lesbar wird."

„Ich werde Alles zu Eurer Gnaden Zufriedenheit besorgen; verlassen Sie sich ganz auf den Isaak Wolff!"

„Dann nehmt hier Euer Geld, Isaak, und geht mit Gott."

„Es ist besser, wenn Euer Gnaden mir die Börse bis zu meiner Rückkehr aufbewahren, denn den Preußen würde ich sie in keinem Falle gern gönnen; und wenn mir etwas Menschliches passiren sollte, so haben Sie wohl die Güte, das Geld meiner Sarah nach Nechanitz zu senden, deren Adresse ich Ihnen aufschreiben will, wenn Sie es mir gnädigst erlauben."

„Wie Ihr wollt, lieber Isaak," sagte Frau von Liebow huldreich. „Hier habt Ihr Papier, Feder und Dinte."

Der junge Jude schrieb die Adresse auf und schickte sich dann unter vielen Verbeugungen und indem er wieder einen Zipfel der hellblauen Atlasrobe küßte, zum Gehen an.

Die Dame wünschte ihm noch einmal eine glückliche Reise.

Als sie wieder allein war, setzte sie sich auf das Sopha und nahm ein Buch, offenbar in der Absicht, ihre stürmischen Gedanken in eine andere Bahn zu lenken; aber dies mußte ihr nicht gelingen, denn sie überblätterte manchmal zwei bis drei Seiten, ohne dies zu bemerken. Endlich warf sie das Buch ungeduldig von sich und legte sich auf das Sopha, ohne irgend eine gesuchte Stellung anzunehmen. Ihr starrer Blick blieb fast unverwandt an dem Zifferblatte der prächtigen Stutzuhr hängen, die dem Sopha gegenüber auf einer Wandkonsole stand.

Sie nahm an diesem Abende Nichts zu sich und schickte das Kammermädchen, das sich nach ihren Befehlen erkundigte, fort, ohne sich umzukleiden.

So brachte sie die ganze Nacht zu. —

Isaak Wolff, der alte Spion der Oesterreicher, war nicht in Verlegenheit, wie er sich zu benehmen habe. Er behielt seinen langen Judenkittel an, schürzte denselben nur auf, um im Nothfalle schneller laufen zu können, zerknitterte die erhaltenen

Papiere, die dadurch noch unansehnlicher wurden, und steckte sie in die tiefe Tasche seines Rockes. Dann machte er sich auf den Weg, nachdem er den neugierigen Dienstboten vorgeredet hatte, er habe eine geheime Bestellung der gnädigen Frau an die Oberstin auf dem Bergschlosse zu überbringen.

Johann war sehr mißgelaunt darüber, daß seine Herrin dieses Mal dem fremden Juden mehr Vertrauen als ihm schenke, und die Kammerzofe, die nicht unterlassen konnte, ihm vertraulich mitzutheilen, daß die Gnädige wieder einmal nicht zu Abend speisen, sich nicht auskleiden und nicht zur Ruhe legen wolle, seufzte mit zum Himmel verdrehten Augen:

„Schon wieder Geheimnisse! Dieses ganze Haus steckt voll Geheimnisse! Wer sie nur ergründen könnte!"

„Hm," brummte Johann, „ich durchschaue Alles."

„Was sagt Ihr da, Johann?" rief die Zofe, ihn ziemlich unsanft beim Arme ergreifend.

„Aber Lina, kneifen Sie mich doch nicht! — Ich will's Ihnen sagen, wenn Sie mir heilig schwören, es keiner Menschenseele zu verrathen."

„Ich schwöre es!" antwortete das Mädchen pathetisch, eine Hand auf das Herz legend und die andere zum Schwur in die Höhe streckend.

„Und was bekomme ich für mein Geheimniß, beste Lina?"

„Sie brauchen blos zu fordern, Johann."

„Gut, ich werde es nachher thun. Und nun hören Sie! Der schäbige Jude bringt einen Brief an den preußischen Lieutenant nach dem Bergschlosse; Sie wissen ja, daß er dort in Quartier liegt."

„Wahrhaftig?" rief Lina mit offenem Munde.

„Und den Rittmeister führt unsere Gnädige an der Nase herum."

„Alle Heiligen mögen uns schützen, wenn das wahr ist! Der Rittmeister ist ein wilder Herr; wenn er so etwas erfährt, steckt er uns das Schloß über dem Kopfe in Brand."

„Er sitzt ja in Olmütz fest.“

„Aber wer hätte das von der Gnädigen gedacht? Wenn Sie sich irrten, Johann!“

„Theuerste Lina, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf; ich weiß mehr, als Sie glauben; denn ich war auch einmal der Vertraute unserer Gnädigen, seitdem aber dieser schäbige Jude —“

Johann brach, von seinem Aerger übermannt, kurz ab; die Unterhaltung kam auch so bald nicht wieder in Gang, denn man hörte die Offiziere nach dem Theezimmer gehen, und er hatte sie dort zu bedienen. —

Die Nacht war so finster, wie Isaak Wolff es gesagt hatte; der Himmel, der sich am späten Abende mit dicken Wolken bezogen hatte, drohte mit Regen, der Wind erhob sich und fegte rauschend durch die Laubkronen der Bäume und die niedrigen Gesträuche.

Ein solches Wetter war dem jungen Juden für seine Expedition gerade recht. Er wußte, daß die auf freiem Felde stehenden Schildwachen sich dann so gut als möglich zu schützen suchen, wodurch ihre Wachsamkeit leidet; sie konnten nicht weiter als höchstens dreißig bis vierzig Schritte sehen, und das Rauschen des Laubes schwächte ihr Gehör für anderes Geräusch. Freilich pflegen in einer solchen Nacht mehr Patrouillen als sonst ausgeschickt zu werden, da dieselben aber aus mehreren Leuten bestehen, kann man bei gespannter Aufmerksamkeit und mit gespitzten Ohren wohl schon in einiger Entfernung ihre Tritte vernehmen.

Isaak Wolff hütete sich wohl, die große Straße aufzusuchen, sondern schlich sich behutsam über Wiesen, Brüche und Felder fort; zuweilen blieb er stehen und lauschte scharf; dann setzte er mit wiedergewonnener Sicherheit seinen Weg fort.

Bald sah er zur Seite die Wachtfeuer in dem Bivouak des Majors leuchten und wurde nun immer vorsichtiger. Er hielt sich dem Ufer der March ziemlich nahe, denn im schlimm-

sten Falle gedachte er sein Heil darin zu suchen, daß er sich in die Fluthen stürzte und nach dem anderen Ufer schwämme — allerdings ein gefährliches Wagestück, aber Isaak Wolff war ein tüchtiger Schwimmer.

Nachdem er beinahe eine Stunde lang vorwärts gegangen war, mußte er sich, seiner Berechnung nach, in der Nähe der Vorpostenkette befinden; er hatte das Feuer einer Feldwache erblickt, und da er solche heimliche Wege nicht zum ersten Male machte, wußte er ziemlich gut Bescheid mit den militairischen Anordnungen.

Jetzt legte er sich der Länge nach in einem von Soldaten und Pferden zertretenen Kornfelde nieder und horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. Geduldig wartete er in dieser unbequemen Lage auf dem feuchten Boden wohl zehn Minuten lang, dann richtete er plötzlich den Kopf schnell in die Höhe. Der Wind wehte aus der Richtung der Vorposten-Chaine grade auf ihn und trug ihm das leiseste Geräusch zu, und Isaak hatte ein ebenso feines Gehör als scharfe Augen.

Das preußische Vorposten-Reglement besagt, daß zur Nachtzeit, wo die mit Distanzen neben einander stehenden Doppelposten sich nicht im Gesichte behalten können, immer ein Mann der letzteren zu den Nachbarn zu patrouilliren hat, und dies setzt sich wechselweise ohne Aufhören fort. Um das viele Anrufen und Losunggeben zu vermeiden, genügt es, daß diese Posten sich dann ein beliebig gewähltes Erkennungszeichen geben. Gewöhnlich geht es aber damit allein nicht ab, sondern die Soldaten wechseln als gute Kameraden wohl auch noch ein paar Worte, die sich nicht gerade auf den Dienst beziehen. Darauf lauerte jetzt unser Jude.

Er hatte sich in der That nicht verrechnet. In einer Entfernung von etwa zweihundert Schritten vor sich, wie er schätzte, ließ sich ein gedämpfter Stimmenwechsel vernehmen; er konnte zwar die Worte nicht verstehen, woran ihm auch Nichts lag aber er wußte jetzt, woran er war.

Noch ein Weilchen wartete er, dann hielt er den Moment für günstig, den Durchbruch durch die Kette zu versuchen. Leise erhob er sich und schlich, so tief als möglich gebückt, weiter vor; nach einigen Minuten erkannte er deutlich zwei neben einander stehende Schildwachen, die gut auf ihrer Hut zu sein schienen, denn sie hatten die Gewehre auf der Schulter und stampften mit den Füßen den weichen und nassen Boden, um sich zu erwärmen. Die Postenpatrouille hatte soeben stattgefunden, ließ sich also so schnell nicht wieder erwarten, und Isaak dirigirte sich auf einen Punkt, der etwa hundertundfünfzig Schritte seitwärts der Vedette lag.

Er ging jetzt nicht mehr gebückt, sondern kroch, wie man sagt, auf allen Vieren, langsam, beinahe vollständig geräuschlos; selbst den Athem hielt er an, vielleicht stockte er ihm in seiner gefährlichen Situation auch von selbst.

Jetzt war er gerade auf gleicher Höhe mit dem Doppelposten, den er fest im Auge behalten hatte; da verließ der Eine der Beiden seinen Kameraden und kam, mit dem Gewehre über der Schulter langsam fortschlendernd, grade auf ihn zu; auch er wollte jetzt zu dem Nebenposten patrouilliren.

Dem jungen Juden blieb das Herz beinahe stehen. Der Mann mußte auf ihn stoßen, wenn er die Augen ordentlich aufmachte, ihn erblicken — und dann war er wohl rettungslos verloren. Er hatte nicht einmal mehr Zeit, vorwärts oder rückwärts zu kriechen, fürchtete auch das Geräusch, das er dabei machen könne.

Jetzt blieb nichts Anderes übrig, als auf das Glück und den Zufall zu vertrauen.

Mit einer kaum glaublichen Körpergelenkigkeit kugelte Isaak sich zusammen wie ein Igel; die menschliche Gestalt war auf einen flüchtigen Blick nicht zu erkennen, man hätte ihn in seinem langen schwarzen Rocke bei der herrschenden Dunkelheit für einen großen Stein oder niedriges dichtes Buschwerk halten können.

Der Soldat kam bis auf fünf oder sechs Schritte an ihn heran; er pfiff sich ganz leise ein Liedchen, drehte den Kopf nach der Seite, von wo der Feind zu erwarten war, und — ging vorüber.

Als er ungefähr hundert Schritte entfernt war, löste sich der schwarze Knäuel vorsichtig wieder, und Isaak setzte in der bisherigen Weise seinen Weg fort; er gelangte bald an eine kleine, mit Gebüsch spärlich besetzte Anhöhe, kroch dieselbe hinauf und an der anderen Seite herunter. Jetzt war er gerettet, wenn ihm das Unglück nicht eine preußische Patrouille auf den Hals führte.

Den weiteren Weg legte er in aufrechter Haltung, dessenungeachtet aber mit der größten Vorsicht, zurück, und eine halbe Stunde später erkannte er ganz deutlich die Wälle und Thürme von Olmütz. Er athmete leichter auf und beschleunigte seine Schritte.

Plötzlich blieb er wie festgebannt stehen und dachte nicht einmal daran, sich auf den Boden zu werfen; fast in unmittelbarer Nähe hatte ihn eine rauhe Stimme militairisch angerufen. Sie kam aus einem kleinen Gebüsche, und zweifellos lagen dahinter schon mehrere Gewehrläufe im Anschlage auf ihn.

Isaak Wolff zitterte leicht. An Flucht war unter solchen Umständen nicht zu denken; er mußte es auf Verhaftung und Durchsuchung seiner Person ankommen lassen.

„Gut Freund!" erwiederte Isaak, der recht gut wußte, daß er antworten müsse, wenn er nicht todtgeschossen sein wollte. „Schießt nicht, ich bin ein armer Jude aus Olmütz, der von einer weiten Reise kommt und es auf alle Gefahr hin wagte, seine Familie wiedersehen zu wollen."

Man hörte im Gebüsche lachen, und zwei Männer traten hinter demselben hervor. Zu seiner unaussprechlichen Freude erkannte Isaak sogleich die hellgrauen Mäntel und schwarzen Federhüte österreichischer Jäger. Beide hielten ihre Büchsen schußfertig.

„Jude," sagte der Eine in ächt tyroler Dialekt, „sage uns die Wahrheit, sonst geht es Dir schlecht. Weshalb treibst Du Dich hier in der Nähe der Festung zur Nachtzeit auf dem Felde umher?"

„O, gestrenge Herren," erwiederte Isaak mit unverkennbarer Freude, „Ihr sollt schon die Wahrheit von mir hören; vor Euch fürchte ich mich gar nicht — vorher dachte ich nur, ich sei auf die Preußen gestoßen. Also gerade heraus: ich bin gut kaiserlich gesinnt und diene unserem allergnädigsten Herrn ebenso treu wie Ihr, nur in anderer Weise; ich bin verpflichteter Spion und habe wichtige Nachrichten an den Kommandanten der Festung zu bringen oder vielmehr zunächst an den Herrn Rittmeister Freiherrn von Tannenburg von Haller-Husaren. Nehmt mich nur gleich mit nach Olmütz, ich komme dann auf die schnellste und sicherste Weise hinein."

Die Jäger schienen noch unentschlossen und berathschlagten leise. Ein Dritter trat zu ihnen aus dem Gebüsch; es war der Korporal.

Isaak Wolff saß schon am Boden und bemühte sich, einen seiner nassen Stiefel vom Fuße zu ziehen.

„Was machst Du da, Jude?" herrschte ihn der Korporal an.

„Gedulden Sie sich nur einen Augenblick, Herr Korporal, ich suche meine Legitimation."

Endlich war der Stiefel herunter, und er holte ein sorgfältig eingewickeltes, natürlich sehr zerknittertes und beschmutztes Blatt Papier hervor und überreichte es dem Unteroffizier.

„Leset nur, Herr!"

„Der Teufel mag in dieser Finsterniß lesen! Du, Franzerl, nimm hier das Papier in gute Verwahrung und bringe es sammt dem Kerl auf die Festungsthorwache, lasse ihn ein paar Schritte vor Dir hergehen und halte den Hahn immer gespannt;

sollte er auszureißen versuchen, so schieß ihn auf der Stelle nieder."

„Verstehe schon."

So wurde Isaak Wolff, der übrigens ganz herzensvergnügt war, nach der nahen Festung transportirt; das einzige etwas Unheimliche war ihm die Mündung der geladenen Büchse hinter seinem Rücken. Eine Viertelstunde später befand er sich innerhalb der Festungsmauern.

XIV.

Der Ueberfall.

Der Offizier der Thorwache, dem Isaak Wolff zuerst vorgeführt wurde, nahm, nachdem er einen mißtrauischen und verächtlichen Blick auf ihn geworfen hatte, von dem Jäger das Papier in Empfang und durchlas es. Der Passirschein war in vollgültiger Form ausgestellt.

„Es ist richtig," sagte der Offizier, dem Juden das Papier wiedergebend. „Was ist nun Euer Begehr?"

„Ich habe einen Auftrag an den Herrn Rittmeister von Tannenburg von Haller-Husaren."

„Von wem?"

Isaak zuckte die Achseln:

„Das ist ein Geheimniß, Euer Gnaden, das ich höchstens dem Herrn Kommandanten aufklären dürfte."

„Sind Eure Aufträge schriftlich oder mündlich?"

„Schriftlich."

Der Jude konnte sich nicht versagen, die zerknitterten weißen Papierblätter aus der Tasche seines Kaftans zu ziehen und dem Offizier zu zeigen, ohne sie aus der Hand zu lassen.

Der Offizier sah die Papiere an, dann brauste er zornig auf:

„Willst Du mich zum Narren halten, Jude? Das sind ja unbeschriebene Zettel."

„Verzeihen Euer Gnaden," — Isaak machte dabei eine schlaue, lächelnde Miene — „der Herr Rittmeister und der Herr Kommandant werden die Schrift schon lesen können."

Der Wachthabende war noch ein junger Unterlieutenant mit gerade nicht intelligentem Gesicht; er schien in seinem Leben noch Nichts von sympathetischer Dinte gehört zu haben.

„Kerl, ich werde Ihn krumm schließen und Fünfundzwanzig aufzählen lassen!" schrie er erbost.

„Das werden Euer Gnaden jedenfalls nicht thun," antwortete der junge Jude, der wieder ganz ernst geworden war, „denn ich bin im Dienste unseres allergnädigsten Kaisers und bei'm Oberkommando gut angeschrieben, weil ich schon manchen wichtigen Dienst geleistet habe. Was diese Papiere anbetrifft, so sind sie nur für den Herrn Kommandanten und den Rittmeister bestimmt, und es ist die höchste Zeit, daß sie in deren Hände gelangen, weil sie nach Mitternacht nicht mehr von Nutzen sein können."

Diese ernste und feste Sprache schien dem jungen Offizier zu imponiren; noch ziemlich unwirsch sagte er:

„Der Rittmeister geht mich Nichts an; Ihr werdet aber sofort zum Kommandanten geführt werden und mögt ihm Rechenschaft ablegen."

„Wie Euer Gnaden befehlen."

Ein Korporal und zwei Mann der Wache eskortirten den Juden nach der Kommandantur. Um diese Zeit war es elf Uhr.

Der Kommandant war noch wach und konferirte mit mehreren Offizieren. Als er die Meldung erhielt und das dringende Verlangen des Juden erfuhr, ihn sofort zu sprechen, ließ er denselben in einem anderen Zimmer vor sich führen. Auf Isaak's Bitte mußten die Wachen abtreten.

Dem General gegenüber machte er kein Geheimniß daraus, wer ihn sende, und übergab ihm die Papiere mit der Erklärung, wie dieselben zu behandeln seien. Dem Kommandanten war dies keine unbekannte Sache. Vorsichtig hielt er erst das

eine, dann das andere Blatt über ein brennendes Licht, und schnell traten die Schriftzüge und die Zeichnung hervor. Beide las und betrachtete er mit großem Interesse, faltete sie dann hastig zusammen, steckte sie in die Tasche und sagte zu dem Juden:

„Ich danke Dir, und morgen wirst Du eine Gratifikation von mir erhalten; heute habe ich aber keine Zeit. Ich werde Dir eine Schlafstelle bei meiner Dienerschaft anweisen lassen."

Isaak dankte dafür; er wollte noch, trotz der späten Stunde, den Rittmeister von Tannenburg aufsuchen. Der Kommandant hatte Nichts dagegen und entließ ihn mit der Aufforderung, sich am nächsten Vormittage wieder bei ihm einzufinden.

Isaak bedurfte keiner Wache mehr und verließ als freier Mann das Kommandanturgebäude; er war in der besten Laune, denn er hatte ein vortreffliches Geschäft gemacht: fünfzig Dukaten von Frau von Liebow, eine gewiß nicht unansehnliche Gratifikation von dem Kommandanten, und jedenfalls schenkte ihm der freigebige Rittmeister auch noch ein gutes Trinkgeld, d. h. in Gold.

Die Wohnung des Rittmeisters hatte er bald ermittelt, der Herr aber war nicht zu Hause. Man wird sich leicht denken können, wo er sich befand. Sein Diener wußte dies zwar, denn der Rittmeister hatte hinterlassen müssen, wo er zu finden sei, falls er plötzlich zu einem Dienste kommandirt werden sollte, aber das tiefste Schweigen war ihm auferlegt worden, und Isaak konnte von ihm Nichts erfahren, als daß Sr. Gnaden erst gegen Morgen heimkehren würden.

In der Stadt war es schon ganz finster und still, alle Wirthshäuser geschlossen; der junge Israelit wußte nicht, wo er sein Haupt niederlegen solle, und war doch tüchtig ermüdet; nur mit Mühe und auf die heiligsten Versicherungen, daß er bei dem Rittmeister in gutem Ansehen stehe und demselben die wichtigsten, unaufschiebbaren Mittheilungen zu machen habe, erlangte er von dem Diener etwas Speise und Trank, sowie

die Erlaubniß, die Nacht in seinem Stübchen zubringen zu dürfen.

Dieser Diener war Husar und ein ganz gemüthlicher Mensch; er befreundete sich deshalb bald mit dem Juden, der, wenn er wollte, recht interessante Geschichten erzählen konnte; von Schlafen war ohnedies nicht viel die Rede, da der Rittmeister immer sehr jähzornig wurde, wenn ihm sein Diener bei seiner Heimkehr auf das erste Anklopfen nicht die Hausthür öffnete.

Ebenso wenig wie Hermann Günther wußte, was in jener Nacht, in welcher der preußische Ueberfall auf die Haller-Husaren stattgefunden hatte, aus Isaak Wolff geworden sei, ebenso große Sorge machte sich der Letztere seinethalben; er hatte sich nur noch damit getröstet, daß die Husaren ihn mitgenommen hätten. Jetzt brachte er das Gespräch auf jene Begebenheit und fragte den Diener, ob er Nichts von einem sächsischen Offizier wisse, der damals mit den Husaren nach Olmütz gekommen sei.

„Gewiß," war die Antwort, „der Herr Oberlieutenant hat mehrere Tage bei uns gewohnt, bis er durch die Kommandantur ein eigenes Quartier angewiesen erhielt. Er war ein lieber, freundlicher Herr, machte aber eine sonderbare Figur, als er bei uns zu Pferde einrückte, denn er trug gerade so einen langen schwarzen Kittel, wie Ihr da."

„War er ganz unverletzt geblieben?" fragte Isaak, dem das Herz vor Freude klopfte.

„Gesund wie ein Fisch; aber kennt Ihr ihn denn?"

„Sehr gut, mein Freund. Aber sagt mir nur, ist er noch in Olmütz und wo wohnt er?"

Der Diener wußte die Adresse ganz genau anzugeben, und Isaak Wolff nahm sich vor, den Oberlieutenant gleich am anderen Vormittage zu besuchen.

Die Unterredung der Beiden wurde übrigens bald nach Mitternacht durch heftiges Pochen an die Hausthür gestört.

„Da ist der Rittmeister schon!" rief der Diener erschrocken

und sprang mit beiden Beinen zugleich von seinem Bette, auf dem er mit voller Bekleidung lag, um hinabzueilen.

Aber es war nicht der Rittmeister, sondern eine durch schnelles Laufen ganz außer Athem gekommene Ordonnanz des Kommandanten.

„Ist der Herr Rittmeister zu Hause?" fragte der Mann.

„Noch nicht. Was giebt's denn noch zu so später Stunde? Doch nicht etwa Dienst?"

„Nichts Anderes und zwar sehr eiligen; ich glaube, es soll noch in dieser Nacht den Preußen auf den Hals gehen. Du mußt den Rittmeister suchen, Kamerad, hörst Du? Befehl, daß er sogleich die ganze Schwadron mit Marschgepäck ausrücken lassen und nach der Esplanade schicken soll; er selbst möge schleunigst zum Herrn Kommandanten kommen, um seine Ordres zu empfangen. Adio, Kamerad, ich habe noch mehr zu bestellen."

Der Mann stürzte eiligst weiter und ließ den armen überraschten Kerl, der über das Gehörte so ziemlich den Kopf verloren hatte, rathlos stehen. Fast instinktmäßig eilte er wieder die Treppe hinauf nach seiner Kammer, und während er sich vollends ankleidete, erzählte er dem Juden, was soeben geschehen sei.

„Nun, da bleibt Nichts übrig, mein Lieber, als daß Ihr den Herrn Rittmeister sofort holt, da Ihr ja wohl wissen werdet, wo er sich aufhält."

„Ja, ja, ich werde längere Sätze machen, als der Rappe von unserem Rittmeister."

„Das ist ein gescheidter Vorsatz; macht nur, daß Ihr fortkommt!"

„Und Ihr?"

„Ich bleibe hier und erwarte den Rittmeister," sagte Isaak mit großer Bestimmtheit.

Der Diener war zu kopflos, um zu bedenken, daß es doch viel gewagt sei, einen ihm wildfremden Menschen in der Woh-

nung seines Herrn allein zu lassen, machte keine Einwendungen und lief spornstreichs davon.

„Aha, das ist eine Folge meiner Depeschen," dachte Isaak schmunzelnd; „die schöne Frau scheint dieses Mal den Vogel abgeschossen zu haben, und wenn die Geschichte gut abläuft, wird der Kommandant morgen in guter Laune sein und meine Gratifikation verdoppeln. Was Sarah dazu sagen würde, wenn sie das Alles wüßte!"

„Aber," fuhr er nach einer Pause in seinem Gedankengange fort, „den heiligen Schwur will ich thun, daß das heutige das letzte Geschäft dieser Art sein soll, das ich mache; denn als der Preuße so nahe an mir vorüberging und ich in jedem Momente dachte, er würde mich erblicken und mit seinem Bayonnete fühlen, was da für eine dunkle Masse auf der Erde liege, stand ich eine Todesangst aus und mußte mir alle Mühe geben, nicht mit den Zähnen zu klappern. Die Ausstattung ist jetzt mehr als reichlich beisammen; ich will nun die Früchte meines sauren Schweißes mit Sarah in Ruhe genießen. Wenn ich nur erst wieder aus diesem Neste heraus wäre und warm in Nechanitz säße!"

Isaak streckte sich auf das Bett des Dieners aus und wartete halbwachend, halbschlafend.

Es war kaum eine gute Viertelstunde vergangen, als er die Hausthür öffnen und starke, schnelle Schritte die Treppe heraufkommen hörte; dazwischen vernahm er das Fluchen des Rittmeisters, der in sein Zimmer ging, um sich dienstmäßig anzukleiden, während sein Bursche im Stalle den Rappen sattelte.

Isaak erhob sich und ging dreist nach dem Zimmer, in dem er den Rittmeifler poltern hörte; er klopfte an und trat auf das barsch gerufene: „Wer, zum Teufel, ist denn da schon wieder?" ein.

„Ihr, Isaak?" rief der Rittmeister ganz erstaunt. „Kommt Ihr aus der Hölle?"

„Nein, aber von Schloß Glücksburg, mitten durch die preußischen Vorposten hindurch."

„Und was wollt Ihr hier?"

„Ich vermuthe, daß ein Schreiben Ihrer Gnaden der Frau von Liebow diesen Alarm in der Festung angerichtet hat, denn diesen Brief habe ich gebracht."

„Ein Brief meiner Braut?" fuhr der Rittmeister auf. „An wen war er gerichtet?"

„Eigentlich an Euer Gnaden selbst; da mich aber der Offizier der Thorwache direkt zum Herrn Kommandanten transportiren ließ und ich von der gnädigen Frau die Weisung erhalten hatte, das Schreiben, falls ich den Herrn Rittmeister nicht sogleich treffen sollte, jenem Herrn zu übergeben, so habe ich letzteres gethan."

„Und was stand in dem Schreiben?"

„Ich weiß es nicht," antwortete der Jude achselzuckend; „es war mit sympathetischer Dinte geschrieben. Euer Gnaden werden den Inhalt jetzt wohl jedenfalls von dem Herrn Kommandanten erfahren, zumal der Brief eigentlich für Sie bestimmt war."

„Tollheiten, Nichts als Tollheiten!" brummte der Rittmeister, der sich wegen der Störung seines Rendezvous mit Mademoiselle Ninon Lafleur noch in herzlich schlechter Laune befand.

„Und die gnädige Frau," fuhr der Jude, ohne darauf zu achten, fort, „läßt dem Herrn Rittmeister die besten Grüße bestellen."

„Schon gut; ich danke."

Der junge Jude schien Nichts mehr zu bestellen zu haben, aber er blieb schweigend an der Thür stehen.

Der Rittmeister, der jetzt vollständig gerüstet war, verstand ihn wohl, denn er zog seine Börse und warf vier Louis'dor mit den Worten auf den Tisch:

„Für Dich, Isaak! Wo gedenkst Du die Nacht zu bleiben?"

„Mit Eurer Gnaden Erlaubniß: hier, in der Stube Ihres Dieners, denn ein anderes Quartier werde ich zu dieser späten Stunde in der Stadt wohl schwerlich finden."

„Meinetwegen; ich lasse Franz zurück und werde ihm sagen, daß er auf das Beste für Dich sorge."

„Ich danke Euer Gnaden."

Isaak trat mit einer tiefen Verbeugung an den Tisch und steckte die Goldstücke ein. Der Rittmeister stürmte hinaus, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern. Gleich darauf hörte man den schallenden Hufschlag seines Rappen auf dem Pflaster; er sprengte in voller Carrière nach den Ställen seiner Schwadron. Unterwegs schon begegnete er einzelnen Abtheilungen von Infanterie und Jägern, die im schnellen Schritte der Esplanade zumarschirten.

„Wohin?" rief er den Offizieren, guten Bekannten, zu.

„Wir wissen es nicht — vorläufig nach der Esplanade; die Stabsoffiziere sind zum Kommandanten beschieden, um ihre Befehle zu empfangen. Entweder greifen die Preußen uns an oder wir sie."

Der Rittmeister sprengte vorüber und gab in den Ställen Befehl zum Satteln und Ausrücken. Dann jagte er in gestreckter Carrière nach der Kommandantur.

In der stillen schlafenden Nacht war es auf einmal lebendig geworden; Truppenabtheilungen durchzogen sie, freilich ohne das Spiel zu rühren, aber ihr schwerer Taktschritt auf dem Steinpflaster weckte doch viele Einwohner, die neugierig die Fenster öffneten und vor die Thür traten. Man fragte ängstlich hin und her; Niemand wußte eine Auskunft zu geben. Die abenteuerlichsten Gerüchte, wie es in solchen Fällen gewöhnlich ist, gingen bald von Mund zu Mund.

Während die beorderten Truppen sich auf der Esplanade sammelten, verhandelte der Kommandant mit den Offizieren, die er zu sich beschieden hatte. Dies dauerte etwa eine gute halbe Stunde, dann bestiegen sie wieder ihre Pferde, die vor der Thür

von Ordonnanzen gehalten wurden und um die sich schon ein ansehnlicher Menschenknäuel geschaart hatte, und ritten im Galopp nach dem Sammelplatze der Truppen.

Das zum Ausrücken bestimmte Detachement, das ein Oberst kommandirte, bestand aus zwei Bataillonen Infanterie, einigen Jäger-Kompagnien, der Schwadron des Rittmeisters und zwei leichten Geschützen. Aber auch auf den Wällen wurde es lebendig; die Artilleristen traten zu ihren Kanonen, und die Thore, die der feindlichen Seite zulagen, wurden stärker besetzt.

Es war bald nach ein Uhr Nachts, als sich die Zugbrücken senkten und das Ausfallskorps im tiefsten Schweigen die Festung verließ. —

Wir kehren wieder zu Isaak Wolff zurück, der es sich von Neuem auf Franzens Bett bequem gemacht hatte, denn jetzt, nachdem er die Erlaubniß des Rittmeisters zum Bleiben hatte, trat er schon etwas dreister auf.

Der Diener kam ganz erhitzt wieder zurück, nachdem sein Herr fortgeritten war. Athemlos setzte er sich dem Bette gegenüber auf einen Schemel, stützte beide Ellenbogen auf den Tisch, legte den Kopf hinein und seufzte vernehmlich:

„Dem Himmel sei Dank, daß er fort ist! er wetterte und fluchte heute mehr als jemals. Ihr müßt gut bei dem Herrn Rittmeister stehen," sagte er dann, sich an Isaak Wolff wendend, dem er, wie es schien, sein Lager nicht streitig zu machen wagte.

„Ich sagte es Euch ja schon vorher; wir sind alte Bekannte, der Herr Rittmeister und ich," erwiederte der Jude, sich in die Brust werfend.

„Es muß wohl so sein, denn er hat mir befohlen, Euch ein ordentliches Abendbrod zu bereiten, und Ihr mögt von seinem Weine so viel nehmen, als Euch beliebt."

„Ein sehr gnädiger Herr, der Rittmeister!"

„O ja, wenn er nicht so wild wie heute Abend ist," seufzte der arme Franz wieder, der den nächtlichen Alarm hatte ent-

gelten müssen. „Was wünscht Ihr nun aber zu speisen und zu trinken?"

„Was das Speisen anbetrifft, lieber Franz, so gebt Euch damit keine Mühe, denn ich habe keinen Hunger; aber mit des gnädigen Herrn Erlaubniß wollen wir zusammen ein paar Flaschen guten Weines ausstechen. Was meint Ihr dazu, Franz?"

Der gute Bursche war ganz überrascht über diesen Vorschlag und äußerte sein Bedenken, was der Rittmeister dazu sagen würde, wenn er ihm seinen Wein austränke. Aber der Jude lachte und machte ihm klar, daß er jetzt sein Gast sei. Das begriff Franz endlich; die Verführung war auch zu groß für ihn, und er holte zwei Flaschen guten Ungars, von welchem der Rittmeister immer eine hübsche Auflage im Hause zu haben pflegte.

Isaak blieb auf dem Bette liegen, an das der Tisch gerückt worden war, Franz saß ihm gegenüber auf dem Schemel, und die Flaschen und Gläser standen zwischen ihnen.

„Auf das Wohl des Kaisers!" rief der junge Jude, nachdem er die Gläser gefüllt hatte, mit dem Husaren anstoßend.

Wenn Franz noch irgend welche Gewissensskrupel gehabt hatte, so schwanden dieselben jetzt vollständig bei dem Anblicke des goldig funkelnden Weines, und seine Pflicht als Soldat des Kaisers war es ja, auf einen solchen Toast anzustoßen und das Glas mit einem Schlucke zu leeren.

Nach einer kurzen Pause brachte Isaak das Wohl des Rittmeisters aus, und auch da konnte Franz nicht zurückbleiben; dann kamen noch schnell hinter einander „Auf glückliche Wiederkehr des Ausfall-Detachements", „ein Pereat den Preußen", „glückliche Beendigung des Krieges" u. s. w. Kurz, die beiden Flaschen leerten sich schnell, ohne daß Franz dies bemerkte, denn ihm, der an den schweren Wein nicht gewöhnt war, verdunkelten sich allmälig die Augen und es fing im Kopfe zu wirren an; er hatte auch nicht bemerkt, daß der Jude, anstatt, wie er, die vollen Gläser auf einen Zug zu leeren, an dem seinigen immer

nur nippte, weshalb er denn auch vollständig zurechnungsfähig geblieben war.

Isaak Wolff mußte wohl jedenfalls seinen Zweck haben, den armen Burschen betrunken zu machen, denn übermüthiger Scherz oder Bosheit waren seinem Charakter ganz fremd. Er rückte auch bald auf sein Ziel los, als der gute Franz schon ein wenig schwankte und beim Sprechen lallte.

„Franzerl," begann er vertraulich, „Ihr dauertet mich vorher recht, als der Herr Rittmeister so grob gegen Euch war; Ihr hattet doch an dem Alarm wahrlich nicht Schuld."

„Weiß Gott, daß ich unschuldig daran bin!" stammelte Franz, die Hand schwerfällig auf das Herz legend.

„Ja, wenn solche gestrenge Herren in ihrem Vergnügen gestört werden, sind sie immer ungerecht gegen den Ersten Besten, der ihnen in den Weg kommt. Fandet Ihr Euren Herrn denn gleich da, wo Ihr ihn suchtet?"

„O gewiß, er bringt ja dort beinahe jede Nacht zu."

„Ei sieh! das ist wohl schon eine alte Connaissance?"

„Was wollt Ihr damit sagen?" fragte der Diener, der das letzte Wort nicht kannte, den Juden verwundert anblickend.

„Ja richtig, Ihr versteht nicht Französisch, Franzerl! Aber trinkt doch! schmeckt Euch der Wein nicht mehr?"

„O ja, er schmeckt prächtig, aber er ist mir schon ein bischen in den Kopf gestiegen, und wenn der Rittmeister bei seiner Rückkehr so Etwas merken sollte, dann —"

„Ach was! der Rittmeister wird noch lange nicht zurückkommen, und übrigens trinken wir nachher ein paar Gläser kalten Wassers, das entnüchtert sofort vollständig. Ich fragte vorher nur, ob der Rittmeister schon lange mit der Dame verkehrt?"

„Hm, es wird jetzt wohl so ein Jahr lang her sein."

„Aber so lange ist der Rittmeister ja noch gar nicht in Olmütz," meinte Isaak verwundert.

„O, er kennt sie schon von Josephstadt her, wo sie früher

bei der Komödie war; erst als wir von dort zum Regimente zurückgingen, schickte er sie hierher."

„Also bei der Komödie ist sie?" fragte der junge Jude, der sich lebhaft für diese Verhältnisse zu interessiren schien, mit sarkastischem Lächeln.

„Ja, ich glaube, sie tanzt da — wenigstens hat es mir so die alte Barbara gesagt, als ich einmal Abends einen Brief des Rittmeisters an die Mamsell hinbringen und auf sie warten mußte."

Man glaube nicht, daß Franz so zusammenhängend sprach, wie wir es hier wiedergeben. Wäre er dies noch im Stande gewesen, so würde er wohl gänzlich geschwiegen haben; der Kopf war ihm schon auf die Brust gesunken, seine Augen verglasten allmälig, und seine Zunge lallte, so daß sich der junge Jude anstrengen mußte, ihn zu verstehen.

„Wer ist denn die alte Barbara?" forschte dieser weiter.

„Weiß Gott, wo sie herstammt, aber sie war auch schon in Josephstadt bei ihr; sie besorgt ihr die Wirthschaft, denn die Mamsell rührt keine Hand an, wie sie mir sagte, und dann das kleine Kind —"

„Des Rittmeisters?" fragte Isaak überrascht.

„Denk's wohl; wenigstens sagt es die alte Barbara."

„Und wo wohnt denn die schöne Mamsell, lieber Franzerl? Schön ist sie doch gewiß?"

„Darf's nicht sagen, der Rittmeister hat mir's streng verboten. O ja, recht schmuck ist sie wohl und hat Augen so schwarz und glänzend wie Steinkohlen, aber sie spricht ein Kauderwelsch, von dem ich noch nie ein Wort verstanden habe — die alte Barbara sagte, das sei Französisch."

„So, so!" machte der Jude. „Nun, Franzerl, will ich Euch den Rath geben, Euch wieder auf Euer Bett zu legen und ein paar Stunden auszuschlafen, damit Euch der Rittmeister Nichts anmerkt. Ich bin gewöhnt, auf dem Fußboden oder auf einem Stuhle zu schlafen, und werde Euch Platz machen."

Der Diener war nicht mehr im Stande zu antworten, sein Kopf lag schon auf dem Tische. Isaak löste ihm die Halsbinde und brachte ihn mit großer Sorgfalt zu Bette, dann machte er sich selbst auf Stühlen und Schemeln ein Lager zurecht.

„Der Schurke!“ murmelte er noch, ehe sich seine müden Augen schlossen; „er betrügt die arme schöne und freigebige Frau, um ihr Vermögen für sich und seine Buhlerin zu stehlen. Nun, ich werde schon erfahren, wer Letztere ist, denn am hiesigen Theater wird es wohl nicht viel französische Tänzerinnen geben — und dann wollen wir später sehen, was sich thun läßt.“

Damit schlief Isaak Wolff ein. — —

Auf dem Bivouakplatze des Füsilier-Bataillons war es am Abende schon früher still geworden, als am vergangenen, denn das unfreundliche Wetter lud nicht zu einer gemüthlichen Unterhaltung an den nur matt brennenden Wachtfeuern ein; lieber wickelte sich Jeder fest in seinen Mantel, kroch, so tief als er konnte, unter das Lagerstroh und suchte bald einzuschlafen.

Der Major und Hugo konnten sich sehr glücklich schätzen, die leichte Hütte als Schutz gegen Wind und Regen zu haben, und Ersterer wiederholte häufig, er sehne sich recht herzlich nach dem Mittage des folgenden Tages, um welche Zeit die Ablösung eintreffen mußte. In sehr verdrießlicher Laune machte er nach neun Uhr mit seinem Adjutanten den vorschriftsmäßigen Ronderitt, fand Feldwachen und Posten in bester Ordnung und erhielt überall die Meldung, daß sich kein Oesterreicher habe sehen lassen.

Wieder zurückgekehrt, wechselten Beide ihre nassen Kleider und legten sich dann zur Ruhe nieder.

Im Lager herrschte eine Todtenstille, nur zuweilen unterbrochen durch den gleichmäßigen Schritt der Schildwachen und das Schnauben eines Pferdes.

Hugo schlief auch fest und träumte süß von der Geliebten.

Wenn er geahnt hätte, was nach seinem Aufbruche von Schloß Glücksburg dort vorgefallen war!

So war es ungefähr halb zwei Uhr geworden, und der Himmel hatte sich immer mehr verfinstert, Regen und Wind zugenommen; das Wetter war ganz abscheulich geworden.

Um diese Zeit vernahm der Posten vor dem Gewehr der Lagerwache, die ihre Stellung immer eine kurze Strecke vor der Front des Bataillons hat, in der Richtung der rechten Flügel-Feldwache das Geknatter einer Gewehrsalve, und derselben folgten schnell hinter einander noch ein paar andere und einzelne Schüsse. Der Mann rief die Wache sogleich in das Gewehr, und der kommandirende Lieutenant sandte schleunigst einen Unteroffizier zu dem Major, um denselben zu wecken und ihm Meldung zu erstatten.

Major von B— und Hugo wurden unsanft geweckt, denn der Unteroffizier, der wußte, daß Eile nothwendig sei, übersah in der Dunkelheit den alten Johann, der sich auf Stroh gerade vor dem Eingange der Hütte gebettet hatte, stolperte über ihn und riß beinahe die ganze Hütte um.

„Alle zehntausend Teufel! was giebt's denn?" rief der Major, auffahrend und sich die Augen reibend.

„Meldung von der Lagerwache, Herr Oberstwachtmeister!" keuchte der Unteroffizier athemlos.

„Nun, das scheint ja sehr wichtig zu sein," brummte der Major.

Auch Hugo war schon wach und beeilte sich, aus der engen niedrigen Hütte auf die Beine zu kommen.

„Die Feldwache Nr. 1. muß angegriffen worden sein," lautete die Meldung weiter, „denn man hört in jener Richtung viel und schnell hinter einander schießen, sogar ganze Salven."

„Oho! kommen die Oesterreicher endlich einmal aus dem Neste?" rief der Major, jetzt ganz ermuntert, und stand auch schon nach einigen Sekunden vor der Hütte. „Obenein bei diesem Hundewetter!"

Er und Hugo horchten aufmerksam; die Schüsse ließen sich deutlich vernehmen; es schien sogar, als ob sie sich dem Lagerplatze näherten.

„Das scheint Ernst zu werden," meinte der Major. „Johann, schnell unsere Pferde! Lieber Mohrfeldt, lassen Sie die Kompagnien unter das Gewehr treten und die Dragoner aufsitzen, Alles so geräuschlos wie möglich. Sie, Unteroffizier, sagen Ihrem Lieutenant, er möge die ganze Lagerwache sofort ausschwärmen und die Höhen da vor uns besetzen lassen."

Der Adjutant und der Unteroffizier eilten fort.

Gleich darauf sprengte ein Dragoner verhängten Zügels über den Lagerplatz, fortwährend rufend:

„Wo ist der Herr Major?"

Die Hütte wurde ihm bezeichnet. Bei dem Major, der ihm schon entgegenging, angekommen, sprang er vom Pferde und meldete dienstlich, sichtlich in großer Erregung:

„Meldung von der Feldwache Nr. 1. des Herrn Lieutenant von P—. Die Oesterreicher sind, anscheinend in starken Kolonnen, aus der Festung gerückt, haben sich durch die Postenkette geschlichen und die Feldwache beinahe aufgehoben. Lieutenant von P— zieht sich vor der Uebermacht mit einer Tirailleurlinie am Ufer der March zurück. Wir haben schon mehrere Leute verloren; die Oesterreicher dringen rasch vor."

„Donnerwetter!" rief der Major. „Sagen Sie Lieutenant von P—, er möge sie so lange als möglich aufhalten, wir werden sogleich da sein."

Der Dragoner jagte zurück. Johann kam im Trabe mit dem Pferde des Majors an, hinter ihm der Bursche des Adjutanten mit dem Ungar.

Das stille Lager war auf einmal wieder zum Ameisenhaufen geworden; man hörte nicht lautes Lärmen und helle Kommandostimmen, kein Signal durch Trommel oder Horn ertönte, aber ein dumpfes Summen und Murmeln ging über die ganze Ebene. Die Füsiliere hingen die Tornister um, nahmen

die Gewehre in die Hand und standen schnell in Reih' und Glied. Die Dragonerpferde wurden aufgezäumt, wieherten und schlugen den Boden mit den Hufen, als ob sie nach der genossenen Ruhe ungeduldig seien, zur Aktion zu kommen; bald war auch die Schwadron zu Pferde und rangirt. Zwei Züge Dragoner trabten auf Befehl des Majors nach dem Ufer der March zu ab, eine Infanterie-Kompagnie folgte im Laufschritte.

„Schließen Sie sich den Dragonern an, Lieutenant von Mohrfeldt," befahl der Major, der jetzt den strengdienstlichen Ton angenommen hatte, „überzeugen Sie sich, was es dort giebt, wen wir vor uns haben, und kehren Sie schnell zurück, um es mir zu melden; ich werde einstweilen den Höhenzug vor uns besetzen."

Hugo flog auf seinem Ungar wie der Pfeil davon.

Jetzt ließ sich auch scharfes, anhaltendes Feuern in der Mitte der Vorpostenstellung vernehmen, wo eine andere Feldwache lag. Einige Minuten später, während der Major die Höhen mit einer Kompagnie, als Tirailleure aufgelöst, in langer Linie besetzte und die beiden anderen Kompagnien dahinter in Reserve behielt, langte wieder eine berittene Ordonnanz auf schäumendem Pferde an und brachte von der letzterwähnten Feldwache fast wörtlich dieselbe Meldung, welche die erste schon abgegeben hatte.

Major von B—, der nun deutlich begriff, daß die Oesterreicher es nicht auf eine bloße Alarmirung, sondern auf einen wirklichen Ueberfall abgesehen hatten, sandte sofort einen Dragoner-Offizier nach dem Schlosse Glücksburg, wo die nächsten preußischen Truppen in Quartier lagen, und ließ um schleunige Unterstützung bitten. —

Wir wollen indessen sehen, was bei den Posten vorgefallen und wie es dem Feinde möglich geworden war, die Feldwachen zu überraschen, da die preußischen Soldaten doch immer gut auf ihrer Hut zu sein pflegten.

Das Ausfallkorps hatte sich in zwei Kolonnen getheilt;

eine derselben, bei der sich auch der Rittmeister von Tannenburg befand, dirigirte sich — dem Situationsplan Frau von Liebow's, welchen der Kommandant den Stabsoffizieren vorgelegt hatte, folgend — gegen die rechte Flügel-Feldwache der Preußen, die andere gegen die Wache, welche den Mittelpunkt der Stellung einnahm. Sie rückten im tiefsten Stillschweigen vor, an der Spitze Jäger in kleinen Trupps, dann die geschlossene Infanterie, in weiterem Abstande die Kavallerie und die beiden Geschütze, welche letzteren sich bei der Flügelkolonne befanden.

Die Jäger schlichen sich behutsam vor, bis sie einen preußischen Doppelposten erblickten; sie hatten ihre Federhüte abgelegt und den Mützen eine den preußischen möglichst ähnliche Form gegeben; die Farbe der Mäntel ließ sich bei der tiefen Dunkelheit selbst in nächster Nähe kaum unterscheiden.

Der Posten rief vorschriftsmäßig an und erhielt auf seine Fragen richtige Losung und Feldgeschrei; während er weiter examinirte, stürzten sich die Jäger plötzlich auf ihn und stießen ihn mit dem Bayonnete nieder. Der zweite Mann der Vedette, der etwas zurückgeblieben war, sah, was geschah, gab seinen Schuß ab und retirirte eiligst, die Jäger folgten ihm auf dem Fuße.

So war es beinahe bei allen Posten zugegangen. Es waren nur einzelne Schüsse der Preußen gefallen, denn bei dem schnellen Rückzuge fehlte es ihnen an Zeit zum Wiederladen, und die Jäger hatten den Befehl, sich nur des Bayonnets zu bedienen.

Auf den Feldwachen hörte man wohl jene Schüsse, und sie traten in das Gewehr; die Offiziere sandten kleine Patrouillen aus, die sich erkundigen sollten, was vorgefallen sei; man nahm an, es habe sich irgendwo eine kleine Streifpatrouille der Oesterreicher sehen lassen, und wartete ruhig die Aufklärung ab.

Plötzlich knallte es aber von allen Seiten um die Feldwachen her, denn der Feind hatte sich theils der Patrouillen bemächtigt oder war ebenso schnell wie diese auf ihrem Rück-

wege; Salve auf Salve folgte, denn auch die Infanterie war schon zur Hand, und den überraschten Feldwachen blieb nichts Anderes übrig, als sich in Tirailleurlinien aufzulösen und sich schleunigst zurückzuziehen, der Instruktion gemäß nicht in grader Richtung auf ihr Gros, um dem Feinde dadurch nicht die Stellung desselben zu verrathen, sondern seitwärts. Obgleich sie jeden einigermaßen für sie günstigen Terrainabschnitt zu behaupten suchten, damit das Bataillon Zeit gewinne, sich gegen den ihm drohenden gewaltigen Stoß zu formiren, mußten sie doch immer bald wieder weichen, wenn sie von der unverhältnißmäßigen Uebermacht nicht umgangen und gefangen genommen werden wollten.

In dieser kritischen Lage kam die von Major von B— entsandte Unterstützung an, und das Gefecht gelangte dadurch auf eine Weile zum Stehen. Auch nach dem Centrum hatte er eine weitere Kompagagnie und den Rest der Dragoner-Schwadron geschickt.

Es war bei der Finsterniß schwer zu erkennen, welche Anzahl von Angreifern man vor sich hatte, zumal die geschlossenen Kolonnen sich noch zurückgezogen und gedeckt hielten, sobald ihre Führer sich überzeugten, daß das Gros der Vorposten schon gefechtsbereit sei; einstweilen schossen nur die Schützen auf einander und suchten sich gegenseitig Terrain abzugewinnen. So viel konnte Hugo indessen doch unterscheiden, daß der Feind an dieser Stelle starke Kräfte im Gefechte habe.

Seinem Auftrage gemäß ritt er eiligst zurück und meldete dem Major, was er gesehen hatte.

Der alte Herr war sehr ungeduldig auf das Herankommen der erbetenen Unterstützung, denn er hätte dem Feinde nicht gern das Feld geräumt. Er selbst war schon vorgeritten und hatte sich von dem Stande des Gefechts im Centrum überzeugt, wo es gerade ebenso aussah, wie auf dem rechten Flügel.

Beinahe eine halbe Stunde war so vergangen, und von den vorgeschobenen Kompagnien trafen beinahe gleichzeitig Mel-

dungen ein, daß sie genöthigt seien, sich langsam zurückzuziehen. Major von B— entschloß sich nun, diesen Rückzug zu befehlen und die ziemlich vortheilhafte Stellung vor dem Lagerplatze mit dem gesammten Bataillone festzuhalten.

Hugo wurde wieder von ihm nach dem rechten Flügel gesandt, um diesen Befehl dem dort kommandirenden Hauptmann zu überbringen.

Die Preußen zogen sich Schritt für Schritt zurück. Trotz der Dunkelheit und der ungünstigen Lage, in der sie sich befanden, wurde die musterhafteste Ordnung bewahrt.

Sobald die Oesterreicher ihr Manöver bemerkten, folgten sie mit neuem Muthe und verdoppelten ihr Feuer, das ihnen die Füsiliere nicht schuldig blieben; auf beiden Seiten gab es schon mehrere Todte und Verwundete.

Hugo ritt noch neben dem Hauptmann und sprach mit ihm über die zu ergreifenden Maßregeln, — Beide befanden sich dicht hinter der zurückgehenden Schützenkette und hörten deutlich die Kugeln an sich vorüber pfeifen, worauf sie gerade nicht viel achteten — als eine starke Abtheilung österreichischer Husaren plötzlich blitzschnell hervorbrach und sich, mit dem Säbel in der Faust auf die Tirailleure warf, ehe diese noch Zeit gewinnen konnten, sich in sogenannte Knäuel zu formiren. Das weiter rückwärts stehende Gros bildete Quarree, konnte aber, wenn es seine eigenen Leute nicht beschädigen wollte, keine Salve auf die Husaren abgeben.

Der Hauptmann und Hugo, die, zu Pferde, der größten Gefahr ausgesetzt waren, mußten schnell handeln.

„Kommen Sie!" rief der Erstere dem Adjutanten zu und jagte nach seinem Quarree zurück, wo auch eigentlich sein Posten war; er befand sich bald in der Mitte desselben in Sicherheit.

Aber Hugo war, obgleich sein kluger Ungar ihn durch eine schnelle Wendung an die Gefahr, in der er schwebte, erinnerte, wie an den Platz gefesselt; er glaubte die rothen Käppis der Haller-Husaren zu erkennen, und vor diesen mochte er in seinem

schnell aufwallenden Hasse gegen den Rittmeister von Tannenburg am allerwenigsten fliehen.

Die gesunde Vernunft sagte ihm nun zwar schon nach wenigen Sekunden, daß es Wahnsinn sein würde, sechszig oder achtzig Reitern allein Stand halten zu wollen, aber dieser Zeitraum hatte auch hingereicht, ihm die Flucht nach dem Quarree unmöglich zu machen. Die Husaren hielten sich mit den Tirailleuren, an die sie ein paar Hiebe austheilten, nicht auf, sondern sprengten gegen das Quarree, an Hugo vorüber.

Eine furchtbare Salve empfing sie auf ungefähr fünfzig Schritte Entfernung; mehrere von ihnen stürzten — wäre es nicht so finster gewesen, was das Zielen erschwerte, so würden sie gewiß einen ungleich größeren Verlust gehabt haben — ein Theil ihrer Pferde scheute sich vor dem blendenden Feuerblitze, der die finstere Nacht durchzuckte, und wollte nicht weiter vorwärts, ihre Glieder kamen in Unordnung, sie machten Kehrt und sprengten in ziemlicher Auflösung zurück.

Inzwischen hatte sich ein Theil der Tirailleure gesammelt und bildete einen Knäuel, dessen äußerstes Glied die Bayonnete gefällt hatte, während die dahinter stehenden im Anschlage lagen.

Hugo war nahe daran, übergeritten, vielleicht niedergehauen oder gefangen zu werden; die Besinnung war ihm aber in diesem entscheidenden Augenblicke vollständig wiedergekehrt; er gab seinem Ungar die Sporen und jagte auf das Knäuel zu, das sich ihm bereitwillig öffnete und ihn in die Mitte nahm. Er hatte höchstens einige zwanzig Füsiliere um sich.

Die Husaren stürmten heran, gerade auf das winzige Häufchen los. Der dasselbe befehligende Offizier ließ Feuer geben. Wieder stürzten ein paar Husaren, aber dieses Mal war der ungestüme Choc nicht aufzuhalten; in einem Nu waren die Infanteristen zersprengt, und es entstand nun ein Handgemenge, in dem das Bayonnet mit dem Säbel rang.

Man pflegt zwar zu sagen: Ein guter Infanterist kann es mit drei Kavalleristen aufnehmen, — und das klingt recht er-

muthigend für die Infanterie und ist auch wohl schon oft dagewesen; uns dünkt aber, daß man ebenso gut sagen könnte: Ein guter Kavallerist kann es mit drei Infanteristen aufnehmen, besonders wenn die Letzteren keinen Schuß im Laufe haben oder ihre Kugeln und Bayonnetspitzen das Ziel verfehlen. Es bleibt immer eine prekäre Sache, da eine Norm aufzustellen; es kommt ganz auf die Individualität der Kämpfer, ihren Muth und ihre Geschicklichkeit, das Terrain und noch viele andere Umstände an, was das Resultat des einen oder anderen Kampfes sein wird.

Dieses Mal waren die Füsiliere entschieden im Nachtheile und wären zweifellos bis auf den letzten Mann zusammengehauen worden, hätte der Hauptmann nicht den kühnen Entschluß gefaßt und ausgeführt, mit seinem Quarree in schnellem Schritte vorzurücken, auf kurze Entfernung halten und auf gut Glück in den dicken Haufen hinein eine Salve geben zu lassen, welche die Husaren weiter jagte.

Aber kurz vorher hatte noch eine kleine Scene gespielt, die in dem Getümmel freilich nur wenige Zuschauer gehabt hatte.

Lieutenant von Mohrfeldt hatte auch seinen Säbel gezogen und gedachte, als das Knäuel gesprengt wurde, sein Leben theuer zu verkaufen. Ein Reiter kam ihm gerade entgegen und hätte ihn in der Finsterniß, da er der einzige Preuße zu Pferde war, vielleicht gar nicht einmal als einen solchen erkannt, hätte er den Ruf zurückgehalten:

„Rittmeister von Tannenburg!"

Sein scharfes Auge hatte ihn nicht getäuscht. Der Reiter hatte den Ruf vernommen, blickte sich um und wandte sein Pferd. Die beiden sich so bitter hassenden Nebenbuhler standen sich zum zweiten Male auf dem Schlachtfelde gegenüber.

„Mohrfeldt?" rief der Rittmeister zwischen den vor Wuth auf einander gebissenen Zähnen hervor.

„Ja, der bin ich!"

Und Hugo drängte sein Pferd näher an das seines Gegners

hinan und holte mit dem Säbel zum gewaltigen Hiebe aus. Aber der Rittmeister kam ihm zuvor; er war nicht so edelmüthig wie Hugo in dem Gefechte bei Tobitschau. Er hielt das gespannte Pistol in der Hand, schlug es auf seinen Feind an und drückte ab.

Der Feuerstrahl zuckte dem Adjutanten beinahe in das Gesicht, so nahe waren sie sich; er fühlte einen heftigen Stich am Kopfe, seine Augen verdunkelten sich, der erschrockene Ungar bäumte sich und machte einen Satz zur Seite, sein Reiter verlor mit dem Bewußtsein Zügel und Bügel und sank auf die Erde nieder.

Rittmeister von Tannenburg stieß ein höhnisches Gelächter bei diesem Anblicke aus, und da in demselben Augenblicke die Salve der Kompagnie fiel und seine Husaren weiterstoben, folgte er ihnen im vollen Laufe seines Pferdes.

Während dessen hatte Major von B— die verlangte Unterstützung erhalten, auch erschien der alte Oberst, der den Oberbefehl in dieser Gegend führte und an den ebenfalls sofort eine Meldung geschickt worden war, persönlich auf dem Platze und übernahm das Kommando. Das Füsilier-Bataillon erhielt nun den Befehl, vorzugehen und den Feind energisch zurückzutreiben, ein anderes Bataillon folgte ihm als Reserve.

Major von B— stellte sich an die Spitze der rechten Flügel-Kolonne und rückte mit derselben rasch auf den Schauplatz des Kampfes. Er kam gerade zu der Zeit an, als die Attacke der Husaren abgewiesen worden war, und drang nun lebhaft vor.

Die Oesterreicher fuhren zwar ihre zwei Geschütze auf und ließen dieselben einige Schüsse thun, die aber in der Dunkelheit ganz erfolglos blieben, sobald ihnen indessen die Preußen unter stürmischen Hurrahs auf den Leib rückten, protzten die Kanonen schnell auf und machten sich davon, während auch die Infanterie zu weichen begann. Die Dragoner plänkelten in dem Zwischenraume der beiden Kolonnen mit den Husaren herum, zu einem

ernstlichen Zusammenstoße kam es aber nicht mehr, da das Terrain der Kavallerie viel Hindernisse in den Weg legte.

Die Oesterreicher zogen sich nach diesem ziemlich verunglückten Ausfalle wieder nach der Festung zurück, weil sie von dorther keine Unterstützung erhielten, während die Zahl der Preußen zunahm, und Letztere folgten ihnen bis auf Kanonenschußweite unter die Wälle und traten dann, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß der Feind kein weiteres Gefecht annehmen werde, den Rückweg an.

Major von B— war mit ganzer Seele bei der Aktion gewesen und hatte deshalb anfänglich Hugo, den er anderweitig beschäftigt glaubte, auch nicht vermißt; als der Adjutant aber gar nicht zu ihm zurückkehrte, begann er unruhig zu werden.

Niemand konnte über den Vermißten, den die Schützen zuletzt in ihrer Mitte gesehen hatten, Auskunft geben, und es entstand die besonders für den Major sehr schmerzliche Vermuthung, daß ihn die Husaren als Gefangenen mit sich fortgeführt hätten.

Die Aerzte, ihre Gehülfen und Krankenträger suchten auf dem Kampfplatze schon mit Laternen umher und luden die Verwundeten und Todten auf ihre Bahren, um sie zurückzuschaffen. Der Major fragte mit schwerbedrücktem Herzen hier und da, ob man einen Offizier gefunden habe, erhielt aber stets eine verneinende Antwort.

„Er wird zu der Kolonne im Centrum geritten sein und sich noch dort befinden," tröstete er sich; aber, offen gestanden, glaubte er selbst nicht an diesen Trost.

Auf dem alten Lagerplatze vereinigten sich die beiden Kolonnen wieder; Hugo war nicht da.

Er war der einzige Offizier, der vermißt wurde; ein paar andere waren nur unbedeutend verwundet worden, was sie nicht einmal dienstunfähig machte. Auch bei der Mannschaft war der Verlust nicht groß, denn die Oesterreicher hatten in der Dunkelheit schlecht geschossen; die zuerst angegriffenen Doppelposten waren am schlechtesten fortgekommen. Aus den Aussagen der

Entkommenen ergab sich, daß bei dem Ueberfalle Verrätherei im Spiele gewesen sei, da der Feind richtige Losung und Feldgeschrei angegeben hatte, dieselbe zu ermitteln, war aber geradezu unmöglich.

Neue Feldwachen und Posten wurden ausgestellt, Losung und Feldgeschrei gewechselt, und die zur Hülfe herbeigeeilten Truppen kehrten wieder in ihre Quartiere zurück, da der Tag schon zu dämmern begann und eine Wiederholung des zurückgeschlagenen Angriffs sich für's Erste nicht erwarten ließ. Auch die Füsiliere bezogen wieder ihr Bivouak, doch war von Schlaf nun nicht mehr die Rede.

Sobald Major von B—, der sich in der lebhaftesten Unruhe befand, frei war, ritt er nach seiner Hütte; seine letzte Hoffnung beruhte noch darauf, daß Hugo leicht verwundet worden sei und sich dahin zurückgezogen habe; so viel er aber den Lieutenant kannte, war auch dies sehr unwahrscheinlich.

Der alte Johann kam ihm mit traurigem Gesicht entgegen, über das nur momentan ein Freudenstrahl zuckte, als er seinen Herrn und dessen Pferd wohlbehalten erblickte.

„Hast Du den Lieutenant von Mohrfeldt gesehen, Johann?" rief ihm der Major schon von Weitem entgegen.

Johann zuckte die Achseln und wurde noch finsterer.

„Herr Oberstmachtmeister halten zu Gnaden," antwortete er, während er dem Major den Bügel zum Absteigen hielt, „ich kalkulire, daß mit dem Herrn Lieutenant und Adjutanten nicht Alles richtig ist, denn der Ungar ist da, aber er selbst nicht."

„Was sagst Du da, Kerl?" rief der Major erschrocken.

„Ja, Herr Oberstwachtmeister, der Ungar kam schon vor einer guten halben Stunde wie rasend hier angesprengt, d. h. ohne Reiter, und" — Johann zuckte abermals die Achseln — „wir haben auf dem Sattel einen großen Blutfleck gefunden."

„Heiliger Gott!" schrie der Major, der auf seinem Pferde wankte.

„Er ist vielleicht nur schwerverwundet," versuchte Johann zu trösten.

„Lasse den Bügel los, Johann, ich bleibe noch zu Pferde; ich muß noch einmal hinaus, um zu sehen, wo der Lieutenant geblieben ist."

Major von B—, der sich auf das Tiefste erschüttert fühlte, — denn man weiß, daß er Hugo wie seinen Sohn liebte — trabte den Weg, auf dem er vor Kurzem gekommen war, wieder zurück. Schon nahe beim Lagerplatze traf er auf einen Zug Krankenträger, die Todte oder Verwundete auf ihren Bahren hatten; Aerzte gingen nebenher.

Der Major richtete an einen der Letzteren seine frühere Frage; dieses Mal erhielt er die Antwort:

„Ja, Herr Oberstwachtmeister, Lieutenant von Mohrfeldt ist besinnungslos aufgefunden worden und befindet sich bei dem Transporte."

„Schwer verwundet oder todt?" fragte der Major mit stockendem Athem.

„Hoffentlich keines von Beidem; er hat einen Streifschuß an der rechten Schläfe erhalten; der Blutverlust war stark, und ich habe einen vorläufigen Verband angelegt. Im Lager werde ich die Wunde sogleich näher untersuchen."

„Wo ist er?"

Der Arzt bezeichnete eine der vordersten Bahren. Der Major ritt hinan. So viel er erkennen konnte, lag Hugo regungslos mit steif herabhängenden Armen da; sein Körper war mit dem Mantel eines Soldaten bedeckt.

Der Major seufzte tief auf und fuhr sich heimlich mit der Hand über die naßgewordenen Augen.

XV.

Die Verwundeten.

Auf des Majors Veranstaltung wurde der verwundete Adjutant sogleich nach der kleinen Strohhütte gebracht und daselbst sanft niedergelegt, denn das leichte Dach gewährte doch einigen Schutz gegen den jetzt in Strömen herabstürzenden Regen und den Wind, der sich zum Sturme gesteigert hatte. Johann und der Bursche des Lieutenants, Beide mit den traurigsten Gesichtern, standen am Eingange der Hütte, Jeder mit einer Laterne hineinleuchtend; der Major und der Doktor knieten neben der regungslosen Gestalt mit dem bleichen Gesichte, das auf der einen Seite von Blut überströmt war, und den festgeschlossenen Augen und Lippen.

Der Major war nicht viel weniger bleich, als der Ohnmächtige, und mußte sich alle Gewalt anthun, daß seine Hände, mit denen er des Letzteren Kopf stützte, nicht zu heftig zitterten. Der Arzt löste sorgfältig den Verband, worauf das Blut von Neuem zu fließen begann, was, wie er meinte, ein sehr gutes Zeichen sei, und sondirte nun vorsichtig die klaffende Wunde.

„Gott sei Dank," sagte er dann, „Sie können sich vollständig beruhigen, Herr Major; der erste flüchtige Blick hat mich nicht getäuscht, es ist nur ein Streifschuß, allerdings ziemlich tief für eine so gefährliche Stelle, aber Lebensgefahr ist bei

einigermaßen richtiger Behandlung und sorgsamer Pflege nicht zu befürchten. Ich werde jetzt einen ordentlichen Verband anlegen, und dann wollen wir den Herrn Lieutenant so gut als möglich unterzubringen suchen."

Der Arzt that, wie er gesagt hatte; er verklebte die Wunde mit Heftpflaster, legte eine Kompresse darauf und dann einen festen Verband. Der Major athmete wieder leichter auf, als dieses Geschäft beendigt war.

„Aber wird er denn nicht bald wieder zur Besinnung kommen?" fragte er ängstlich.

„Ich will jetzt noch kein Mittel dafür anwenden; lassen wir ihm diese wohlthätige Ruhe, bis er zu Bette gebracht worden ist. Aber wohin schaffen wir ihn? Das Bergschloß ist jedenfalls zu weit entfernt."

Major von B— hatte schon daran gedacht; am liebsten hätte er Hugo auf dem Bergschlosse unter seinen Augen behalten, wo er selbst und die Damen ihm gewiß die sorgsamste Pflege hätten angedeihen lassen, aber der Ausspruch des Arztes brachte ihn sogleich von dieser Idee zurück.

In einem der nächsten Dörfer wurde nun jedenfalls sofort ein Lazareth für die schwer transportirbaren Verwundeten eingerichtet, aber Hugo dort ohne einen sorgsamen Freund zu lassen, wollte ihm auch nicht recht in den Sinn.

Endlich — Frau von Liebow's Schloß, das ja so nahe lag? — Freilich, das war ein guter Gedanke! Der alte Herr war überzeugt, Hugo könne nirgends eine so vortreffliche und liebevolle Pflege finden, und mußte es nicht sogar zu seiner Genesung beitragen, wenn er in den Armen der Geliebten erwachte und an jedem Tage das theure Antlitz vor Augen hatte?

Er theilte seinen Vorschlag dem Arzte mit und dieser war ganz damit einverstanden.

„Ich habe noch fünf oder sechs schwerverwundete Füsiliere," sagte er, die den Transport noch weniger aushalten können als Herr von Mohrfeldt. Wenn Sie es mir erlauben, Herr Major,

so will ich sie und ihn dorthin schaffen lassen, und ich bin überzeugt, die Dame wird edel und mitleidig genug sein, um das kleine Lazareth in ihrem großen Hause zu dulden; im schlimmsten Falle quartieren wir uns selbst ein, es ist ja Krieg, und Noth kennt kein Gebot."

„O, davon wird nicht die Rede sein, lieber Doktor. Ich kenne Frau von Liebow persönlich als eine äußerst liebenswürdige und achtungswerthe Dame — auch Mohrfeldt ist ihr genau bekannt; sie wird Ihnen und Ihren Kranken ihr ganzes Haus zur Disposition stellen. Uebrigens will ich Ihnen noch ein paar Zeilen an sie mitgeben."

Der Doktor beurlaubte sich auf kurze Zeit, um seine übrigen Verwundeten zu besorgen, was ungefähr eine Stunde in Anspruch nahm, dann kehrte er mit dem Transport Derer, die er mit sich nach Schloß Glücksburg zu nehmen gedachte, zurück. Auch für Hugo war eine Bahre besorgt und durch Decken und Mäntel möglichst bequem und weich gemacht worden.

Noch immer lag er wie im Todtenschlafe unbeweglich da, und der Major sah den Arzt ängstlich an, doch dieser winkte beruhigend mit der Hand.

Der alte Herr nahm von seinem Lieblinge, als dieser auf die Bahre gelegt worden war, stummen Abschied; er war bis zu Thränen gerührt, aber er schämte sich derselben doch in Gegenwart des Doktors und der Soldaten. Auch Johann und der Bursche des Lieutenants machten recht trübselige Mienen.

Der traurige Zug setzte sich in Bewegung. Je zwei Krankenträger schafften eine Bahre fort, aber bei dem durchweichten Wege und bei dem immer anwachsenden Sturme hatten sie die größte Mühe, vorwärts zu kommen, und mußten häufig Ruhepausen machen. Andere gingen mit Laternen nebenher; der Doktor, fest in seinen Regenmantel eingewickelt und mit über den Kopf gezogener Kapuze desselben, folgte. Ein Lazarethgehülfe war mit dem Schreiben des Majors, das natürlich nur ein mit Bleistift bekritzeltes Blatt aus seiner Brieftasche war,

schon nach Schloß Glücksburg vorausgeeilt. Der Doktor kommandirte zuweilen, die Träger fluchten über Wetter und Weg, die Verwundeten wimmerten und stöhnten oder schrien laut auf vor Schmerzen.

Der vorausgesandte Bote fand das Schloß noch hell erleuchtet und seine Einwohner in voller Bewegung. Die von der nächtlichen Expedition zurückgekehrten Offiziere waren noch dabei, ihr Frühstück einzunehmen, und Frau von Liebow hatte sich, wie man schon weiß, während der ganzen Nacht nicht niedergelegt.

Mit der peinigendsten inneren Unruhe war sie dem Zeiger der Uhr gefolgt und berechnete fast jeden Schritt, den, ihrer Meinung nach, Isaak Wolff machen mußte. Jetzt mochte er sich durch die Vorposten schleichen — ihr Herz bebte bei dieser Vorstellung, als ob sie selbst sich in der Gefahr, die er lief, befinde — nun konnte er am Festungsthor angekommen sein; nach vielen Unterhandlungen und Vorzeigung seines Passirscheines, sowie Angabe seines Begehrens ließ man ihn ein und führte ihn zu dem Rittmeister. Welche Augen machte dieser, der aus dem Schlafe geweckt worden, als er die Papiere sah und las! Er kleidete sich schleunigst an und eilte zum Kommandanten — es war gerade Mitternacht. Der Kommandant schlief auch bereits, und es dauerte geraume Zeit, bis er den Rittmeister empfing und sich von ihm Bericht erstatten ließ. Nun wurden die Truppen zusammengezogen; es dauerte lange, ehe sie zur Stelle waren, denn Alarmsignale durften nicht gegeben werden — die kostbare Zeit verging — —

Da wurde der Gedankengang der schönen Wittwe durch ein aus weiter Ferne kommendes dumpfes Rollen unterbrochen. Sie vernahm es deutlich, denn im Schlosse war es todtenstill und der Wind stand aus der Richtung der Festung gerade auf letzteres zu.

Sie sprang auf, eilte an das Fenster und öffnete es; der Sturm trieb ihr den kalten Regen gerade in das Gesicht. Sie

schauderte; war daran die Kälte schuld oder andere Empfindungen? — Jene dumpfen Töne, die der Wind herübertrug, wiederholten sich; Therese verstand sie, es waren Gewehrsalven. Das Gefecht mußte also bereits entbrannt sein, schneller als sie gedacht hatte; so mancher brave Soldat lag jetzt wohl schon, mit für immer geschlossenen Augen oder sich im Todeskampfe wälzend, auf dem feuchten Boden. Und das war ihr Werk! Und Hugo?! —

Sie verhüllte das Gesicht mit den Händen, schloß das Fenster und wankte zum Sopha zurück, auf das sie beinahe kraftlos niedersank. Die Reue pochte an ihr Herz. Was hatte sie angerichtet, welche furchtbare Verantwortung vor Gott und Menschen auf sich geladen? — Aber es war zu spät, zu bereuen!

Und Hugo? — immer wieder Hugo! —

Auf dem freien Platze vor dem Schlosse ertönte der Hufschlag eines in der Carrière heransprengenden Pferdes. War er es selbst? — Sie fuhr auf und stürzte wieder an das Fenster, nachdem sie mit einem Reste von Geistesgegenwart die in ihrem Zimmer brennende Lampe ausgelöscht hatte. Das heiße Gesicht an die kalten Fensterscheiben drückend, lauschte sie und strengte ihre Augen an, um den Reiter zu erblicken.

Er hielt vor dem Portale und rief mit lauter Stimme um schleunigen Einlaß. Hugo's Stimme war es nicht.

Johann war der Erste, der im Nachtanzuge mit einer Laterne in der Hand herbeieilte. Bei dem Lichtscheine erkannte Frau von Liebow einen preußischen Dragoner-Offizier, der bereits abgesessen war und sein Pferd am Zügel hielt.

„Wo liegt hier der kommandirende Offizier in Quartier?" herrschte er ohne weitere Begrüßung den Diener an.

Als Johann ihm Auskunft gegeben hatte, warf er ihm den Zügel zu und eilte in das Haus.

Frau von Liebow mußte sich auf die Fensterbrüstung stützen, denn unsägliche Angst schnürte ihr Herz zusammen; sie dachte daran, daß sie auf irgend eine Weise verrathen sein, daß jener

Offizier den Befehl zu ihrer Arretirung bringen könne; die stolze Frau fürchtete sich und dachte jetzt nur noch an sich selbst.

Im Hause wurde es lebendig; die Offiziere riefen nach ihren Burschen, ihren Pferden, nach Tambour und Hornisten. Zwei Minuten darauf ertönte der Generalmarsch, und der Dragoner-Offizier warf sich wieder auf sein Pferd und sprengte davon, um noch andere Truppentheile zu alarmiren.

Therese beruhigte sich wieder mehr, denn sie begriff jetzt den Zweck der Sendung des Dragoner-Offiziers. Da sie es für möglich, obgleich unwahrscheinlich hielt, daß die Offiziere sie vor ihrem Ausrücken noch zu sprechen wünschten, und es doch gewiß aufgefallen wäre, hätte man sie noch in der Toilette des vergangenen Tages gefunden, so beeilte sie sich, ohne Hülfe ihres Kammermädchens einen Morgenanzug anzulegen. Es fragte aber Niemand nach ihr, nur hörte sie im Vorzimmer die Zofe, die auf das Erwachen und die Befehle ihrer Herrin zu warten schien.

Therese öffnete jetzt die Thür und rief Lina; sie stellte sich dem bestürzten Mädchen gegenüber ganz verwundert über den Lärmen. Lina konnte aber auch keine andere Auskunft geben, als daß die Offiziere mit der gesammten Mannschaft ausrückten, aber geäußert hätten, sie würden wohl jedenfalls in Kurzem wieder zurückkehren. Die gnädige Frau entließ also das Mädchen wieder und trat abermals an das Fenster.

In Zeit von zehn Minuten nach dem ersten Alarmsignale waren die Truppen schon auf dem Marsche.

Von Zeit zu Zeit vernahm Therese noch die entfernten Salven, nach einer Stunde ungefähr sogar ein paar dumpf rollende Kanonenschüsse. Danach zu schließen, mußte ein ernstliches Gefecht stattfinden, und ihre Angst stieg mit jeder Minute; sie erlitt jetzt schon die Strafe für ihren Verrath.

Allmälig trat die Morgendämmerung ein, und die ausmarschirten Truppen kehrten zurück und brachten einige Verwundete mit sich. Der kommandirende Offizier ließ ihr durch

den Bedienten sagen, sie möge sich nicht mehr beunruhigen, es habe ein unbedeutendes Gefecht zwischen den Vorposten und den Oesterreichern stattgefunden und Letztere seien wieder in die Festung zurückgetrieben worden.

Ihr Anschlag war also nicht mit dem erwarteten Erfolge gekrönt worden, ihre Landsleute dankten ihr vielleicht nicht einmal den Verrath — das war eine bittere Täuschung und Demüthigung ihres Stolzes. Und wenn nun gar noch Hugo ein Opfer dieses nächtlichen Ueberfalles geworden wäre! Sie konnte kaum die Mittagsstunde erwarten, um die sie die Offiziere zum ersten Male am Tage zu sehen pflegte, weil sie sich dann zu erkundigen gedachte, ob Offiziere verwundet oder gefallen seien; bleichen Gesichtes und finsterer Miene ging sie in ihrem Zimmer auf und nieder und dachte nicht daran, den versäumten Schlaf nachzuholen.

Ob Hugo auf seinem Rückmarsche nach dem Bergschlosse noch einmal herankommen würde, um sie zu beruhigen? — sie hoffte es fast mit Sicherheit.

Der Tag brach an. Das Mädchen meldete ihr, daß ein Soldat angekommen sei, der, nachdem er bei den Offizieren seine Meldung abgestattet, der gnädigen Frau einen Brief abzugeben und sie zu sprechen wünsche.

Von wem Anderen konnte der Brief kommen, als von Hugo? Er lebte also noch! — In fieberhafter Ungeduld befahl sie, den Soldaten sofort vor sie zu lassen.

Es war der Lazarethgehülfe, ein gewandter junger Mensch, der ihr das zusammengefaltete Papierchen mit den Worten überreichte:

„Vom Herrn Major von B— an die gnädige Frau."

Also doch nicht von Hugo! — Sie zitterte, als sie zu lesen begann, und trat an das Fenster, dem Boten den Rücken zuwendend, damit er nicht die mächtige innere Erregung auf ihrem Gesichte lese. Sie hatte wohl daran gethan, denn sie fühlte sich dem Umsinken nahe, als sie gelesen hatte.

Der Major hatte sich ziemlich kurz gefaßt und nicht lange Umschweife gemacht. Er schrieb, seine Vorposten seien, jedenfalls in Folge einer niederträchtigen Verrätherei, überfallen worden, und er sehe sich genöthigt, sechs schwerverwundete und nicht weit transportable Füsiliere ihr zur Unterbringung auf Schloß Glücksburg zu senden, überzeugt, daß sie die Armen mit christlicher Barmherzigkeit und weiblicher Güte aufnehmen werde. Einen siebenten, nach Aussage des Arztes nur ungefährlich Verwundeten, der aber zur Zeit noch bewußtlos sei, übergebe er ihr auch zur Pflege, da er damit ihren und seinen Wünschen am besten zu entsprechen glaube, denn der Letztere sei sein Adjutant, der Lieutenant von Mohrfeldt.

Therese übersah das Wort „ungefährlich", — sie hätte vor Schreck und bitterer Reue in die Erde sinken mögen. Wie grausam hatte das Schicksal mit ihr gespielt — nein, wie hart strafte sie der Himmel für ihre Vermessenheit! Wenn sie die Mörderin des Geliebten geworden war, um der bloßen Eitelkeit, eines thörigen Stolzes willen! —

Aber jetzt ließ sich Nichts mehr ändern; der Egoismus, der immer ihr Hauptcharakterzug gewesen war, erinnerte sie daran, daß sie sich nicht verrathen dürfe und daß sie dem wartenden Boten eine gefaßte Antwort zu geben habe.

Sie zwang sich deshalb zu einer ruhigen Miene, wandte sich um und sagte, daß sie die Verwundeten gern aufnehmen und sofort alle Anstalten zu ihrem Empfange treffen lassen werde. Der Lazarethgehülfe bedankte sich und ging dem Trauerzuge entgegen.

Frau von Liebow entwickelte nun wirklich eine ungewöhnliche Rührigkeit; sie rief fast alle Dienstboten zusammen und gab ihnen Aufträge, die, bei ihrer Ungnade, auf das Schnellste und Beste ausgeführt werden sollten. Für die verwundeten Soldaten wurde ein großes, freundliches Zimmer in einem Nebengebäude bestimmt und mit den besten Betten besetzt; der Lazarethgehülfe, der mit zwei Krankenwärtern zur Aufsicht ebenfalls

auf dem Schlosse bleiben sollte, erhielt daneben sein Quartier. Für Hugo wurde ein Eckzimmer im Erdgeschosse des Schlosses, das die Aussicht nach dem Garten hatte, so eingerichtet, als ob ein Fürst darin wohnen solle, und dabei legte die Dame selbst auf das Eifrigste Hand mit an. Alles war fertig, als eine halbe Stunde später der kleine Zug eintraf.

Die Offiziere, die davon bereits Kenntniß hatten, gingen ihm entgegen; das verhinderte Frau von Liebow, das Gleiche zu thun, wie es ihr Herz stürmisch verlangte, denn sie traute sich doch nicht die Kraft zu, bei dem Anblicke des verwundeten Geliebten — vielleicht einem schrecklichen Anblicke — vor Zeugen ihre Fassung zu bewahren. Hinter der seidenen Gardine versteckt, beobachtete sie durch das Fenster und wurde durch Das, was sie sah, auf das Tiefste erschüttert.

Die von Regen triefenden und mit Straßenkoth, theilweise sogar mit Blut bedeckten Krankenträger, Alle finsteren, mißmuthigen Gesichts, gingen mit ihren Bahren im Taktschritte hinter einander; die Verwundeten waren mit alten Mänteln bedeckt, aber unter denselben regte es sich, eine Hand, ein Fuß, auch wohl ein bleiches, leidendes Gesicht, auf das der Tod schon sein Siegel gedrückt zu haben schien, kam zuweilen hervor. Neben der letzten Bahre, die noch sorgfältiger als die anderen zugedeckt war, ging der Doktor, der in seinem schwarzen Regenmantel wie ein Gespenst aussah, mit den Offizieren.

Das Herz sagte Theresen, daß dieser letzte Verwundete, der sich nicht bewegte und von dem sie Nichts sehen konnte, Hugo sei, und ein konvulsivisches Zittern überflog ihre Glieder.

Vor dem Schloßportale wurde diese letzte Bahre niedergesetzt, die anderen nach dem für die verwundeten Soldaten bestimmten Nebengebäude getragen. Der Arzt lüftete die Decken der ersteren ein wenig, die Offiziere beugten sich darüber und schüttelten die Köpfe. Therese sah noch immer Nichts von dem Verwundeten, aber ihre Phantasie malte sich das schrecklichste Bild von ihm aus.

Als die Träger sich eine Minute lang erholt hatten, nahmen sie die Bahre wieder auf und trugen sie in das Haus; die Anderen folgten. Therese stand wie auf glühenden Kohlen noch immer am Fenster. Nach kurzer Zeit sah sie den Arzt über den Platz vor dem Hause zu den anderen Verwundeten gehen. Eine bange Stunde verging ihr; dann kehrte er zurück und ließ gleich darauf bei ihr anfragen, ob er die Ehre haben könne, der gnädigen Frau seine Aufwartung zu machen — sie möge die frühe Stunde entschuldigen, da er genöthigt sei, baldmöglichst nach dem Bivouakplatze zurückzukehren.

Therese hatte die Ungewißheit schon längst kaum noch ertragen können; der Besuch war ihr daher willkommen, und sie wappnete sich mit aller Stärke, die ihr Geist und Körper nach dieser schrecklichen Nacht noch besaßen.

Der Doktor war ein artiger junger Mann, sehr gewandt in den gesellschaftlichen Formen. Die vortreffliche Aufnahme seiner Verwundeten, welche gar Nichts zu wünschen übrig ließ, hatte ihn für die Schloßherrin eingenommen, und er trat ihr nun mit großer Bescheidenheit und Höflichkeit gegenüber, entschuldigte die ihrem Hause auferlegte Last mit der Nothwendigkeit und versicherte, daß er die Kranken, sobald es ihr Zustand nur gestatte, in die rückwärts gelegenen Lazarethe abführen lassen werde.

Frau von Liebow, die sich wirklich recht gefaßt zu zeigen verstand, erwiederte darauf mit der ihr eigenen Liebenswürdigkeit, daß sie nicht allein wünsche und darum bitte, die sämmtlichen Verwundeten bis zu deren vollständiger Wiederherstellung auf Glücksburg behalten zu dürfen, sondern daß sie sich auch vorgenommen habe, sich persönlich an ihrer Pflege zu betheiligen.

Der Arzt war ganz entzückt über die ächte Weiblichkeit der schönen Frau.

„Der verwundete Offizier ist Lieutenant von Mohrfeldt, nicht wahr?“ fragte Therese mit etwas stockender Stimme.

„Ganz richtig, gnädige Frau.“

„Ein alter Bekannter von mir, da er auf meinem Schlosse Rosenau in Böhmen zu Anfang des Krieges längere Zeit im Quartier lag; sein Schicksal interessirt mich also doppelt."

„Ein sonderbarer Zufall, daß er auf diese Weise hier noch einmal Ihre Gastfreundschaft in Anspruch nehmen muß," meinte der Doktor.

„Ist er gefährlich verwundet? Und in welcher Weise?"

„Ersteres glaube ich nicht, rechne sogar auf seine sehr baldige Wiederherstellung, wenn nicht unvorhergesehene Zufälle eintreten. Eine Pistolenkugel hat ihm nicht unbedeutend die rechte Schläfe gestreift, und der starke Blutverlust hat ihn ungemein ermattet; seine Bewußtlosigkeit wird jedenfalls nicht lange anhalten und derselben zweifellos das Wundfieber folgen. Der Lazarethgehülfe, der hier bleibt, hat für alle Fälle seine genauen Instruktionen von mir erhalten und ist ein zuverlässiger Mensch."

„Würden Sie mir wohl gestatten, Herr Doktor," fragte die schöne Wittwe etwas zögernd, „den Lieutenant zu sehen und ihm meine besondere Pflege zu widmen?"

„Von Herzen gern, gnädige Frau; ich bin überzeugt, daß er dann am besten aufgehoben ist und sich unter der zarten Sorge einer weiblichen Hand am wohlsten fühlen wird; es müßte nur jedes aufregende Gespräch vermieden werden."

Der Doktor empfahl sich und kehrte zu seinem Bataillon zurück, um dem Major einen sehr befriedigenden Bericht zu erstatten.

Johann und die Kammerzofe, die bald in Erfahrung gebracht hatten, wer der verwundete Offizier sei, sahen sich bedeutungsvoll an.

„Der Rittmeister von Tannenburg würde auf ächt Husarisch fluchen, wenn er wüßte, welcher Kuckuk seine Eier in dieses Nest gelegt hat," bemerkte Johann hämisch.

„Es scheint, als ob unsere Gnädige schon so Etwas geahnt hätte," erwiederte Lina, „denn sie war gestern Abend schon in einer ganz seltsamen Stimmung, und ich möchte wohl darauf

wetten, daß sie in dieser Nacht ihr Bett nicht einen Augenblick berührt hat."

„Ehe ein Jahr vergeht, werden wir wohl noch Mancherlei erlebt haben," sagte Johann, indem er, die Achseln zuckend, an seinen Dienst ging.

Hugo lag, weich gebettet, auf einem vortrefflichen Lager, schien aber Nichts davon zu fühlen. Der Arzt wollte auch nicht, daß er gewaltsam geweckt werden solle. Die Offiziere, die im Schlosse lagen, waren behülflich gewesen, ihn zu Bett zu bringen, hatten sich aber dann auf ihre Zimmer zurückgezogen, um nach der unruhigen Nacht auszuschlafen. Keiner von ihnen war besonders mit dem Adjutanten befreundet, da sie zu einem anderen Regimente gehörten und nie mit ihm in derselben Garnison gestanden hatten; daher fühlten sie sich, wenn sie ihm als Kameraden auch keineswegs ihre Theilnahme versagten, doch nicht verpflichtet und geneigt, sein Lager fortwährend zu umgeben; er war ja in guten Händen und sie hatten ihren Dienst. Zufällig sollte auch gerade an diesem Mittage das Bataillon, dem sie angehörten, die Füsiliere Majors von B— ablösen und auf vierundzwanzig Stunden die Vorposten beziehen.

Dieser Umstand war besonders Frau von Liebow sehr willkommen, denn sie empfand die sehnsüchtigste Ungeduld, an das Lager Hugo's zu treten und sich mit eigenen Augen zu überzeugen, welcher Art sein Zustand sei; sie fürchtete aber, dort einen der anderen Offiziere zu finden.

Um elf Uhr verließ ihre Einquartierung, nachdem sich die Herren ihr höflichst empfohlen hatten, das Schloß; das Bataillon sammelte sich im Dorfe und marschirte dann ab.

Kaum waren die Gäste aus dem Schlosse, so begab sich Therese, die inzwischen einfache Haustoilette gemacht hatte, nach dem Krankenzimmer des Geliebten hinab. Unterwegs begegnete sie ihrem Diener Johann, der eine ehrfurchtsvolle Verbeugung vor ihr und dazu eine süßschmerzliche Miene machte; der Bursche konnte es immer noch nicht vergessen, daß seine Herrin dem

Juden mehr Vertrauen geschenkt hatte als ihm, der sich ihrer Gunst doch schon so sicher geglaubt.

„Was fehlt Dir, Johann?" fragte Frau von Liebow flüchtig, denn sie hatte den sonderbaren Gesichtsausdruck des Menschen wohl bemerkt.

„Ach Nichts, gnädige Frau; mich dauern nur die armen Verwundeten so sehr, besonders der Herr Offizier da drinnen."

Johann war schlau; er gebrauchte diesen Vorwand gewiß nicht ohne Absicht. Die Dame sah ihn prüfend an und blieb eine Weile nachdenklich stehen.

„Höre, Johann," sagte sie dann in sehr mildem Tone, „ich kenne Dich als einen zuverlässigen, mir ganz ergebenen Menschen, und ich bin auch überzeugt, daß Du ein gutes Herz hast."

Johann, dessen Augen zu leuchten begannen, machte eine neue tiefe Verbeugung und legte dabei seine flache Hand auf das in Rede stehende gute Herz.

„Ich interessire mich lebhaft für die Verwundeten," fuhr Frau von Liebow fort, „namentlich für den Offizier, den ich schon seit längerer Zeit kenne — —"

„Glaub's wohl," dachte Johann und spitzte die Ohren noch mehr.

„Ein verwundeter, machtloser Feind ist nicht mehr unser Feind, und die Christenliebe gebietet uns, für ihn Alles zu thun, was seine traurige Lage erleichtern kann."

„Gewiß, Euer Gnaden, so habe ich auch immer gedacht, und ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß mir heute Morgen, als sie die armen Verwundeten brachten, die Thränen in die Augen traten."

„Das ehrt Dich nur, Johann. Ich will Dir einen Beweis meines besonderen Vertrauens dadurch geben, daß ich Dich zum Wächter des kranken Offiziers bestelle; der Lazarethgehülfe hat noch viel mit den übrigen Verwundeten zu thun; ich halte es aber für nöthig, daß immer Jemand um Herrn von Mohrfeldt sei, um seinen leisesten Wünschen sofort nachzukommen. Hältst

Du Dich einem solchen Dienste für gewachsen und hast Du Lust dazu?"

„Eurer Gnaden Vertrauen entspricht ganz meinen Wünschen," erwiederte Johann mit freiem Blicke, und er sagte die Wahrheit, denn drei Gründe machten ihm das Anerbieten wirklich willkommen: das wiedergewonnene Vertrauen seiner Herrin, die gute Bezahlung, die er sich von ihr für diesen Extradienst versprach, und hauptsächlich endlich die Aussicht, das Geheimniß der Gnädigen, über das er sich schon so lange den Kopf zerbrach, durchdringen zu können; dadurch mußte sich seine Stellung im Hause befestigen — und Johann war nicht allein habgierig, sondern auch ehrgeizig genug, um nach dem Titel eines Majordomus oder Hausmeisters zu streben.

„Gut, lieber Johann," sagte Frau von Liebow sehr gnädig und freundlich, „dann bringe Deine Effekten sofort nach dem kleinen blauen Zimmer, das an die Eckstube stößt, und richte Dich daselbst ein; von jedem anderen Dienste in meinem Hause bist Du einstweilen dispensirt. Dein Amt soll Dir übrigens nicht zu anstrengend werden, denn ich selbst werde Dich zuweilen ablösen —"

„Aber," setzte sie, wieder ihren gebieterischen Blick annehmend und mit dem Finger drohend, hinzu, „reinen Mund gehalten, Johann, über Alles, was die Krankenstube anbetrifft."

„Das war doch deutlich genug gesagt," dachte Johann, als die Dame weiter ging, und rieb sich vergnügt die Hände. „Ich komme in das Geheimniß mit hinein und werde Carrière machen, wenn ich schlau bin. Augen werde ich schon haben, aber keine Zunge, nicht einmal für die Lina, denn die Weiber plappern gelegentlich doch wieder Alles aus."

Frau von Liebow war bis an die Thür gekommen, die in das Eckzimmer führte. Hier blieb sie stehen; die Füße schienen ihr den Dienst zu versagen, ihr Busen wogte und ihr Herz klopfte fast hörbar; sie mußte sich an den Thürpfosten lehnen, um erst wieder ihre Kräfte zu sammeln.

Nach einer Weile klopfte sie leise, ganz leise an. Der Lazarethgehülfe, der sich im Zimmer befand, öffnete ihr vorsichtig die Thür und begrüßte sie achtungsvoll, wenn auch augenscheinlich etwas verwundert über ihren Besuch.

„Wie geht es?" fragte sie mit gedämpfter Stimme, auf das Bett deutend.

„Alles beim Alten, gnädige Frau."

„Kann ich ihn sehen?"

„Wenn Sie nicht über die blutigen Binden erschrecken."

„O, ich habe starke Nerven; ich bin schon oft an Krankenlagern gewesen."

Sie trat an das Lager und schlug dessen weiße Vorhänge vorsichtig zurück. Hugo's Gesicht war schon von dem geronnenen Blute, das es vorher fast gänzlich bedeckt hatte, gereinigt worden, aber der Verband, den er um Stirn und Schläfe trug, war von dem Blute durchdrungen worden, ebenso der Hemdkragen, so daß er mit dem leichenblassen, unbeweglichen Gesichte immer noch einen schaurigen Eindruck machte.

Therese machte eine Bewegung, als wolle sie sich über ihn werfen, um ihn durch ihre Liebkosungen in das Leben zurückzurufen, aber sie besann sich noch zeitig genug. Leichenblaß wandte sie sich, nachdem sie den Verwundeten eine Weile schweigend betrachtet hatte, zu dem Lazarethgehülfen um und fragte:

„Sagen Sie es mir aufrichtig: wird er leben?"

„Der Doktor zweifelt nicht daran," erwiederte der Mann, der wohl der Dame ihre schwere Besorgniß ansehen mußte, — „wir haben viel schwerer Verwundete hier."

„Ich werde sie nachher sogleich besuchen, und wenn Sie irgend Etwas gebrauchen sollten, das den Armen zur Linderung ihrer Schmerzen, überhaupt zur Erleichterung ihrer traurigen Lage dienen könnte, so bitte ich Sie, mich sofort davon in Kenntniß zu setzen."

Auch der Lazarethgehülfe war ganz eingenommen von der schönen Frau. Sie theilte ihm mit, daß sie zur Aufwartung

des Lieutenants einen besonderen, zuverlässigen Diener bestellt habe, der seine Wohnung in der Nebenstube nehmen werde, und daß der Doktor ihr gestattet habe, persönlich Antheil an des Verwundeten Pflege zu nehmen. Für den Augenblick konnte sie Hugo Nichts nützen, deshalb entfernte sie sich bald wieder, nahm aber dem Lazarethgehülfen das Versprechen ab, sie von jeder Veränderung seines Zustandes sofort in Kenntniß zu setzen.

„Das ist eine menschenfreundliche Dame, eine ächte barmherzige Schwester!" dachte der Gehülfe bei sich. „Unsere Verwundeten werden es hier gewiß gut haben, und auch mein Quartier ist vortrefflich."

Frau von Liebow begab sich wirklich sogleich nach dem Nebengebäude, in dem die verwundeten Soldaten lagen. Zu ihrer Ehre wollen wir sagen, daß sie dies nicht etwa that, um dadurch einer bloßen Form zu genügen oder ihr Interesse für den Lieutenant gewissermaßen vor den Leuten zu rechtfertigen, sondern daß der Gedanke, sie hauptsächlich sei an den Leiden dieser Unglücklichen schuld und verpflichtet, Alles, was in ihren Kräften stehe, für sie zu thun, — daß die Reue sie an diese Schmerzenslager, die einen so nervenerschütternden Anblick gewährten, führte.

Sie sah hier Schreckliches; so schlimm hatte sich ihre Phantasie den Jammer eines Kriegslazareths doch nicht ausgemalt.

Nur einer der Füsiliere war bei Bewußtsein, die anderen lagen starr da wie Hugo; mehreren von ihnen waren Glieder amputirt worden, und der Fußboden, die Bettdecken waren noch stark mit Blut befleckt. Der Erste, der eine Kugel in die Schulter erhalten hatte, die ihm der Arzt herausgezogen, ohne daß er ohnmächtig geworden war, wimmerte leise vor Schmerzen, die sich mit herzzerreißender Deutlichkeit auf seinem blassen Gesichte ausdrückten.

Therese setzte sich an sein Bett, legte ihm die Kissen bequemer, wie es eben nur eine weibliche Hand versteht, und sprach die sanftesten Trostesworte zu ihm; dem armen jungen

Menschen, einem lithauischen Bauern, mochte wohl die schöne Frau wie eine Fee vorkommen, die, Segen und Heilung bringend, an seinem Lager erschien. Er stellte seine Klagen ein, als ob die Wunde zu brennen aufgehört habe, und betrachtete sie, unfähig, zu sprechen, mit Blicken, in denen ebenso viel Dankgefühl als fromme Anbetung lag.

Aber auch jeder Andere, der Therese von Liebow jetzt beobachtet hätte, würde sie bewundert und es für unmöglich gehalten haben, daß diese Frau, über deren Lippen so fromme, sanfte Worte flossen, dieselbe sein könne, die am Tage zuvor ihren Geliebten verrathen, indem sie sich seiner dienstlichen Geheimnisse widerrechtlich bemächtigte, die den Juden zu einer Botschaft gebraucht hatte, deren Folgen ihr nur zu gut bekannt waren.

Und doch, wie gesagt, heuchelte sie in diesem Augenblicke weniger als jemals; die Worte, die sie sprach, kamen ihr aus dem Herzen, sie hätte heiße Thränen vergießen mögen und viel darum gegeben, wäre das Geschehene ungeschehen zu machen gewesen; das Donnerwort „Zu spät!" klang furchtbar an ihr Ohr und erschütterte sie bis in das tiefste Innere hinein.

Das Menschenherz bleibt doch ein unlösbares Räthsel!

XVI.

Der Waffenstillstand.

Am Nachmittage schon meldete Johann seiner Herrin, daß der Lieutenant zu sich gekommen, gleichzeitig sei aber auch ein schweres Wundfieber ausgebrochen. Sofort eilte sie nach dem Krankenzimmer, wo sie den Lazarethgehülfen eifrig um Hugo beschäftigt fand.

Das Aussehen des Letzteren hatte sich ganz verändert; sein Gesicht hatte eine hochrothe Färbung, die weitgeöffneten Augen starrten bald ausdruckslos vor sich hin, bald rollten sie wieder wild und unstät. Sein ganzer Körper zitterte, und zuweilen machte er mit so ungewöhnlicher Kraft Anstrengungen, sich zu erheben, daß der Gehülfe und Johann Mühe hatten, ihn im Bette festzuhalten. Er erkannte natürlich Niemand und redete wirres Zeug, von dem sich kein Wort verstehen ließ.

Therese sank tief ergriffen auf einen am Fenster stehenden Sessel, so daß sie den Männern den Rücken zukehrte, und ließ ihren Thränen freien Lauf.

Erst nach mehreren Stunden legte sich diese wilde Raserei des Verwundeten; die überspannten Kräfte hatten sich endlich erschöpft. Das Fieber dauerte aber noch fort, und von Zeit zu Zeit gingen leisere, aber deutlichere Worte über die Lippen des Kranken.

Der Heilgehülfe flößte ihm eine Medizin, die der Arzt zurückgelassen, ein und ging dann, weil er noch für die Soldaten zu sorgen hatte. Frau von Liebow, die ihre Fassung wiedergewonnen und wohl fürchten mochte, daß der Kranke in seinem Delirium Andeutungen auf ihr Verhältniß machen könne, schickte Johann in die Nebenstube und setzte sich an das Bett.

Sie nahm die heiße Hand Hugo's in die ihrige und bedeckte sie mit ihren Küssen und Thränen, sie nannte ihn bei Namen und sprach die zärtlichsten Worte zu ihm. Manchmal sah er sie groß an, als sei er auf dem Wege, sie zu erkennen, und ihr Herz klopfte dann in hoffnungsvoller Erwartung; aber solche Momente der Ruhe wichen schnell den wiederkehrenden Phantasien. Sich über ihn beugend, lauschte sie seinen Worten. Mehr als einmal nannte er ihren Namen; einzelne Scenen der Vergangenheit, bei denen sie die Hauptrolle spielte, mußte er noch einmal in seinem Fiebertraume durchleben; er schwur ihr seine Liebe, er beklagte ihre Untreue, — kurz, sie hätte kein deutlicheres und wahreres Bild seiner Empfindungen erhalten können. Aus Allem leuchtete seine tiefe, treue und leidenschaftliche Liebe zu ihr hervor, und sie — wie hatte sie diese Liebe belohnt? Selbstvorwürfe wälzten sich mit Centnerlast auf ihr Gewissen.

Nach der Vorschrift des Lazarethgehülfen gab sie ihm zur bestimmten Zeit die Arzenei oder ein kühlendes Getränk, wenn er über großen Durst klagte, und als ob er instinktmäßig ihre Gegenwart ahne, gehorchte er ihr wie ein Kind.

So kam der Abend. Das Fieber ließ nach, und an dessen Stelle trat ein freilich sehr unruhiger Schlummer, der von den verschiedenartigsten Träumen heimgesucht zu werden schien, denn der Kranke sprach oder flüsterte vielmehr zuweilen wieder. Ein paar Mal vernahm Therese auch den Namen Selma, und ihre Wangen färbten sich dann tiefer. War es aber nicht natürlich, daß diese wirren Träume ihm auch Die vorführten, deren Hausgenosse er seit längerer Zeit war? Dennoch erwachte in Therese wieder jenes häßliche, quälende Gefühl, das sie auf der Rückreise

von dem Bergschlosse noch vor Kurzem in eine so düstere Laune versetzt hatte — eine Art Eifersucht.

Als der Lazarethgehülfe wiederkam und bemerkte, daß Johann die Nacht bei dem Kranken wachen müsse, da seine Gegenwart in dem Nebengebäude nothwendig sei, erklärte Frau von Liebow gerade heraus, sie selbst werde die Wache übernehmen. Der Gehülfe wunderte sich zwar über diese Opferwilligkeit, er machte aber keinen Einwand dagegen.

So brachte die schöne Wittwe die zweite Nacht im Wachen und unter der größten Seelenaufregung zu; kein Schlaf kam in ihre Augen, ihr Körper schien von Stahl zu sein.

Die Nacht verlief für den Kranken ziemlich ruhig; gegen Morgen schlief er sogar ganz sanft, und als der Tag anbrach, war Therese um Vieles beruhigter; sie rief Johann, damit er ihre Stelle einnehme, denn nun begann der Körper doch dem Geiste zu unterliegen und verlangte seine Rechte. Sie zog sich nach ihrem Schlafzimmer zurück, warf sich angekleidet auf ihr Bett und sank nach kurzem Kampfe mit dem Schlafe in dessen Arme.

Es war schon beinahe Mittag, als Therese erschrocken auffuhr; es kam ihr vor, als habe sie eine Pflicht versäumt, und sie machte sich selbst Vorwürfe über ihre Schwäche. In Eile genoß sie ein leichtes Frühstück, ließ sich von Lina umkleiden und begab sich dann wieder nach dem Krankenzimmer. Daß dieses große Interesse für den verwundeten Lieutenant den Dienstboten auffallen mußte, unterlag keinem Zweifel, und Frau von Liebow dachte auch recht gut daran, aber sie wäre jetzt, so lange sie noch für Hugo's Leben fürchtete, nicht im Stande gewesen, sich einen Zwang anzuthun, selbst auf die Gefahr hin, Stoff zu Klätschereien zu geben.

Das Fieber war am Vormittage wiedergekehrt, trat aber schon bedeutend milder als gestern auf und hielt auch nicht so lange an. Bald Nachmittags kam der Arzt auf einem Bauern-Fuhrwerke im Schlosse an, um seine Kranken zu revidiren und

dem Lazarethgehülfen neue Instruktionen zu hinterlassen. Für immer konnte der wenigen Verwundeten wegen ein Militairarzt nicht auf Schloß Glücksburg stationirt werden, und auch ein Civilarzt war jetzt nicht heranzuziehen, denn die, welche sonst in der Umgegend praktisirt hatten, wohnten in Olmütz, waren also in der Festung eingeschlossen.

Mit des Adjutanten Zustand war der Doktor sehr zufrieden; er sagte, das Fieber sei schon im Abnehmen begriffen, und er hoffe, Hugo werde schon in kürzester Zeit seine volle Besinnung wiedererhalten und seine Wunde dann schnell der Heilung entgegengehen.

Diese Worte fielen wie Balsam auf Theresens Herz. Sie blieb noch an Hugo's Lager, während der Doktor die anderen Verwundeten besuchte, deren Einige zwischen Tod und Leben schwankten. Auch ihnen stattete sie später wieder einen Besuch ab und benahm sich dabei wie am vergangenen Tage.

Der Arzt hatte richtig prophezeiht. Gegen Abend, als Therese gerade allein an Hugo's Lager war, entschlossen, trotz körperlicher Ermattung wieder die Nachtwache bei ihm zu übernehmen, und nachdem er in den letzten Stunden wie ein ruhig Schlafender, über dessen Gesicht nur zuweilen ein leises, schmerzliches Zucken flog, dagelegen hatte, stieß er plötzlich einen tiefen Seufzer aus, öffnete langsam die schweren Augenlider und sah sich mit sichtlicher Verwunderung um. Therese hätte laut aufjauchzen mögen vor Freude, denn wenn in seinem Blicke auch noch eine große Mattigkeit lag, so drückte derselbe doch vollkommenes geistiges Verständniß aus.

„Theurer, einzig geliebter Hugo," redete sie ihn mit gedämpfter Stimme an, „beruhige Dich vollkommen; Du bist außer Gefahr, auf Schloß Glücksburg, und Deine Therese ist es, die an Deinem Lager wacht."

Der Lieutenant wandte den Kopf schnell nach ihr um, aber er mußte dabei wohl einen heftigen Schmerz empfinden, denn er preßte mit leisem Stöhnen die Lippen fest auf einander; in-

dessen hatte er Therese schon erkannt, und ein freundliches Lächeln trat auf sein Antlitz.

„Bin ich verwundet?" fragte er.

„Unbedeutend, wie der Arzt versichert; Du wirst in kurzer Zeit wiederhergestellt sein, Geliebter."

„Ich bin doch nicht Gefangener?" fuhr er ängstlich mit schwacher Stimme fort.

„Nein, Deine Kameraden sind Sieger geblieben; Glücksburg ist nach wie vor von ihnen besetzt."

„Gott sei Dank! — Ich fange an, mich jetzt auf jene Nacht zu besinnen," flüsterte der Verwundete, als ob er zu sich selbst spreche; „wir wurden von der Besatzung der Festung überfallen, es stand schlimm um unsere Vorposten — ja, die Husaren ritten uns über den Haufen — ich stieß wieder mit dem Rittmeister von Tannenburg zusammen — wir erkannten uns trotz der Dunkelheit — der Elende nahm den ehrlichen Kampf, den ich ihm anbot, nicht an — er feuerte sein Pistol auf mich ab, und ich verlor das Bewußtsein."

Erschöpft schloß er wieder die Augen.

Therese, die ihn vollkommen verstanden hatte, war bei der Erwähnung des Rittmeisters sehr bleich geworden. Sie beugte sich über Hugo und bat ihn, sich zu schonen, nicht zu viel zu sprechen, wie es der Doktor angeordnet habe. Dennoch fragte er nach einer kurzen Pause der Erholung:

„Wie bin ich aber hierher gekommen?"

„Major von B— sandte Dich mir zu."

„Dank ihm! Du, arme Therese, wirst Dich aber sehr erschrocken haben."

„Sorge nicht um mich, Hugo. Im ersten Augenblick war ich allerdings der Verzweiflung nahe, aber der Arzt beruhigte mich über Deinen Zustand, und jetzt bin ich glücklich, Deine Pflegerin geworden zu sein."

Er drückte ihr stumm die Hand.

„Wie fühlst Du Dich, Geliebter?" fragte sie weiter.

„Ganz zufrieden, bei Dir zu sein. Ich fühle einen brennenden, stechenden Schmerz am Kopfe, aber er ist erträglich, und dann bin ich so matt, daß ich kaum ein Glied rühren kann."

„Das ist nicht anders zu erwarten," tröstete sie. „Ich bitte Dich aber herzlich, jetzt nicht mehr zu sprechen; versuche zu schlafen, Du wirst im Schlafe Stärkung finden."

Er gehorchte, und wenige Minuten später schlief er wieder mit den ruhigsten Athemzügen.

„Er ist gerettet!" jubelte Therese innerlich. Dann versank sie wieder in ein dumpfes, ernstes Hinbrüten, wie sonderbar es der Zufall gefügt habe, daß Hugo von der Hand des Rittmeisters, den sie wie ihn täuschte, verwundet worden sei. Mußte sie darin nicht den Finger Gottes sehen?

Sie kam sich selbst so unwürdig, so schlecht vor, und der Seufzer kam ihr aus tiefstem Herzen:

„Das muß ein Ende nehmen!"

Aber wie? — sie hatte sich selbst zu tief in das Netz ihrer Intriguen verstrickt, um dasselbe gewaltsam zerreißen zu können. Der Rittmeister hatte die ältesten Ansprüche auf ihre Hand und ließ sich, so weit sie seinen Charakter kannte, dieselben gewiß nicht leicht entreißen; er war in gewisser Beziehung Herr ihres Schicksals, ihrer Person. Das Bewußtsein ihrer Schuld lastete um so schwerer auf ihr, als diese ihr den freien Willen geraubt hatte, und das war für ein so stolzes, eigenwilliges Herz kaum zu ertragen.

Therese gab sich am Lager Hugo's bis gegen Mitternacht solchen Gedanken, die sie noch zu keinem Entschlusse zu führen vermochten, hin; dann ließ sie sich, da er ruhig fortschlief und sie einsah, daß sie sich schonen müsse, um ihm ferner nützen zu können, durch Johann ablösen und suchte selbst die Ruhe.

Von nun an besserte sich der Zustand des Verwundeten schnell; der Arzt war ganz befriedigt, und Major von B—, der sich täglich durch eine Ordonnanz nach dem Befinden seines Adjutanten erkundigen ließ, erhielt die beruhigendsten Nachrichten.

In den nächsten Tagen kam der alte Herr einmal selbst nach dem Schlosse und freute sich herzlich, Hugo schon so weit erholt zu finden, daß er sich eine kurze Zeit lang mit ihm unterhalten konnte. Er erzählte dabei auch, wie die Nachricht von des Adjutanten Verwundung in dem Bergschlosse aufgenommen worden sei.

Der Major selbst hatte die Nachricht dahin gebracht, als er von den Vorposten zurückkehrte. Die Oberstin war auf das Höchste erschrocken gewesen und hatte ihr Theilnahme ganz offen an den Tag gelegt, Selma, deren Unwohlsein schon wieder gehoben war, hatte geschwiegen.

„Aber," setzte der Major hinzu, „glauben Sie ja nicht, lieber Hugo, daß ich deshalb nur einen Augenblick gedacht hätte, das Fräulein sei theilnahmlos für Ihr Schicksal; im Gegentheil schien dasselbe sie auf das Tiefste zu ergreifen, denn sie wurde leichenblaß und suchte bald eine Gelegenheit, das Zimmer zu verlassen; ich glaube sogar — unter uns gesagt — daß sie heimlich geweint hat, denn als sie Abends wieder am Theetische erschien, waren ihre Augenlider ganz geröthet. Jetzt geht sie still und theilnahmlos im Hause umher, besucht noch immer fleißig ihre Kranken und scheint nur dann etwas lebendiger zu werden, wenn gute Nachrichten von Ihnen eintreffen."

Der Major verabschiedete sich bald wieder, theils weil er Hugo durch seine Unterhaltung nicht zu sehr aufregen wollte, theils weil er nicht lange von seinem Kantonnement abwesend bleiben durfte.

Eine Weile hielt er sich auch noch bei Frau von Liebow auf, der er die Ereignisse jener unheilvollen Nacht ausführlich erzählte.

„Der Verräther ist noch nicht entdeckt," sagte er unter Anderem, „und vielleicht werden sein Name und seine That ewig in Dunkel gehüllt bleiben; wenn er aber noch einen Rest von menschlichem Gefühl in seinem Herzen besitzen sollte, so wird ihm sein Gewissen sobald nicht Ruhe darüber lassen, daß er

durch seine Verrätherei ganz zwecklos so manchen braven Mann hingeopfert hat."

Man wird sich vorstellen können, was Therese bei solchen Worten des biederen alten Soldaten empfand. —

Die im Schlosse einquartierten Offiziere besuchten ihren verwundeten Kameraden auch zuweilen, besonders um ihm neue Nachrichten vom Kriegsschauplatze zu bringen, wenn sie solche durch Zeitungen und Parolebefehle erhalten hatten.

An einem Tage gegen Ende des Monats Juli kam wieder einer dieser Offiziere zu dem Kranken; er hielt ein großes beschriebenes Papier in der Hand und sagte ziemlich mürrisch:

„Gute und schlechte Nachrichten, Herr von Mohrfeldt; sie sind authentisch, denn wir haben sie vor einer Stunde aus dem Hauptquartier erhalten, und ich wollte Sie doch nicht lange in Ungewißheit über dieselben lassen, da Sie ein ebenso großes Interesse wie wir Alle daran nehmen werden."

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, Herr Kamerad, und gespannt, Ihre Mittheilungen zu vernehmen," erwiederte Hugo.

„Die Armee des Prinzen Friedrich Karl," fuhr Jener fort, „hat einen glänzenden Sieg auf ungarischem Boden erfochten, leider aber wird diese Waffenthat wohl ohne großen Erfolg bleiben, denn vom 22sten an ist eine fünftägige Waffenruhe zur Vorbereitung eines längeren Waffenstillstandes und der Friedensunterhandlungen eingetreten. Aber hören Sie den Bericht, wie er uns zugegangen ist."

Wir wollen den Bericht über dieses bedeutende Gefecht unseren Lesern ausführlich in dieser Form mittheilen, da von den in unserer Erzählung handelnden Personen keine direkt am Kampfe betheiligt war.

Der Kreis der preußischen Truppen hatte sich immer enger um Wien zusammengezogen, und am 21. Juli standen ihre Vorposten bereits bis auf drei Meilen an die Hauptstadt hinan, in Dürnkruth, Walkersdorf und Gänserndorf, während die Donau-Armee schon westlich von Krems stand. Die Armee des Prinzen

Friedrich Karl war bis Stampfen, zwei Meilen nordwestlich von Preßburg, am westlichen Abhange der Karpathen, und bis Bisternitz vorgedrungen, befand sich also schon auf ungarischem Boden.

Die 7. und 8. Division, die zu diesem Korps gehörten, hatten am 16. Juli Göding und Skalitz an der March besetzt, waren in den nächsten Tagen über den Fluß gegangen und weiter vormarschirt. Anfänglich wußte man noch nicht, wie stark die Oesterreicher in dieser Gegend seien, aber man erfuhr es ziemlich genau durch Rekognoszirungen, und hauptsächlich bewog den Prinzen, der bereits sicher wußte, daß mit der Mittagsstunde des 22sten eine fünftägige Waffenruhe beginnen würde, der Wunsch, noch einen Vortheil zu gewinnen, der bei den Friedensunterhandlungen in die Wagschale geworfen werden konnte, zu dem Befehle, der noch in der Nacht ausgegeben wurde, die feindliche Stellung am anderen Morgen anzugreifen.

Die große Straße führt von Stampfen über Bisternitz nach Preßburg und ist ein Defilee, weil sie im Osten die Karpathen und im Westen ein Höhenzug begrenzen; bei dem Dorfe Neudorf erhebt sich quer vor der Straße eine andere Höhe, hinter derselben, gegen Preßburg, liegt das Dorf Blumenau und westlich davon in ziemlicher Höhe das Dorf Kaltenbrunn.

Diese drei Dörfer hatten starke Truppenabtheilungen vom zweiten und zehnten österreichischen Armeekorps besetzt, und ihre 10 Batterien starke Artillerie stand auf den Bergen bei Neudorf.

Den Oberbefehl über die beiden preußischen Divisionen und eine Kavallerie-Division erhielt General-Lieutenant v. Fransecki und ordnete an, daß zwei Brigaden mit einer Avantgarde, welche das 72. Infanterie- und das 10. Husaren-Regiment bildeten, auf der geraden Straße vorgingen, während die 15. Brigade (das 31. und 71. Regiment) in der linken Flanke über die Karpathen ziehen sollten, um den Feind von Preßburg abzuschneiden.

Um sechs Uhr Morgens begann das Gefecht damit, daß eine Schwadron des 10. Husaren-Regiments auf zwei österreichische Ulanen-Schwadronen traf und mit denselben in's Hand-

gemenge gerieth; die anderen preußischen Schwadronen sprengten zur Hülfe herbei, warfen die Ulanen, mußten sich aber vor dem feindlichen Geschützfeuer wieder zurückziehen.

Jetzt kam auch die preußische Artillerie zur Aktion, und die Infanterie der Avantgarde, sowie eine Brigade griff mit Schützen in der Front an; das Gefecht stand hier lange Zeit. Das Dorf Neudorf gerieth durch die preußischen Granaten in Brand, die Artillerie avancirte und warf einen Kavallerie-Angriff zurück, auch die Infanterie drang schneller vor, und die österreichischen Geschütze fuhren theilweise ab. Schon waren preußische Abtheilungen bis Blumenau vorgedrungen, als ein österreichischer Parlamentär auf Grund der abgeschlossenen Waffenruhe um zwölf Uhr Mittags die Einstellung der Feindseligkeiten verlangte, so daß zum Aerger und Schmerze der braven Truppen der Kampf abgebrochen werden mußte.

Ohne dies wären die Oesterreicher verloren gewesen und jedenfalls sämmtlich in Gefangenschaft gerathen, denn um diese Zeit stand General von Bose, der den Flankenmarsch mit seiner Brigade unternommen hatte, nach einem sehr beschwerlichen Marsche und nachdem er eine österreichische Brigade zurückgeworfen, bereits bei der Jägermühle, $^{3}/_{8}$ Meilen von Preßburg entfernt und gerade im Rücken der Oesterreicher. Die Letzteren waren 10,000 Mann mit 40 Geschützen stark gewesen und verloren in dem Gefechte 400 Mann an Todten und Verwundeten, sowie 200 Gefangene. Die Preußen dagegen hatten einen Verlust von 100 Mann, darunter zwei todte Offiziere, zu beklagen.

Die so weit gegen Preßburg vorgerückte Brigade von Bose bivouakirte die Nacht hindurch an der Stelle, wo sie gerade stand, am anderen Morgen rückten die preußischen Truppen aber sämmtlich hinter die für die Waffenruhe bestimmte Demarkationslinie, in die Stellung zurück, die sie vor dem Gefechte innegehabt hatten.

Die Waffenstillstandsbedingungen sollten während dieser kurzen Waffenruhe der österreichischen Regierung vorgelegt werden,

und falls sie dieselben annahm, die Unterhandlungen für einen definitiven Frieden beginnen. Dies war besonders das Werk des französischen Botschafters Benedetti, das er endlich in dem Hauptquartier König Wilhelms zu Nikolsburg zu Stande brachte.

Wir wollen an dieser Stelle noch eines anderen Kriegsschauplatzes erwähnen, auf dem der Kampf freilich nur in kleinem Maßstabe geführt wurde. Dies war in Oberschlesien, wo, um die im Krakau'schen stehenden Oesterreicher von Einfällen auf preußisches Gebiet abzuhalten, unter Befehl des Generals Grafen zu Stolberg ein Korps von etwa 5000 Mann Stärke gebildet worden war, bestehend aus sechs Landwehr-Bataillonen, zwei Linien-Infanterie- und zwei Jäger-Kompagnien, zwei Kavallerie-Regimentern und einer Batterie.

Die erste Aufgabe dieses sogenannten fliegenden Korps war gewesen, die Eisenbahn zwischen Oderberg und Oswieczyn zu zerstören, was auch am 21. Juni gelang. Einige Tage später kamen die Oesterreicher unter Befehl des Generals Trentinaglia auf preußisches Gebiet und zerstörten den Bahnhof von Neu-Berun; in Folge dessen wurden sie von einem Theile des Stolberg'schen Korps am 27sten am Ufer der Weichsel angegriffen und zurückgeworfen, aber nicht weiter verfolgt. Zu derselben Zeit fand weiter nördlich, bei Myslowitz, ebenfalls ein kleines Gefecht statt, das nicht ganz zum Vortheile der Preußen ausfiel.

Hier entspann sich nun ein kleiner Krieg, in dem beide Theile versuchten, die Eisenbahn zu zerstören, den Gegner fortwährend zu beunruhigen und ihm seine Transporte fortzunehmen. Die Preußen besetzten die nahe der Grenze gelegenen österreichischen Städtchen und wurde für diesen Distrikt ein preußischer Civil-Kommissarius eingesetzt.

Am 16. Juli rückte österreichische Infanterie und Kavallerie über die Grenze auf der Straße nach Pleß vor, zog sich aber, als preußische Jäger und Kavallerie entgegenkamen, nach kurzem Gefechte wieder zurück. Nachdem das fliegende Korps nun noch verstärkt worden, ging es in den nächsten Tagen weiter nach

Oesterreichisch-Schlesien hinein, und das dritte Bataillon des 10. Landwehr-Regiments hatte am 24. Juli bei Dobruska einen recht hartnäckigen Kampf mit Freischaaren zu bestehen, jagte dieselben aber zurück.

Auch hier machte die Waffenruhe dem Kampfe ein Ende. —

Das waren also die Nachrichten, die der Offizier dem verwundeten Adjutanten brachte und die dieser, wenigstens was die Abbrechung des Gefechtes bei Blumenau und die Waffenruhe anbetraf, gerade auch nicht mit Freude vernahm. Nachdem so viel, so überaus Großes in einem so kurzen Zeitraume durch die preußischen Waffen vollbracht worden war, konnte man es wohl Keinem, der die letzteren geführt hatte, verdenken, wenn er sich nur schwer und unmuthig von der Hoffnung trennen mochte, Oesterreich durch den Einzug in seine Hauptstadt Wien auf das Empfindlichste zu demüthigen und ihm auf alle Bedingungen hin den Frieden zu diktiren.

Die höhere Politik mußte allerdings andere Rücksichten nehmen und konnte sich auch schon mit dem glänzenden Siege, den sie bisher errungen, begnügen.

Unter den Soldaten herrschte im Ganzen eine mißmuthige Laune, obgleich sich auch wohl Viele nach der Rückkehr in die Heimath sehnen mochten, und sie schüttelten die Köpfe noch mehr, als diese Waffenruhe bis zum 2. August verlängert wurde; bis dahin mußte sich der Kaiser von Oesterreich entschließen, ob er die Friedensunterhandlungen auf die ihm gestellten Bedingungen hin aufnehmen wolle.

XVII.

Ein ehrlicher Jude.

Rittmeister von Tannenburg hielt sich für überzeugt, daß er seinen Feind und Nebenbuhler getödtet oder wenigstens auf das Schwerste verwundet habe, denn die Mündung seines Pistols war ja kaum zwei Schritte von dessen Gesicht entfernt gewesen, und er hatte ihn vom Pferde sinken sehen. Er bedauerte, daß es ihm bei dem schleunigen Rückzuge seiner Husaren nicht möglich geworden war, sich von der Wirkung des Schusses genau zu überzeugen, und es kam ihm auch gar nicht in den Sinn, daß man seine Handlungsweise als unedel beurtheilen könne, denn er huldigte dem Grundsatze, daß im Getümmel des Gefechtes sich Jeder, ohne Rücksicht auf den Gegner, der Waffe bediene, die ihm gerade zur Hand und zu des Anderen Vernichtung am wirksamsten sei.

Dagegen läßt sich nun im Allgemeinen allerdings Nichts einwenden; hier stand der Fall aber doch ein bischen anders, und Hugo von Mohrfeldt hatte in dem Gefechte von Tobitschau dem Rittmeister davon ein sehr ehrenwerthes Beispiel gegeben. Diese beiden Männer haßten sich persönlich, mehr als Nebenbuhler wie als Oesterreicher und Preuße, Soldaten ihres Kaisers und Königs; wenn sie sich auch auf dem Schlachtfelde trafen, so war es doch immer als eine Art von Duell zu betrachten,

das sie mit einander ausfechten wollten, und bei einem solchen können und dürfen sich Ehrenmänner nur gleicher Waffen bedienen.

Darüber machte sich der Rittmeister also gar keine Skrupel, und der Fall seines Gegners trug nicht wenig dazu bei, ihn mit dem Mißlingen des ganzen nächtlichen Unternehmens zu versöhnen. Er dachte schon darüber nach, wie er Theresen von Liebow die Mittheilung von des Lieutenants von Mohrfeldt Tode machen solle, denn da er ihr freundschaftliches Verhältniß zu Major von B— nicht kannte, nicht einmal genau das zu Hugo, so nahm er an, sie werde jene Nachricht nicht sogleich erhalten; daß seine Mittheilung an sie aber mündlich, Auge in Auge geschehen müsse, stand in ihm fest, denn er mochte sich nicht versagen, zu beobachten, welchen Eindruck sie machen werde. Aus diesem Grunde schon hätte er gewünscht, daß seine Landsleute wenigstens bis hinter Schloß Glücksburg vorgedrungen wären und diesen Terrainabschnitt behauptet hätten, um baldmöglichst „seiner Braut" einen Besuch abstatten zu können; das Kriegsglück hatte es nun aber einmal anders gefügt, und nachdem er seine Husaren tüchtig darüber ausgezankt, daß sie in das Quarree nicht einzubrechen vermochten, beruhigte er sich wieder.

In dieser Nacht kam er mit seiner Schwadron nicht mehr zur Aktion und rückte wohlbehalten wieder in Olmütz ein.

An Theresen war er jetzt wirklich zweifelhafter als je geworden. Man weiß, daß er ihr arg gemißtraut, daß er sie sogar schon verdammt hatte und dann nach ihrer Rechtfertigung wieder anderen Sinnes geworden war. Dieser schnelle Wechsel ließ sich, wie er auch gegen Ninon Lafleur offen ausgesprochen, leicht dadurch erklären, daß er Therese nicht wirklich liebte, daß er nicht auf ihre Person, sondern nur auf ihr Vermögen eifersüchtig gewesen war. Im Hintergrunde seines Herzens war doch immer noch das Mißtrauen zurückgeblieben, daß sie ihm nicht die volle Wahrheit gesagt habe.

Wenn Dem nun aber so war, wie ließ es sich dann er-

klären, daß diese Frau mit eigener Aufopferung die Preußen verrathen und sogar den Mann, dem sie ein mehr als gewöhnliches Interesse schenkte, den Adjutanten, in Gefahr gebracht hatte? — An die Stärke ihrer Vaterlandsliebe glaubte der Rittmeister nicht, weil er eine Frau solcher starken Empfindungen überhaupt nicht für fähig hielt, und von der ganzen Größe ihrer Eitelkeit und ihres Stolzes hatte er auch keinen richtigen Begriff.

Das war ihm also ein Räthsel, über dessen Lösung er sich vergeblich den Kopf zerbrach, und endlich nahm er sich vor, zu seiner Erklärung den Juden Isaak Wolff zu benutzen, falls derselbe, wie er wünschte, bald nach Schloß Glücksburg zurückkehrte und sich daselbst noch einige Zeit lang aufhielte.

Gegen Morgen rückte das Ausfall-Detachement wieder in die Festung ein, und nachdem der Rittmeister seine Husaren entlassen hatte, begab er sich nach Hause.

Sein Diener Franz hatte sich mit Hülfe des Juden, der das kalte Wasser innerlich und äußerlich nicht sparte, schon wieder von seinem Rausche erholt und erinnerte sich durchaus nicht mehr der vertraulichen Eröffnungen, die er Isaak gemacht hatte. Sein Herr merkte ihm auch nichts Ungewöhnliches an und war dieses Mal zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, um zu fluchen und zu wettern.

„Ist der Jude noch da?" fragte er nur und stürmte, als er eine bejahende Antwort erhalten hatte, die Treppe hinauf.

„He, Isaak Wolff!" rief er schon auf dem Flur mit einer Stentorstimme, ohne sich um die Nachtruhe der übrigen Hausbewohner zu bekümmern, „wo steckst Du? Komme sofort in mein Zimmer hinüber!"

„Sogleich, Euer Gnaden, sogleich!" ertönte die Stimme Isaaks aus der Dienerstube.

Der Rittmeister kleidete sich schnell aus und warf die nassen Uniformstücke bunt durch einander im Zimmer umher, dann zog er seinen langen türkischen Schlafrock über, zündete sich eine Cigarre an und streckte sich bequem auf dem Sopha aus.

Der junge Jude trat ein, die kurze Ruhe hatte ihn wieder ganz munter gemacht.

„Jehovah sei gelobt, daß Euer Gnaden so glücklich aus dem heißen Kampfe wiedergekehrt sind!“ sagte er demüthig. „Sie haben wohl die Preußen ordentlich geklopft?“

„Den Teufel auch haben wir das! Die Kerls waren auf ihrer Hut und haben uns bald wieder heimgeschickt, sonst wäre ich noch längst nicht hier.“

„Gott der Gerechte!“ rief Isaak Wolff, der sich in Wahrheit gerade nicht sehr für das ganze Unternehmen interessirt hatte. „Da ist also ein großes Unglück geschehen?“

„Lasse das Wimmern, Jude!“ fuhr der Rittmeister barsch heraus. „Es war nur eine Bagatelle, nicht der gestörten Nachtruhe werth, und meine liebe Braut hat mir wenigstens gar keinen Gefallen mit ihrem übertriebenen patriotischen Eifer gethan.“

In seinem Verdrusse war er wieder einmal sehr ungerecht, denn er vergaß, daß er selbst bei seiner letzten Anwesenheit auf Schloß Rosenau von Theresen verlangt hatte, daß sie die Preußen ausspionire und über Das, was sie dabei in Erfahrung gebracht, mit ihm korrespondire. Diese Aufgabe hatte sie doch jetzt gewiß gut genug gelöst.

Der Rittmeister erinnerte sich übrigens noch zeitig genug, daß er an den Juden ein Verlangen zu stellen habe, dessen Erfüllung ganz von Isaak's gutem Willen abhing, und ging aus seinem barschen Tone in einen sanfteren und freundlicheren über.

„Setze Dich da auf einen Stuhl, Isaak,“ sagte er, „Du mußt immer noch sehr ermüdet sein.“

„O keineswegs, Euer Gnaden, ich habe Augen und Ohren offen,“ erwiederte der Jude, der wohl begriff, daß er nicht umsonst gerufen worden sei; indessen gehorchte er und setzte sich.

„Sage einmal, Isaak, wie sieht es auf Glücksburg aus? Wir haben jetzt mehr Zeit zu plaudern als vorher.“

„O, die gnädige Frau scheint sich ganz wohl zu befinden,“ lautete die vorsichtige Antwort, — „obgleich ich nicht daran

zweifle, daß es ihr lieber wäre, wenn der Herr Rittmeister täglich aus der Festung herüberreiten könnten."

„Hm, ich meine, wie lebt man jetzt dort?"

„Nun, seitdem die preußischen Offiziere daselbst in Quartier liegen —"

„Es sind also preußische Offiziere dort einquartiert?" rief der Rittmeister, sich auf dem Sopha heftig herumwerfend.

„Sogar vier, Euer Gnaden; sie benehmen sich übrigens höchst rücksichtsvoll und anständig."

„Kennst Du nicht ihre Namen?"

„Gehört habe ich sie wohl zuweilen, aber auch wieder vergessen."

„Entsinnst Du Dich nicht des Namens von Mohrfeldt?"

Der junge Jude kannte das Verhältniß Frau von Liebow's zu dem Adjutanten nicht und hatte denselben noch niemals gesehen; aber der Name von Mohrfeldt war ihm bekannt und interessirte ihn, weil ihn die Braut des Oberlieutenants Günther, an die er dessen Briefe besorgt hatte, führte. Er horchte hoch auf und war unentschlossen, was er antworten solle; deshalb stellte er sich, als ob er eine Weile nachsinne, dann sagte er:

„Nein, Euer Gnaden, ich habe diesen Namen noch niemals gehört, aber ich kann Sie versichern, daß kein Offizier, der sich so nennt, auf Glücksburg im Quartiere liegt."

Diese Nachricht war dem Rittmeister sehr angenehm.

„Nun," sagte er, „ich weiß, daß ein preußischer Lieutenant dieses Namens irgendwo in der Gegend herum steht — ich glaube, auf dem Bergschlosse bei Tyschnowitz — wenigstens war er vor einigen Tagen noch dort. Ich habe auch Grund zu der Vermuthung, daß er zuweilen Glücksburg besucht hat."

„Das wird nun wohl so bald nicht wieder geschehen," setzte er in so höhnischem Tone hinzu, daß der Jude darauf aufmerksam werden mußte. „Indessen, lieber Isaak, könntest Du mir einen Dienst leisten, den ich Dir gewiß gut bezahlen werde; Du weißt, daß ich nicht knickerig bin."

„Sie haben ganz über mich zu befehlen, gnädigster Herr Rittmeister.“

„Du gedenkst doch wieder nach Glücksburg zurückzukehren? Und wann?“

„Ja, Herr, ich möchte die Festung noch in der nächsten Nacht verlassen, nachdem ich vorher den sächsischen Herrn Ober-Lieutenant aufgesucht habe, den Retter meiner Familie in der Noth. Nach Glücksburg will ich allerdings zurückkehren, um der gnädigen Frau Bericht zu erstatten, und vielleicht geben Sie mir auch noch ein Billetchen mit —“

„Nein, Isaak,“ sagte der Rittmeister, „es wird genügen, wenn Du ihr Grüße von mir bestellst und sagst, daß ich in der Affaire dieser Nacht unverletzt geblieben sei, denn ich möchte sie und Dich nicht durch ein Schreiben gefährden, falls Dir das Unglück passiren sollte, von den Preußen aufgefangen zu werden.“

„O, damit wird es keine Noth haben. Aber ich wollte sagen, gnädiger Herr, daß ich nicht beabsichtige, mich auf Glücksburg tagelang aufzuhalten, denn ich habe sowohl Geschäfte in Nechanitz als große Sehnsucht nach meiner Braut Sarah.“

„Das ist mir sehr fatal, lieber Isaak; ich hoffe indessen, daß Du Deinen Entschluß noch ändern wirst; bei meinem Auftrage giebt es Etwas zu verdienen.“

„So lassen Sie doch hören, Herr Rittmeister.“

„Ich erwähnte vorher eines preußischen Lieutenants von Mohrfeldt,“ fuhr der Rittmeister zögernd fort, als ob es ihm schwer werde, die passenden Worte für eine delikate Angelegenheit zu finden. „Du sollst Dich nun mit den Dienern auf dem Schlosse, besonders mit dem Kammermädchen, in Verbindung setzen — durch freundliche Worte und ein paar Geschenke, die Du ihr für meine Rechnung machen kannst, erreicht man bei dergleichen Personen Alles — und über die Besuche dieses preußischen Offiziers die genauesten Nachrichten einziehen; jede Kleinigkeit ist mir dabei höchst wichtig, und Du darfst mir daher aus keiner Rücksicht Etwas, das Du hören solltest, verschweigen,

besonders so weit es mit Frau von Liebow selbst in Verbindung steht."

„Hast Du mich verstanden, Isaak?" fragte der Rittmeister, den Juden fest ansehend.

„Vollkommen, Euer Gnaden," erwiederte Isaak mit so listiger, bedeutungsvoller Miene, daß Jener ganz befriedigt war.

„Das Ergebniß Deiner Forschungen kannst Du, sobald Du es für hinreichend hältst, mir entweder brieflich zukommen lassen, wenn sich eine Gelegenheit dazu bietet, oder Du magst es mir später mittheilen, wenn ich aus diesem Kerker erlöst bin; ich werde Dich dann jedenfalls aufsuchen."

Isaak nickte mit dem Kopfe.

Er hatte wirklich vollkommen verstanden: der Rittmeister war eifersüchtig auf den preußischen Offizier; er sollte den Spion bei seiner Braut abgeben. Obgleich er bisher geglaubt hatte, die beiden Verlobten ständen im besten Einvernehmen mit einander — was sich ja auch durch die in dieser Nacht von Frau von Liebow abgesandte Botschaft zu bestätigen schien — hielt er er es doch nicht für ganz unmöglich, daß eine Frau, die ihren Ehemann schon so arg betrogen hatte, auch den neuen Bräutigam täusche. Er schätzte den Rittmeister gerade ebenso hoch, wie die Dame, d. h. er diente und hatte Beiden für Geld gedient, ohne sie zu lieben.

Isaak Wolff war ein ehrlicher Kerl mit einem guten Herzen, wie es sich dem sächsischen Oberlieutenant gegenüber erwiesen hatte; wenn er Geld verdienen konnte, war sein Gewissen nie zu eng, aber Dem, der ihn bezahlte, dem blieb er, so weit seine Verpflichtung eben reichte, auch treu. Hätte der im Rausche so geschwätzige Franzerl ihm nicht das Verhältniß des Rittmeisters zu der französischen Tänzerin verrathen, ein Verhältniß, das er mit Rücksicht auf Frau von Liebow für ein nichtswürdiges hielt, so würde er ihn, falls der Verdacht sich als ein begründeter erwiese, bemitleidet und ihm treu gedient haben; jetzt dachte er aber anders, nämlich: Wenn er Recht hat, so betrügen

sie sich gegenseitig und verdienen dann Beide ihre Strafe dafür; wozu soll ich mich dann in die Sache mischen? Führt ihm aber nur die blinde Eifersucht oder vielmehr die schmutzige Habgier Gespenster vor und ist Frau von Liebow unschuldig, dann ist es meine Pflicht, sie zu warnen. Zu Schurkenstreichen bietet Isaak Wolff nicht seine Hand.

Dem Rittmeister sagte er das natürlich nicht, denn er fürchtete dessen Jähzorn, im Gegentheil erklärte er sich bereit, die Mission zu übernehmen; als Jener sich aber erhob, aus seinem Sekretär eine gefüllte Börse nahm und sie vor den Juden mit den Worten auf den Tisch hinwarf: „Da hast Du einen Theil Deiner Bezahlung im Voraus, Isaak!" — schob er das Geld zurück und sagte in bescheidenem Tone:

„Lassen Sie es jetzt nur noch, gnädigster Herr. Sie wissen ja, daß ich die preußischen Vorposten noch einmal passiren muß, und da ist es besser, Sie verwahren mir die Belohnung bis nach gethaner Arbeit."

„Gut, Isaak!" meinte der Rittmeister und legte die Börse wieder in den Sekretär. „Du weißt, daß Du das Geld bei mir immer sicher hast."

„Gewiß, Euer Gnaden."

Der Rittmeister war müde, und da er nun das Geschäft, das ihm so sehr auf dem Herzen gelegen, ganz nach Wunsch erledigt zu haben glaubte, sagte er dem Juden, er wolle sich nun niederlegen. Isaak zog sich wieder in die Dienerstube zurück, und als es heller Tag geworden, machte er sich auf den Weg, um den sächsischen Oberlieutenant aufzusuchen.

Die Wohnung desselben hatte er bald gefunden und ließ sich anmelden. Hermann war sehr überrascht, als er seinen Namen hörte, und kam ihm mit freudiger Miene und großer Herzlichkeit entgegen. Wie mochte Isaak Wolff den Abstand zwischen der ihm von dem Rittmeister gewordenen Behandlung und dem Benehmen des Oberlieutenants fühlen! jedenfalls trug dies noch dazu bei, seine Abneigung gegen den Ersteren zu erhöhen.

Um Frau von Liebow nicht zu kompromittiren, sagte er Hermann nicht, daß er mit einer Botschaft von ihr und mit welcher nach der Festung gekommen sei, sondern er deutete nur an, daß ihn sein altes Geschäft dahin geführt habe; der Oberlieutenant war auch taktvoll genug, keine weiteren Fragen deshalb an ihn zu stellen.

Ein paar Mal schwebte es dem jungen Juden schon auf den Lippen, sich zu erkundigen, ob der preußische Lieutenant von Mohrfeldt, dessen der Rittmeister erwähnt hatte, ein naher Verwandter von Hermanns Braut sei, aber er drängte diese Frage immer wieder zurück, weil er sie nicht hätte rechtfertigen können, ohne den Auftrag des Rittmeisters zu verrathen, was vielleicht für Hermann ärgerliche Erörterungen herbeigeführt haben würde.

Dagegen bat Letzterer ihn, als er hörte, Isaak wolle schon in der nächsten Nacht die Festung wieder verlassen, einen Brief an seine Braut mitzunehmen, dessen Beförderung von Nechanitz aus mit der Post jetzt keine Schwierigkeiten mehr haben konnte. Isaak Wolff war sofort dazu bereit, und der Oberlieutenant schrieb einen langen zärtlichen Brief, in dem er Emma alle seine Erlebnisse schilderte und sie über seine persönliche Sicherheit ganz zu beruhigen suchte.

Der junge Jude hielt sich den größten Theil des Tages bei ihm auf und nahm dann gerührt Abschied, nachdem er ihm mitgetheilt, daß er das gefährliche Handwerk der Spionage nun gänzlich aufzugeben und sich bald zu verheirathen gedenke.

„Und wenn,“ setzte er hinzu, „was Gott geben möge, es jetzt wirklich zum Friedensschlusse kommt und Sie, Herr Ober-Lieutenant, Ihr Rückweg nach der Heimath in die Gegend von Nechanitz führen sollte, so vergessen Sie wohl den treuen Isaak Wolff nicht, der mit seiner Sarah keine größere Freude erleben könnte, als Ihnen seine kleine neue Wirthschaft zu zeigen.“

Hermann gab ihm dieses Versprechen, falls die Umstände dessen Ausführung erlaubten, aber er konnte nicht unterlassen, dabei aus tiefstem Herzen zu seufzen:

„Gott allein weiß, wann der Tag der Heimkehr für uns kommen wird und wie wir sie dann wiedersehen werden! Ich fürchte, daß unser armes Vaterland und besonders der König und die Armee noch schwere Prüfungen durchzumachen haben werden.“

„Vertrauen Sie auf Gott und das Recht!“ tröstete der Jude.

Beide drückten sich zum Abschiede warm die Hand, und Isaak Wolff ging mit traurigem Gesichte; es war wenig Aussicht vorhanden, daß er den Oberlieutenant, an dem er mit so dankbarer Ergebenheit hing, je wiedersehen werde.

Sein nächstes Geschäft in Olmütz, wo er weiter keine Bekannten hatte, war, sich nach der französischen Tänzerin zu erkundigen. Die Juden nehmem ihre Glaubensgenossen an fremden Orten fast immer gastfreundlich auf, und Isaak Wolff hatte bald eine Bekanntschaft geschlossen. Die Nachrichten, die er dadurch erhielt, waren folgende:

Mademoiselle Ninon Lafleur — denn eine andere Französin gab es zur Zeit nicht bei dem Theater — war erst seit Kurzem in der Stadt und hatte weniger durch ihre Kunst als durch ihre pikante Schönheit die Gunst eines gewissen Theiles des Publikums gewonnen. Man hatte in Erfahrung gebracht, daß sie sich vordem in Josephstadt aufgehalten habe, über ihre früheren Verhältnisse war aber Nichts bekannt geworden. Ueber ihren Ruf ließ sich nichts Nachtheiliges sagen; es war nur aufgefallen und gab den Spöttern und Klatschmäulern Stoff zu mancherlei Bemerkungen, daß sie ein erst wenige Monate altes Kind mitgebracht hatte. Uebrigens schien sie sich in den besten Verhältnissen zu befinden, denn sie bewohnte ein hübsches Häuschen — die genaue Adresse erfuhr Isaak auch — und machte große Ausgaben für Putz, gute Weine und alle möglichen Leckereien, die sie stets baar bezahlte; sonst lebte sie sehr zurückgezogen mit einer alten Haushälterin.

„Diese gute Frau,“ schloß der Berichterstatter des jungen

Juden, „besitzt die große Weibertugend maßloser Geschwätzigkeit, und die Klatschschwestern unserer Stadt, denen Mademoiselle Ninon immer noch ein interessantes Räthsel ist, das sie gar zu gern lösen möchten, haben sich schon alle erdenkliche Mühe gegeben, Frau Barbara auszuhorchen; bisher hat sich, wie ich von meiner Frau erfahren, die Haushälterin trotzdem nur einmal die Zunge lösen lassen, indem sie äußerte, ihre Mamsell werde über Lang oder Kurz einen vornehmen und sehr reichen Herrn, der sich in der glänzendsten Stellung befinde, heirathen; die Umstände erlaubten dies jetzt noch nicht, aber es werde einmal die Zeit kommen, wo ihr der Titel „gnädige Frau" gebühre."

Isaak Wolff lächelte still in sich hinein, aber in diesem Lächeln lag eine Art von Bitterkeit. Nachdem er seinem Glaubensgenossen für die bereitwillige Auskunft gedankt hatte, empfahl er sich ihm und flanirte die Straße auf und nieder, in welcher das Haus der französischen Tänzerin lag, in der Hoffnung, sie oder Frau Barbara zu Gesicht zu bekommen und mit der Letzteren vielleicht eine Unterhaltung anknüpfen zu können. Seine Erwartungen erfüllten sich indessen nicht, und da es finster zu werden begann, gab er seine Absicht auf und sagte zu sich selbst:

„Was thut's, daß ich sie nicht gesehen habe? — ich weiß ja schon genug."

Nach Mitternacht trat Isaak Wolff seinen gefährlichen Weg wieder an; der Kommandant, bei dem er sich der erhaltenen Weisung zufolge gemeldet und der ihm ein hübsches Sümmchen eingehändigt, hatte dafür gesorgt, daß er von einem Korporal aus der Festung und bis an die Grenze des Glacis, die noch mit Posten besetzt war, geleitet werde; von da aus ging er in derselben Weise zurück, wie er gekommen war.

Dieses Mal erlebte er nicht ein so gefährliches Abenteuer, wie auf dem Hinwege; das Glück begünstigte ihn fast wunderbar, denn er überzeugte sich, daß er durch die Chaine der Preußen gekommen sei, ohne dies selbst zu wissen, viel weniger ge-

sehen worden zu sein. Auch weiterhin stieß er auf keine Patrouille, und erst unmittelbar vor dem Schlosse wurde er von einer Schildwache angerufen. Zufällig kannte ihn dieser Mann als den Faktor der Schloßherrin, da er selbst in dem Hause einquartiert war, und ließ ihn deshalb passiren, nachdem Isaak ihm ein hübsches Mährchen über die Veranlassung seines nächtlichen Spazierganges aufgetischt hatte.

Das Haus war nicht verschlossen, und ungehindert gelangte er in das ihm angewiesene Stübchen, wo er sich, herzlich froh, so guten Kaufes davongekommen zu sein, niederlegte und tüchtig ausschlief.

Erst am anderen Morgen erfuhren die Schloßbewohner seine Anwesenheit und drangen mit Fragen in ihn, wo er gewesen sei, aber er täuschte auch sie.

So wenig der Bediente Johann ihn leiden mochte, weil er in ihm einen bevorzugten Nebenbuhler in der Gunst seiner Herrin zu sehen geglaubt, so hatte der schlaue Fuchs dem Juden doch Zuneigung und nebenbei etwas Geistesbeschränktheit geheuchelt, so daß Isaak, der sich vergewissern wollte, ob der Verdacht des Rittmeisters in Betreff Frau von Liebow's und des preußischen Offiziers gegründet sei, sich dieserhalb an ihn zu wenden gedachte. Auf seine Frage nach Johann erhielt er von den übrigen Dienstboten die Antwort, derselbe sei von der Gnädigen zur besonderen Aufwartung des verwundeten Offiziers bestimmt worden.

„Ein verwundeter Offizier ist im Schlosse?" fragte Isaak erstaunt.

„O, Ihr wißt wohl noch gar nicht, was in der vorvergangenen Nacht passirt ist?"

„Kein Sterbenswörtchen," erwiederte der junge Jude mit der unbefangensten Miene von der Welt.

Die Knechte und Mägde erzählten bunt durch einander von dem Kampfe, der bei den Vorposten stattgefunden und an dem auch die Einquartierung des Schlosses theilgenommen, und wie

man nach dem Gefechte sechs verwundete Soldaten und einen Offizier hergebracht habe, welche die Herrin nun auf das Beste verpflegen lasse.

„Und wer ist dieser preußische Offizier?" fragte Isaak, der sich einer Ahnung nicht entschlagen konnte.

„Die anderen Herren Offiziere nennen ihn Lieutenant von Mohrfeldt."

„Und," flüsterte eine der Mägde, welche an dem hübschen Isaak schon seit seiner Anwesenheit auf dem Schlosse Gefallen gefunden zu haben schien und sich immer gern dienstfertig zeigte, ihm in's Ohr, „er ist ein alter Bekannter unserer Gnädigen und hat sie schon zwei Mal auf dem Schlosse hier besucht."

„Ich weiß genug," dachte Isaak wieder und schüttelte heimlich den Kopf.

Als Frau von Liebow erfuhr, daß ihr Bote zurückgekehrt sei, ließ sie ihn sogleich vor sich kommen und begrüßte ihn sehr freundlich.

„Nun, Isaak, erzählt, wie es Euch ergangen ist," sagte sie und winkte ihm, sich ihr gegenüber niederzusetzen.

Isaak berichtete getreulich, nur ließ er die unwirschen Reden des Rittmeisters fort und bestellte allein dessen Grüße.

„Weiter läßt er mir Nichts sagen, hat keinen Brief an mich mitgegeben?" fragte Therese mit gerunzelter Stirn.

„Weiter Nichts, Euer Gnaden."

Der Jude machte ein ziemlich finsteres Gesicht, und dasselbe klärte sich nicht einmal auf, als Frau von Liebow ihm die in Verwahrung genommene Börse mit den fünfzig Dukaten wieder einhändigte.

„Was habt Ihr nur, Isaak?" fragte sie verwundert. „Ihr seht ja so mißmuthig aus."

„Es mag von der Ermüdung kommen, gnädige Frau. Und dann wollte ich gleich um die Erlaubniß bitten, mich bei Ihnen verabschieden zu dürfen."

„Wohin wollt Ihr denn, Isaak?" rief sie überrascht.

„Nach Nechanitz zurückkehren, Euer Gnaden; ich habe, als ich in so großer Gefahr war, von dem vorübergehenden preußischen Posten entdeckt zu werden, einen heiligen Schwur gethan, daß dieses mein letzter Botengang der Art sein solle — und ich halte immer meine Schwüre, obgleich ich nur ein von den Christen verachteter Jude bin.“

Isaak sprach die letzten Worte mit besonderer Betonung, und wenn es der schönen, treubrüchigen Wittwe auch nicht in den Sinn kam, daß er auf sie anspielen könne, so wurde sie doch unangenehm berührt. Sie versuchte nicht, den Juden umzustimmen, sondern zwang sich, auf die freundlichste Weise von ihm Abschied zu nehmen. Er küßte stumm einen Zipfel ihres Kleides und ging, um sich reisefertig zu machen.

Eine Stunde darauf verließ er zu Fuß das Schloß und schlug den nächsten Weg ein, der ihn nach Nechanitz bringen mußte. Noch einmal wandte er sich um, sah das Schloß mit düsteren Blicken an und murmelte:

„Sie ist nicht besser als er; mögen sie ihrem wohlverdienten Schicksale entgegen gehen! Der Gott meiner Väter sei gelobt dafür, daß er mir in Sarah eine Braut gegeben hat, die bald mein treues Weib sein wird!“

Druck von A. Sacco (verantwortlich J. Kerskes) in Berlin.

Inhalts-Verzeichniß.

Dritter Band.